Dec
6ª
1
J. H.

Noth- und Hülfs-Büchlein

oder

lehrreiche

Freuden- und Trauer-Geſchichte

der Einwohner

von

Mildheim.

Neue verbeſſerte Auflage.

Mit Hochfürſtlich-Bamberg- und Wirzburgiſcher höchſter Genehmigung und Freyheit.

Gotha und Wirzburg, 1790.

Dieß ganze Buch iſt mit Bedacht
Für Jung' und Alte ſo gemacht,
Daß, wer es lieſt und darnach thut,
Verſtand, Geſundheit, guten Muth
Erhält, auch wohl ein reicher Mann
Nach deſſen Vorſchrift werden kann.
Zur Luſt für Kind und Kindes-Kind
Viel ſchöne Bilder drinnen ſind.
Wohlfeilen Preiſes iſt es auch:
Deshalben kauf es und gebrauch
Es fleißiglich in Fried und Ruh!
Gott gebe das Gedeihn dazu!

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Nachricht.

Dieſes Buch iſt in **Gotha** in der Expedition der Deutſchen Zeitung, und in **Wirzburg** bey dem Buchhändler **Franz Xaver Rienner**, das Stück für 18 Kr. rhn. oder 4 ggl. in Gold zu haben: aber die auswärtigen Käufer müſſen das Geld baar und franco einſchicken und die Fracht für die Packete bezahlen. Darum müſſen an andern Orten die Liebhaber für einzelne Exemplare in den Buchhandlungen und bey den Buchbindern etwas mehr zahlen.

Franz Ludwig

v. G. G. des heil. Röm. Reichs Fürſt, Biſchof zu Bamberg und Wirzburg, auch Herzog zu Franken ꝛc. ꝛc.
ein redlicher Landesvater und wahrhaft chriſtlicher Biſchof.

Ihm — der ſein treues Volk, gleich einem Vater liebt,
Der von der Chriſten-Pflicht ſelbſt Lehr' und Beyſpiel giebt,
Spitäler ſtiftet und die Armen liebreich pfleget,
Zur Nachwelt Glück den Grund in beſſern Schulen leget —
Ihm weihet, mit dem Wunſch: Gott lohne Ihn dafür!
Der Autor dieſes Buch, aus Pflicht und Dankgebühr.

Von Gottes Gnaden Franz Ludwig Biſchof zu Bamberg und Wirzburg, des heiligen Römiſchen Reichs Fürſt, Herzog zu Franken ꝛc. ꝛc.

Bekennen öffentlich mit dieſem Briefe, und thun kund jedermänniglich, wasmaßen **Uns** der Verfaſſer des bekannten **Noth- und Hülfsbüchleins** für das Landvolk, Rath Becker zu Gotha, unterthänigſt gebeten habe, daß **Wir** ihm ein Druckprivilegium über die neue von ihm zu veranſtaltende Auflage dieſes Büchleins, welche derſelbe einer von **Uns** angeordneten Cenſur vorher untergeben hat, für **Unſere Fürſtlich-Bambergiſche und Wirzburgiſche Hochſtifts-Lande** zu ertheilen gnädigſt geruhen möchten; da **Wir** nun demſelben hierinfalls zu willfahren keinen Anſtand gefunden haben: ſo ertheilen **Wir** ihm die Freyheit in Kraft dieſes, daß derſelbe obbeſagtes Werk in der neuen Auflage in **Unſeren** beyden Fürſtenthümern verkaufen dürfe. Gebiethen anbey aber allen Buchhändlern, Buchdruckern, und Buchbindern in **Unſeren Fürſtlich-Bambergiſchen und Wirzburgiſchen Hochſtifts-Landen** bey Vermeidung ſchwerer Strafe, und der Confiſcation dieſes Buchs, ſolches auf keinerley Weiſe nachzudrucken, und den Nachdruck zu verkaufen; zu weſſen mehrerer Bekräftigung **Wir** gegenwärtiges Privilegium eigenhändig unterſchrieben, und **Unſer** größeres geheime Kanzley-Inſiegel hievordrucken laſſen. So gegeben und geſchehen in **Unſerer** Fürſtlichen Reſidenzſtadt Bamberg, den 14. October 1789.

(L.S.) **Franz Ludwig**, B. u. F. z. B. u. W.

Freu-

Freuden = und Trauer = Geſchichte
der Einwohner von Mildheim.

Erſtes Capitel.
Was der Herr Hauptmann von Mildheim und der alte Herr Pfarrer Wohlgemuth von dem menſchlichen Leben halten.

Ein reicher Edelmann, Herr von Mildheim genannt, welcher in ſeiner Jugend unter den kaiſerlichen Truppen als Hauptmann gedient hatte, lebte im Alter auf ſeinem ſchönen Ritterguthe, welches auch Mildheim hieß. Seine Speiſekammer und ſein Keller waren reichlich verſehen, und er hatte einen ſehr geſchickten Koch: aber wegen ſeiner geſchwollenen Füße durfte er unter zehnerley Speiſen kaum Eine genießen, keinen Wein trinken, und mußte oft Wochen lang das Bett hüten. Er war zweymahl verheyrathet geweſen, und hatte von ſeiner erſten Frau einen Sohn, der auf der Univerſität ſtudirte, und eine Tochter. Die zweyte Frau war während ihrer erſten Schwangerſchaft plötzlich geſtorben, als ſie von

einem Tanze nach Hauſe fuhr Dieſen Todesfall zog ſich dieſer Herr ſehr zu Gemüthe; und weil er nun ganz allein war, ſo las er oft in Büchern, oder ſaß in ſeinem Lehnſtuhl, und beſann ſich wieder auf alles, was er ſein Lebenlang in fremden Ländern und an den fürſtlichen Höfen, wie auch unter den Soldaten geſehen und gehöret hatte. Dabey erinnerte er ſich auch an alles, was er von Jugend auf ſelbſt gethan hatte, und es reuete ihn manches ſo ſehr, daß er wünſchte, es lieber nicht gethan zu haben! Aber zuletzt giengen ſeine Gedanken immer dahin aus, daß es ein elend jämmerlich Ding ſey um aller Menſchen Leben. Wurde ihm nun die Zeit zu lang: ſo ließ er den Pfarrherrn des Orts, einen alten ehrlichen Mann mit einem eisgrauen Kopfe, Nahmens Chryſoſtomus Wohlgemuth, zu ſich kommen. Mit dieſem ſprach er aus den Zeitungen, oder was ſonſt neues vorfiel, und da mußte der Herr Pfarrer alles frey heraus ſagen, wie ers meynte. Gemeiniglich brachte aber der Herr von Mildheim das Geſpräch auch darauf: daß es ein elendes Leben in der Welt ſey, und daß der Menſch, er ſey reich oder arm, vornehm oder gering, ſehr viel Leiden auszuſtehen habe. Dabey berief er ſich auf ſeine lahmen Füße, die ihn ſo ſehr ſchmerzten, daß er bey allem Geld und Gut täglich nichts rechtes genießen könne, und manche Nacht ſchlaflos zubringen müſſe. Von ſeinem ganzen Leben an den kaiſerlichen, königlichen und fürſtlichen Höfen, auch bey der Armee und in ſeinem zweymaligen Eheſtande, erzählte er ſo viel Uebels, daß alle die Luſtbarkeiten, die er mitgemacht hatte, nichts dagegen waren. Auch führte er den weiſen König Salomon zum Zeugen an, welcher im Eccleſiaſtes oder Prediger, im 1ſten Capitel ſagt: "Ich habe alles geſehen, was unter der Sonne geſchiehet: und ſiehe! es war alles Eitelkeit und Bekümmerniß des Geiſtes." Dagegen

wandte ihm der Herr Pfarrer ein: der liebe Gott habe doch alles ſehr gut erſchaffen. "Sehen Sie nur, gnädiger Herr, ſagte er, das Vieh auf ihrem Hofe herumhüpfen; wie es ſo luſtig iſt, wenn es ſein Futter hat! Die Vögel im Walde ſingen vor Vergnügen, die Bienen ſumſen, die Fiſche ſpielen im Waſſer und die kleinſte Mücke fliegt luſtig im Sonnenſchein herum, und freut ſich darüber, daß ſie lebt. Warum ſollte denn Gott die Menſchen allein zur Quaal und Marter geſchaffen haben, die er am liebſten hat vor allen Thieren? Nein, glauben Sie mir, wenn es uns Menſchen ſchlimmer gehen ſollte, als den Thieren, ſo müßten wir ſelbſt Schuld daran ſeyn! Denn der gütige Gott hat es uns an nichts fehlen laſſen, das zu unſrer Zufriedenheit gehört. Aber wir vergrößern oft die kleinen Leiden und Schmerzen, die wir auszuſtehen haben, indem wir ſie uns ſchlimmer vorſtellen, als ſie ſind, und nicht bedenken, daß ſie zu unſerm wahren Beſten dienen." Der Herr von Mildheim erzählte dann, wie er ſein Lebenlang ſo viele tauſend Menſchen gekannt habe, welche alle mißvergnügt und des Lebens müde geweſen wären; und zwar Könige und Fürſten, Reiche und Große oft noch mißvergnügter, als die Bettler, die das Brod vor den Thüren ſuchen, und die gelehrten Leute unzufriedener, als die ungelehrten. Dieſes konnte der Herr Pfarrer freylich nicht läugnen, weil es wirklich wahr iſt. Er blieb aber doch dabey: wenn nur ein jeder in ſeinem Stande immer thäte, was recht und gut iſt; ſo könnten alle Menſchen vergnügt und glücklich leben. Er wußte dieſes auch ſo ſchön zu erklären, daß ihm der Edelmann zuletzt Recht geben mußte, und aus der ganzen Geſchichte wird man ſehen, daß er auch wirklich recht hatte.

Zu andern Zeiten ſprachen ſie davon: ob es nicht viele Leute in der Welt gäbe, die man wohl entbehren, und das, was ſie verzehrten, andern geben könne; in-

dem oft unnütze und träge vornehme Leute Ueberfluß hätten, und dagegen mancher arbeitſame Bürger und Bauer Noth leiden müßte? Denn der Herr von M. war darüber auch oft mißvergnügt, daß er ſein Lebenlang immer alles voll auf gehabt hatte, ohne eine beſonders nützliche Arbeit für andere Menſchen zu verrichten. Der Herr Pfarrer meynte dagegen: es ſey gar eine ſchöne Einrichtung Gottes mit den vielerley Ständen in der Welt. Es müßten Regenten, Räthe, Beamten, Soldaten, Gelehrte, Geiſtliche, Aerzte, Kaufleute, Künſtler, Handwerker und Bauern, auch Reiche und Arme unter einander ſeyn: damit einer dem andern helfe, einer dieß der andere jenes verrichte; auf daß ſie alle ein vergnügtes Leben führen könnten, und daß keinem etwas an ſeiner Nothdurft abgehe. So ſprachen ſie hin und her über die Sache. Weil aber der Herr von Mildheim in ſeiner Jugend nicht fleißig über das menſchliche Leben nachgedacht, und als Soldat ſich nicht mit dem Studiren abgegeben hatte: ſo blieb er dem gelehrten Pfarrherrn manche Antwort ſchuldig. Er merkte auch wohl, daß ſeine beſtändige Traurigkeit mit davon herkäme, daß er die Abſicht, wozu der Menſch erſchaffen iſt, und die Mittel, ein frohes Gemüth zu haben, in der Jugend nicht recht erlernet hätte. Er dachte daher: was du nicht kannſt, ſoll doch dein Sohn lernen, und ließ dieſen erſt durch einen geſchickten Informator, und hernach auf der Univerſität zu Wirzburg recht fleißig unterrichten. Und weil er wohl wußte, daß Selbſtſehen beſſer iſt, als Hörenſagen: ſo verordnete er, als ſeine Zeit zum Sterben kam, noch in ſeinem Teſtamente, wie ſein Sohn das Thun und Laſſen der Menſchen und die Urſachen, warum ſo viele nicht recht glücklich ſind, erforſchen, und ſich nicht blos auf die Beſchreibungen davon in den Büchern verlaſſen ſollte.

Zweytes Capitel.

Wie der Herr Hauptmann von Mildheim geſtorben und begraben worden, und was ſich dabey für ein groſſes Unglück geoffenbaret.

Die beſtändige Traurigkeit des Gemüths war nun mit Urſache, daß der Herr von Mildheim den Tod ſeiner zwenten Gemahlin kaum ein halbes Jahr überlebte. Er ſtarb aber am Podagra oder Zipperlein, welches in den Leib zurück ſchlug, da er einmahl, wider die Vorſchrift des Arztes, in feuchter Witterung auf die Jagd geritten war. Sein Sohn kam aber noch vor ſeinem Ende von der Univerſität zurück, und drückte ihm die Augen zu. Er betrübte ſich auch über ſeinen Tod, wie ſich ein guter Sohn über einen guten Vater zu betrüben pflegt: denn der alte Herr hatte ihn, als ſeinen Stammhalter, herzlich geliebt, und der Sohn liebte ihn wieder von ganzen Herzen. Ehe nun die Beerdigung geſchahe, gieng der Schulmeiſter mit dem Todtengräber in das hochadeliche Erbbegräbniß, um darin einen Platz für den Sarg auszuſuchen. Und wie ſie die Thür

von der Gruft aufthaten, ſtürzte der Schulmeiſter vor Schrecken und Entſetzen zu Boden über die ſchreckliche Geſtalt, die ihm da ins Auge fiel. Der Todtengräber erſchrack ſo ſehr über den Fall des Schulmeiſters, daß er nicht gleich ſahe, was es war: aber wie er die Augen wieder aufrichtete, ſah ers auch, und fieng an mit allen Gliedern zu zittern, wie Eſpenlaub, und die Haare auf dem Kopfe ſtanden ihm zu Berge. Die verſtorbene gnädige Frau ſaß nähmlich leibhaftig in ihrem weißſeidenen Todtenkleide auf einem Sarge. Mit dem Rücken lehnte ſie an der Mauer der Gruft, und auf ihrem Schooße lag etwas, wie ein Gerippe von einem kleinen Kinde. Das lange weiſſe Todtenkleid war mit Blut befleckt, und das Geſicht war grauſam entſtellt. Der Todtengräber ließ den Schulmeiſter, der in Ohnmacht gefallen war, liegen, wo er lag, und wankte bis zum nächſten Leichenſteine; weil ihn ſeine Füße nicht weiter trugen; ſo ſtarr und ſteif hatte ihn der Schrecken gemacht. Unterdeſſen kam des Schulmeiſters Hund herzugelaufen, der heulte und bellte jämmerlich, da er ſeinen Herrn wie todt auf der Erde liegen fand, und die weiſſe Geſtalt in der dunkeln Gruft ſah. Durch dieß Bellen des Hundes kam er endlich wieder zu ſich ſelbſt, und lief nun, was er konnte, nach dem Schloſſe, die Sache zu melden. Vor Stottern und Stammeln konnte er aber nichts heraus bringen, als die Worte: "**Ach! die ſelige gnädige Frau im Gewölbe! — Gott erbarme ſich!** — Der Schloßverwalter, der keine Geſpenſter glaubte, nahm daher flugs etliche Leute mit ſich, und gieng hin, zu ſehen, was es wäre. Und da fanden ſie mit großer Betrübniß und Entſetzen, daß es wirklich der todte Leichnam, der vor einem halben Jahre während ihrer Schwangerſchaft plötzlich verſtorbenen Frau Hauptmännin war. Der Verwalter und alle, die bey ihm waren, ſchrieen: Ach! daß es

Gott

Gott im Himmel erbarme! die liebe ſelige Frau! und weinten und ſchluchzten laut, da ſie merkten, wie es zugegangen ſeyn müſſe, daß ſie aus ihrem Sarge gekommen war, und da aufrechts ſaß. Sie war nähmlich nicht wahrhaftig todt geweſen, als man ſie begraben hatte: ſondern ſie hatte nur in einer ſtarken Ohnmacht gelegen; wie es denn Exempel giebt, daß ſolche Ohnmachten drey, vier Tage und darüber anhalten. In der Gruft war ſie hernach wieder zu ſich ſelbſt kommen. In der Angſt und Verzweiflung hatte ſie ſich das Geſicht und die Arme zerfleiſcht, und nachdem ſie endlich den Deckel vom Sarge herabgebracht und herausgeſtiegen war, hatte ſie vermuthlich vor Schrecken und Furcht eine unzeitige Niederkunft gehabt, und war darnach vor Schwachheit, und weil ihr niemand zu Hülfe kam, geſtorben. Dieſes mußte des Nachts geſchehen ſeyn; indem ſich niemand im Dorfe erinnerte, um jene Zeit ein Pochen oder Schreyen in der Kirchen gehört zu haben: wiewohl auch die Kirche etwas entfernt von den Häuſern auf einer Anhöhe liegt. Weil der Sarg, auf den ſie ſich geſetzt hatte, eben in einer Ecke der Gruft ſtand: ſo war ihre Leiche hernach im Tode nicht umgefallen, ſondern aufrechts ſitzen geblieben, und ſahe deſto fürchterlicher aus. Die Nachricht von dieſem großen Unglück lief nun bald durchs ganze Dorf, und alles ſchriee und wehklagte, daß die liebe gnädige Frau ſo ein ſchmerzliches und jämmerliches Ende hatte nehmen müſſen. Der alte Herr Pfarrer weinte wie ein Kind, und dachte wieder an den Spruch, den der verſtorbene Herr ſo oft geſagt hatte: **ich habe geſehen alles, was unter der Sonne geſchieht, und es war alles Eitelkeit und Bekümmerniß.** Denn er hatte ſelber die Heyrath geſtiftet: weil die Selige eine brave chriſtliche Perſon und von vornehmen Adel, aber eine ſo arme Waiſe war, daß ſie bey ihren An-

verwandten das Gnadenbrod eſſen mußte. In ihrem Eheſtande war es ihr nun recht wohl gegangen. Der Herr von Mildheim hatte ſie ihrer Sittſamkeit und Tugend wegen recht herzlich geliebt; darüber hatte ſich der alte gute Pfarr in ſeiner Seele gefreuet, und nun hatte die unglückliche Frau eines ſo erbarmenswürdigen Todes ſterben müſſen. Der junge Herr wollte ſich nicht zufrieden geben über dieſes große Unglück, und aß vor Traurigkeit in zwey Tagen keinen Biſſen. Denn er hatte ſeine Stiefmutter lieber gehabt, als manche Kinder ihre rechte Mutter haben, und ſie hatte ihm auch ſo liebreich begegnet, als ob er ihr rechter Sohn wäre. Jedoch brachte ihn der Herr Pfarrer, der bey ſeinem Troſte ſelbſt bitterlich weinte, endlich durch Zureden dahin, daß er wieder aß und trank. Noch an dem Abend, da das Begräbniß des verſtorbenen Herrn geſchahe, ſtellte er ihm unter andern vor: Gott habe dieſes große Unglück wohl deswegen geſchehen laſſen, damit er und das ganze Dorf darauf merken, und keinen Menſchen wieder begraben laſſen ſollten, ehe man ganz gewiß verſichert wäre, daß er wirklich todt ſey. Denn ſo mache es der gute Vater im Himmel gar oft, daß er ein Unglück geſchehen laſſe, nicht um die Menſchen, die es trifft, dadurch zu ſtrafen, ſondern die andern, die es trifft, zu warnen, daß ſie dem Unglücke auf ein andermahl zuvorkommen ſollen. "Aber, ſagte der junge Herr von Mildheim, was hatte denn meine liebe Mutter verſchuldet, daß dieß entſetzliche Unglück eben über ſie kommen mußte? Es ſterben ja ſo viele andere gemeine Leute im Dorfe?" — Faſſen Sie ſich, gnädiger Herr! antwortete ihm der Herr Pfarrer — Gott iſt eben ſo weiſe, als er gütig iſt. Sehen Sie! die Särge der gemeinen Leute werden in den Gräbern ſo ſchwer mit Erde bedeckt, daß ſie nicht herauskommen können, ſondern elendiglich

darinne

darinne erſticken müſſen: daß man es alſo nicht gewahr wird, wenn einer im Grabe wieder aufwacht. In der hochadelichen Gruft konnte dieſes aber leichter bemerkt werden, und darum hat es Gott wohl geſchehen laſſen. Mir ſchaudert die Haut, wenn ich denke, daß vielleicht ſchon mancher von unſern Nachbarn ſo lebendig begraben worden iſt. Aber doch ſey Gott gelobt und gedankt, daß er uns nun die Augen geöffnet hat! Das muß Sie tröſten, lieber Herr, daß Ihre wohlſelige Frau Mutter eine ſo fromme gute Chriſtin war, die gewiß einen ſchönen Tod gehabt hat, und daß ſie ſich nun im Himmel darüber freuen wird, wenn ihre letzte martervolle Stunde hier auf Erden Urſache iſt, daß von nun an hier im Dorfe und vielleicht in der ganzen Gegend alle Menſchen vor ſolchem Unglück bewahret bleiben. "Und wie ſoll das geſchehen?" fragte der Junker. Dieß verdient, daß wir recht ſorgfältig darüber nachdenken, antwortete der Herr Pfarrer, und dazu möchte jetzt nicht Zeit genug vorhanden ſeyn: weil der Leichenwagen ſchon angeſpannt iſt. Darauf begleiteten ſie den Leichnam des verſtorbenen Herrn in aller Stille zu Grabe, und ſchieden traurig von einander.

Drittes Capitel.

Durch Schaden wird man klug.

Des andern Tages, nachdem der Leichnam der ſeligen Frau von Mildheim wieder ordentlich in den Sarg gelegt, und der verſtorbene Herr zwiſchen ſeinen beyden Frauen in der Gruft beygeſetzt war, wie ers verordnet hatte: ſo gieng der Herr Pfarrer zu dem jungen Herrn und beſprach ſich mit ihm darüber, wie ſie das einrichten wollten, daß niemand mehr lebendig begraben werden könnte. Bey dieſer Gelegenheit kamen ſie auch auf allerhand andere Unglücksfälle zu ſprechen, welchen der Menſch durch Vorſicht und Ueberlegung

entgehen

entgehen, oder aus welchen er ſich, mit dem chriſtlichen Beyſtand anderer, wieder heraus helfen kann, wenn er darein gerathen iſt. Alle beyde bedauerten ſehr, daß die Bauersleute bey ſolchen Gelegenheiten oft allein deswegen den größten Schaden leiden müſſen, weil ſie nicht wiſſen, wie ſie ſich helfen ſollen; und weil ſie zu wenig Luſt und Muth haben, guten Rath zu befolgen; beſonders, wenn man ihnen neue Mittel vorſchlägt, die ſie nicht von ihren Vorfahren gelernt haben. Ueber dieſem Geſpräch fiel dem jungen Herrn ein, daß er ein gar beſonderes Buch von der Univerſität mitgebracht habe, welches das **Noth- und Hülfsbüchlein** heiſſe, und worinn allerley Mittel gegen die Unfälle, die dem Menſchen und dem Vieh begegnen, beſchrieben wären. Dieſes ſuchte er herbey, um zu ſehen, ob nicht auch darinne ſtünde, wie man hindern ſolle, daß die Geſtorbenen nicht eher begraben würden, bis man ſicher ſey, daß ſie im Grabe nicht wieder aufwachen könnten? Und ſie fanden nicht allein dieſes in dem **Noth- und Hülfsbüchlein**, ſondern auch viel mehr Dinge, welche, wie der Herr Pfarrer meynte, ſeinen Zuhörern gar nützlich ſeyn könnten. Sie beſchloſſen daher, nach einigen Tagen die Gemeinde zu verſammeln, und ihr fürs erſte das Capitel von den Begräbniſſen daraus vorzutragen, und dann zu hören, ob die guten Leute wohl willig ſeyn möchten, ſich das ganze Büchlein bekannt machen zu laſſen. Der Herr Pfarrer **Wohlgemuth** hatte ſonſt ſchon die Gewohnheit, daß er dazu gieng, wenn die Hausväter der Gemeine zuſammen kamen, ſich über wichtige Dorfs-Angelegenheiten zu berathſchlagen, und die Gemeinde ſah dieſes recht gern: weil er als ein erfahrner Mann oft guten Rath zu geben, und durch ſein liebreiches Weſen die Gemüther in Einigkeit und Frieden zu erhalten wußte. Dießmahl trat er nun auf und that folgende Anrede an die verſammelten Hausväter.

Vier-

Viertes Capitel.

Der Herr Pfarrer Wohlgemuth ſpricht mit der verſammelten Gemeine von Mildheim, wegen des erſchrecklichen Unglücks der ſeligen Frau Hauptmännin.

Meine lieben Freunde!

Unſer junger gnädiger Herr hat mir aufgetragen, Euch heute in ſeinem Nahmen Etwas zu melden, das Ihr recht bald und willig Ihm und Euch ſelbſt zu Liebe thun ſollet. Ihr wißt es alle, was wir leider, Gott erbarm es! für ein Unglück an der ſeligen gnädigen Frau erlebt haben. Wer nur einen Funken von Menſchenliebe und von Chriſtenthum hat, dem muß die Haut ſchaudern vor Entſetzen, daß es ihm einmahl eben ſo gehen, oder daß er ſeine Frau, ſein Kind, ſeinen Vater und Mutter noch lebendig unter die Erde bringen möge; wo ſie denn eines jämmerlichern Todes ſterben müſſen, als die armen Sünder auf dem Rabenſtein oder am Galgen. Gott erbarme ſich unſer, daß dieſes bey uns nicht wieder geſchehen mag! Ihr ſeht aber an dem Exempel der gnädigen Frau, daß es geſchehen kann. Ich habe daher das gute Zutrauen zu Euch, daß ihr den Vorſchlag, den euch der gnädige Herr durch mich thun läßt, ein ſo großes Unglück in Zukunft zu verhüten, gern annehmen werdet. „Ihro Hochwürden, Hr. Pfarrer, ſo fiel ihm hier der Schulze, Anton Schmid genannt, in die Rede, wir wollen gern alles thun, damit wir nicht in ſo große Sünde und Unglück fallen; wenns auch der Gemeinde etwas koſten ſollte!“ – Mit den Koſten hat es hierbey nichts zu ſagen, Herr Schulze, verſetzte der Herr Pfarrer: es kommt bloß darauf an, daß wir von der bisherigen Gewohnheit abgehen, die Verſtorbenen gleich nach ein oder zweymal 24 Stunden zu begraben, und

daß

daß wir keinen eher unter die Erde bringen, bis man gewiß iſt, daß er todt ſey; da es dann mit gutem Gewiſſen geſchehen kann.

"Aber, Ihro Hochwürden, ſagte ein Vorſteher der Gemeine: wer kann das auf ſeine Seele nehmen? Wir verſtehen ja nicht, was dazu gehört, daß man gewiß wiſſe, ob ein Menſch recht todt ſey, oder nicht? Und wenns auch unſer Bader verſtünde, der wird es nicht unter einem Gulden thun, und für arme Leute hält es ſo ſchon ſchwer, die Begräbnißkoſten zu ſchaffen? – "Ihr habt Recht, Freund, es muß den Angehörigen des Verſtorbenen, die ſchon mit der Krankheit Koſten und Verſäumniß gehabt haben, nicht einen Pfennig mehr koſten. Die Sache iſt aber von der Beſchaffenheit, daß jeder verſtändige Hausvater, wenn er etwa noch einen Nachbar zu Rathe zieht, das Nöthige ſelbſt beſorgen, und ſein Gewiſſen dabey verwahren kann: wenn er nur die Vorſchrift befolgt, die ich Euch bekannt machen will. Dieſe Vorſchrift ſteht in einem fein geſchriebenen Buche, das der junge Herr von der Univerſität mitgebracht hat, und welches ein gar beſonderes Buch iſt, voll lauter Geſchichten und Mittel, wie man ſich in allerhand Unglücksfällen durch Rath und That helfen kann, mit vielen ſchönen Bildern geziert. Auswendig iſt es genannt: **Das Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute.** Darinne ſteht in der 35ſten und folgenden Nummern deutlich beſchrieben, wie mans machen ſoll, daß kein Menſch begraben werde, der nicht recht todt iſt."

Die Leute wollten nun dieſe Vorſchrift gern hören, und der Herr Pfarrer las ſie ihnen vor, wie ſie hier folget.

Fünf-

Fünftes Capitel.

(Nro. 35 des Noth- und Hülfs-Büchleins.)

Der Herr Pfarrer lieſt aus dem Noth- und Hülfsbüchlein die Vorſchrift: was man thun ſoll, daß bey Sterbefällen die Leute nicht eher begraben werden, bis ſie todt ſind.

Bis ich todt bin, begrabt mich nicht!
Sonſt klag ich es vor Gotts Gericht.

Man hat leider! gar viele und klägliche Exempel, daß Leute ſind begraben worden, welche nicht wahrhaftig todt waren: ſondern nur in tiefen Ohnmachten lagen. Ein Menſch iſt nämlich nicht gleich todt, wenn er nicht mehr hört, nicht ſieht, ſich nicht bewegt, und nicht mehr Athem hohlt. Er kann ganz kalt, ſtarr und ſteif ſeyn, und lebt doch noch. Er kann ſogar blaue Flecken am Leibe haben und die Augen können ihm gebrochen ſeyn, und iſt doch nicht todt. Solche tiefe Ohnmachten entſtehen, wenn das Blut auf-

hört in den Adern zu fließen, und wenn das Herz und der Puls ſtill ſteht. Aber da iſt der Menſch noch nicht todt: ſondern er ſtirbt alsdann erſt, wenn das Blut in ſeinen Adern gerinnt, und ſich ſcheidet, wie ſaure Milch. Da erfolgt erſt der rechte Tod. Bey jungen Leuten geſchieht es nun öfter, als bey alten, daß ſie ausſehen, als wären ſie todt, und ſind es nicht. Doch iſt zu **Waltershauſen** in Sachſen-Gotha auch eine Frau von 70 Jahren wieder erwacht, als ſie ſchon abgewaſchen und angekleidet war. Ihr Eidam wollte mit Hülfe einer Nachbarin die Leiche aus dem Bett heben. Da ſagte die Nachbarin, er ſollte ſie bey der großen Fußzehe anfaſſen; weil man den Glauben hat, die Todten kämen nicht wieder, wenn man es ſo mache. Ob nun wohl kein Todter, der wirklich todt und begraben iſt, wieder kommen kann: ſo that es der Mann doch. Und ſiehe da! was geſchieht? Die alte Mutter richtet ſich auf, und ſtreckt ihre Arme nach ihm aus, worüber er vor Schrecken faſt zu Boden ſinkt. Sie lebte nun noch drey Tage, ehe ſie wirklich ſtarb. Dieſe Frau wäre alſo gewiß im Grabe wieder aufgewacht, wenn man ſie zu bald begraben hätte: welches aber in Sachſen-Gotha von der Herrſchaft verboten iſt.

Die Krankheiten, bey welchen der Menſch ſo ſehr von Sinnen kommen und ohnmächtig werden kann, als ob er todt wäre, ſind Schlagflüſſe, Steckflüſſe, Blutflüſſe, fallende Sucht, Starrſucht, Schlafſucht, **Mutterbeſchwerden**, **Milzſucht**, **Darmgicht**, **Peſt**. So auch, wenn Mütter oder Kinder über der Geburt oder gleich darnach verſcheiden, oder wenn die Mutter ſtirbt, ehe ſie gebohren hat, da das Kind noch leben kann. Am öfterſten geſchieht es aber, wenn Leute, die ſonſt geſund ſind, plötzlich ums Leben kommen, es ſey durch

inner-

innerliche Zufälle, oder durch äußerliche. Daher denn auch Ertrunkene, Erhenkte, von böſen Dünſten Erſtickte, vom Blitz Getroffene, Erfrorne, vor Freuden oder Schrecken Geſtorbene, ſchwer Gefallene, oder an einer Wunde Verblutete nicht für todt, ſondern nur für ohnmächtig zu halten ſind: bis man ordentlich probirt hat, ob ſie noch Leben in ſich haben. Auch muß man beſonders vorſichtig bey ſolchen ſeyn, welche ſonſt zu Zeiten Ohnmachten gehabt haben.

Es giebt aber kein ganz gewiſſes Zeichen des wirklichen Todes, als den faulen Todtengeruch, den jedermann unterſcheiden kann: und wenn dieſer ſich einſtellt, fangen die Leichen auch an, zu gähren, ſo daß der Schaum vor den Mund tritt, und ſchwarzblaue Flecken am Leibe zum Vorſchein kommen. Dieſes muß man bey jedem Verſtorbenen abwarten, ehe man ihn begräbt: aber länger braucht man nicht zu warten. Wenn ſich dieſe Zeichen auch ſchon etliche Stunden nach dem Abſterben einſtellen, ſo iſt der Todt doch gewiß.

Damit nun kein Menſch begraben werde, ehe dieſe Zeichen wirklich da ſind, ſo muß

1) jeder Hausvater, der kein Mörder an den Seinigen werden will, ſelbſt darauf ſehen, daß aus ſeinem Hauſe keine Leiche eher hinausgetragen werde, bis ſie anfängt nach der Verweſung und Fäulniß zu riechen.

2) Damit man in der Zeit, bis die ſichern Zeichen des Todes kommen, die Kranken nicht etwa durch Unvorſichtigkeit ums Leben bringe: ſo muß man ihnen, wenn es ſcheint, als wollten ſie ſterben, ja nicht das Kopfküſſen wegziehen. Dieſes iſt eine ſehr ſchlimme Gewohnheit. Denn mancher ſtirbt alsdann, weil das Blut mehr nach dem Kopfe zu treibt, an einem Schlagfluſſe, der ſich wieder erhohlt hätte, wenn man ihm das Kopfküſſen gelaſſen hätte.

3) Man muß einen Kranken, mit dem es wirklich aus zu ſeyn ſcheint, doch nicht ſogleich den Augenblick aus dem Bette nehmen, und wenns Winter iſt, aus der Stube hinausbringen: ſondern man muß ihn noch 3 bis 4 Stunden im Bette warm zugedeckt laſſen.

4) Iſt ihm nun beym Abſterben allmählich die Naſe ſpitzig worden; ſind ihm die Schläfe eingefallen, die Augen tief in den Kopf geſunken, die Ohren kalt worden; iſt die Haut auf der Stirn hart und geſpannt, und die Farbe ſchwarz oder bleich geworden: ſo mag man ihn nach 3 oder 4 Stunden abwaſchen und aufs Stroh legen, und nun warten, bis der faule Todtengeruch kommt, ehe man ihn begräbt.

5) Sieht aber ein Verſtorbener im Geſicht noch ziemlich unverändert aus, oder iſt er ſchnell geſtorben: ſo muß man ihn nicht eher aus dem Bette nehmen, bis man probirt hat, ob noch Leben in ihm ſey, und ob es wieder erregt werden könne? Deswegen muß man auch den Arzt oder Wundarzt nicht abweiſen, wenn die Kranken todt zu ſeyn ſcheinen: ſondern man muß dieſe vielmehr nun erſt herbeyrufen, daß ſie zuſehn, ob es der rechte Tod iſt, und in zweifelhaften Fällen anordnen, wie man die Proben machen ſoll. Sind dieſe gemacht und helfen nicht: ſo wartet man mit der Beerdigung doch noch, bis die oben beſchriebenen Zeichen des Todes, nähmlich der Geruch und die ſchwarzblaue Flecken kommen; wenn es auch mehrere Tage dauern ſollte.

6) Müſſen die Tiſchler oder Schreiner, welche die Särge machen, wenn ſie Meiſter werden wollen, ſich von einem von der Obrigkeit dazu beſtellten Arzte unterrichten laſſen, daß ſie die rechten Kenntzeichen des Todes unterſcheiden lernen. Eher müſſen ſie das Meiſterrecht nicht erhalten, bis ſie ein Zeugniß von dem Arzt bringen, daß ſie dieſes verſtehen. Alsdann muß man ſie darauf verpflichten, daß ſie es ſogleich bey der Obrigkeit anzeigen, wenn ſie beym Maaßnehmen zum Sarge finden, daß die verſtorbene Perſon vielleicht nur in einer Ohnmacht liegen könne. Auch dürfen ſie den Deckel zum Sarge nicht eher abliefern, bis die Leiche anfängt zu riechen.

7) Es muß in jeder Gemeinde eine gewiſſe Frau von der Obrigkeit des Orts dazu beſtellt ſeyn, die Todten abzuwaſchen, anzukleiden und mit Hülfe des Tiſchlers in den Sarg zu legen. An vielen Orten nennt man eine ſolche Frau die **Todtenfrau** oder **Seelfrau**. Dieſe muß nun eine verſtändige Perſon ſeyn, und muß auch zu unterſcheiden wiſſen, ob ein Menſch wirklich todt ſey, oder vielleicht nur in einer tiefen Ohnmacht liege? Und ſo muß man auch verſtändige Leute zu Todtengräbern nehmen, welche davon Beſcheid wiſſen.

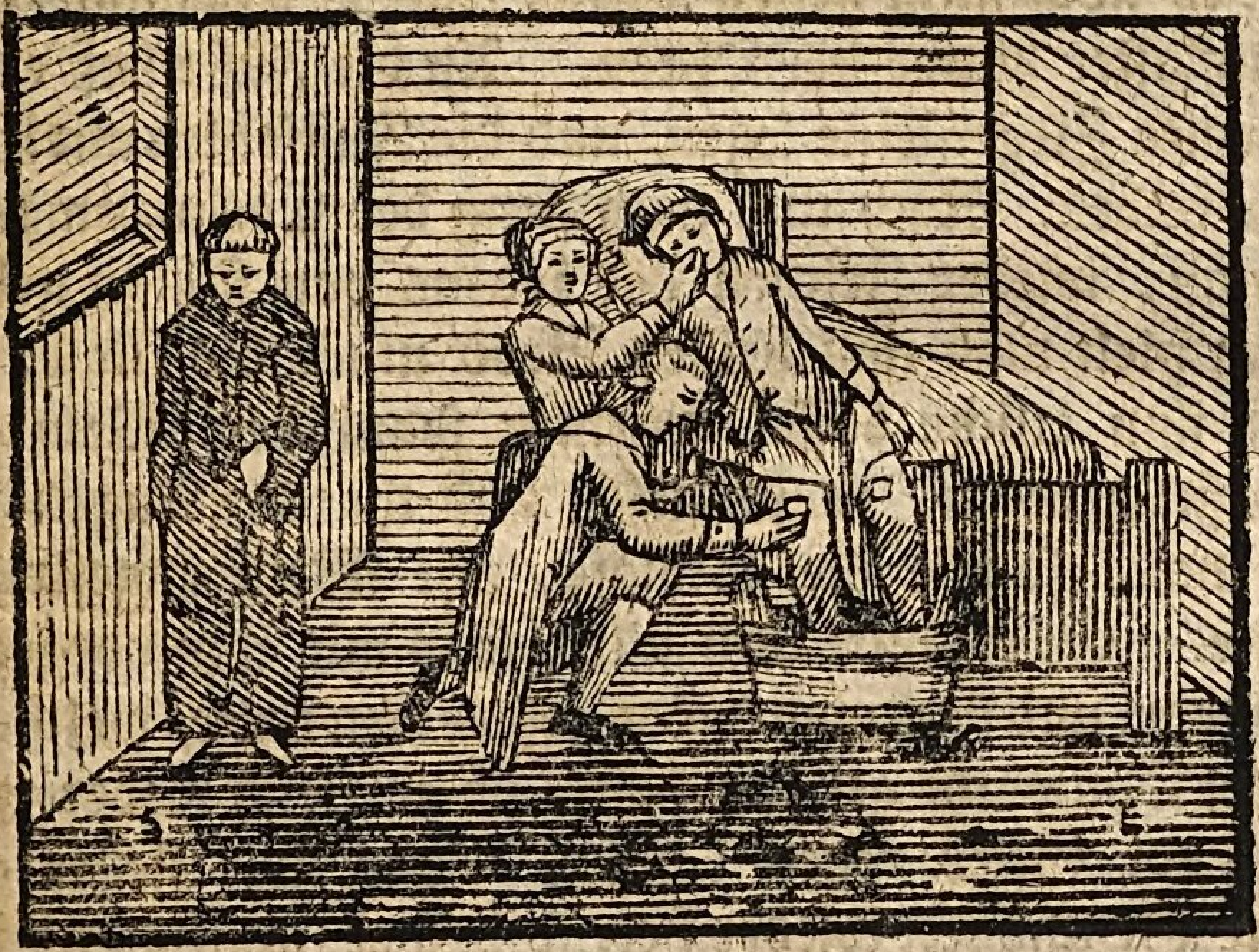
8) Es iſt ein löblicher Gebrauch, auf dem Gottesacker die Särge, ehe ſie eingeſenkt werden, noch einmahl zu öffnen, und die

die Todten von den Begleitern anſchauen zu laſſen, um deſto gewiſſer zu ſeyn, daß ſie todt ſind; nur darf es nicht geſchehen, wenn ſie eine anſteckende Krankheit gehabt haben. Der Pfarrherr kann dabey ſprechen: **Ein Menſch iſt in ſeiner Zeit wie das Gras. Er blühet und vergehet, wie eine Feldblume Wenn der Wind darüber gehet: ſo iſt ſie nimmer da; und ihre Stätte kennet ſie nicht mehr.** (Pſ. 102. v. 15. 16.)

Sechſtes Capitel.

(Nro. 36. des Noth- und Hülfsbüchleins.)

Was man mit Leuten machen machen ſoll, von denen man nicht gewiß weiß, ob ſie todt ſind.



Schlägt deine Hülfe auch nicht an:
Haſt du doch deine Pflicht gethan.

Wer ſein Gewiſſen verwahren will, muß es in ſolchen Fällen machen, wie der berühmte Doctor Brühier in Frankreich that. Dieſer wurde zu einem Edelmann, der am hitzigen Fieber krank lag, aufs

aufs Dorf gerufen, und kam zu ſpät. Es war ſchon alles zum Begräbniß fertig: nur ſollte der Leiche, wie es bey vornehmen Leuten geſchieht, erſt vom Doctor der Leib aufgeſchnitten werden, um zu ſehen, was dem Verſtorbenen eigentlich gefehlt habe. Er merkte aber bald, daß der Verſtorbene kein recht todtenmäßiges Anſehen hatte. Darum ließ er ihn ſogleich in ein warmes Bett legen, und ſetzte ihm Schröpfköpfe auf die Bruſt, zwiſchen die Schultern und auf die Dickbeine, und ſchröpfte dieſe Theile. Den ganzen Leib ließ er mit groben gewärmten und mit Wachholderbeeren durchräucherten Tüchern reiben, und beym Reiben den Bauch ſanft nach der Bruſt zu drücken. Da es noch nicht helfen wollte, legte er Spaniſch-Fliegenpflaſter hinter die Ohren. An die Füße ließ er gewärmte Ziegelſteine legen, und die Fußſohlen mit Bürſten reiben. Nach und nach fieng der Edelmann wirklich an, wieder Zeichen des Lebens von ſich zu geben. Nun hielt man ihm heißes Brod unter die Naſe, und goß ihm etliche Löffel warmen ſpaniſchen Wein ein. Da fieng er an, zu ſchlurfen und that die Augen auf, die man, ſo wie die Schläfe, mit Wein angeſtrichen hatte. Er erzählte nun alles, was mit ihm vorgegangen war, und was man dabey geſprochen hatte, welches er in der Ohnmacht gehöret hatte, ob er gleich weder reden noch ein Glied regen konnte. Der Arzt ſtellte auch ſeine Geſundheit wieder her, ſo daß er noch ganze zehn Jahre lebte.

Desgleichen kam ein Kaufmann in London zwey Tage nach dem Tode ſeiner Frau von einer Reiſe nach Hauſe, eben als man ſie zu Grabe trug. Er wollte verzweifeln vor Traurigkeit, ſo lieb hatte er ſie. Er ließ daher nicht nach, man mußte wieder umkehren mit der Leiche. Um nun von ihrem Tode gewiß zu ſeyn, ließ er ihr an verſchiedenen Orten des Leibes kleine Ein-

ſchnit-

ſchnitte mit einem ſcharfen Meſſer machen, und Schröpfköpfe anſetzen. Deren hatte man ſchon 25 vergebens geſetzt, als die Frau beym 26ſten auffuhr und ſchrie: Ach! was quält ihr mich ſo? Sie erwachte nun ganz, und wurde wieder geſund. Und ſolcher Exempel könnte man wohl hundert anführen, welche chriſtliche Aerzte und Obrigkeiten der Wahrheit gemäß aufgezeichnet und zur Warnung bekannt gemacht haben: damit nicht der Mann an ſeinem Weibe, das Weib am Manne, die Eltern an den Kindern, die Kinder an den Eltern, oder Freunde an Freunden durch Nachläßigkeit bey dem Begraben zu Mördern werden."

Hier war die Nummer aus und der Herr Pfarrer hörte auf zu leſen, und ſprach noch dieß und jenes über die Sache. Einige der angeſehenſten Hausväter erboten ſich auch ſogleich: wenn der gnädige Herr den Schreiner und die Todtenfrau bey einem Doctor von der rechten Beſchaffenheit des Sterbens unterrichten ließe, ſo wollten ſie auch mit gehen, weil ſie ſich nicht vor Todten ſcheuten: und wollten dann ſelber mit darauf ſehen, daß in der Gemeinde kein ſo großes Unglück wieder geſchehen möge.

Einige Anweſende hatten aber beym Vorleſen dem Herrn Pfarrer über die Achſel ins Buch geſehen, und hatten gemerkt, daß eben ein ſchönes Bild folgte, wie er aufhörte zu leſen. Dieſe baten ihn: er möchte doch noch etwas leſen, weils noch hoch am Tage und Sonntag wäre; denn es gefiel ihnen gar zu wohl. Dieſes that der Herr Pfarrer recht gern und las alſo noch die beyden folgenden Nummern.

Siebentes Capitel.

Der Herr Pfarrer lieſt Nro. 37 und 38, welche lehren, wie man mit erfrornen Leuten umgehen ſoll.

Hilf deinem Nächſten in der Noth.
Was du ihm thuſt, vergilt dir Gott.

Erfrorne Leute ſind oftmahls, wenn ſie nicht gar zu lange in der Kälte gelegen haben, nicht wirklich todt, ſondern nur erſtarrt, und man kann ſie wieder aufthauen, wie einen gefrornen Apfel; wenn man vorſichtig mit ihnen umgeht. So begab ſichs, daß der Schinder zu **Kalbsdorf** ſeine beyden Söhne über Land ſchickte am 26ſten December, da eben ein ziemlicher Schnee lag, der vor Kälte unter den Füßen kniſterte. "Kinder, ſagte er, geht friſch drauf los, und ſauft mir keinen Brandtwein unterwegs! Der macht müde und ſchwindlich in der Kälte, und wenn ſich da einer einmahl niederſetzt und ausruhen will: ſo muß er erfrieren, da iſt bey Gott Genade! Trinkt lieber eine Kanne (Seidel, Maaß) Bier: kalt Bier wärmt, wenn man drauf marſchirt." **Michel**, der älteſte Sohn des Schinders, gehorchte ſeinem

nem Vater, und da ſie eine Strecke zuſammen giengen, ſo enthielt ſich auch Töffel, der jüngſte, des Schnapſens, bis ſie von einander ſchieden; weil ſie an verſchiedene Orte zu gehen hatten. Nun kehrte Töffel im nächſten Wirthshauſe ein und nahm einen Schnaps; im zweyten wieder einen, und da er in die Stadt kam, wo er Häute verhandeln ſollte, ſetzten ihm die Kaufleute auch ein Gläschen vor. Er that Beſcheid, ſchloß den Handel und gieng wieder nach ſeiner Heimath zu. Der Weite nach hätte er dieſe auch bey guter Zeit erreichen können: aber es wurde Nacht und er kam nicht. Da thaten ſeine Leute faſt kein Auge zu vor Angſt, und mit Tages Anbruch machten ſich ſein Vater und Bruder mit dem Pferde auf den Weg, um zu ſehen, wo er geblieben ſey? Und ſiehe da! ganz nahe hinter dem zweyten Dorfe fanden ſie ihn ganz hart gefroren am Wege liegen. Sie banden ihn aufs Pferd und brachten ihn ins Dorf, wo ſie die Leute anſprachen, daß ſie den unglücklichen Menſchen aufnehmen, und ihm für Geld und gute Worte ein Bette geben ſollten: weil er vielleicht noch nicht todt wäre. So klopften ſie an 5 bis 6 Thüren und baten darum. Weil aber die Bauern ſahen, daß es der Schinder war: ſo ſchmiſſen ſie ihre Fenſter geſchwind wieder zu, und guckten durch die Löcher, um zu ſehen, wie das Ding ablaufen würde. Endlich kamen ſie an die Thür eines verſtändigen und frommen Mannes, der dachte an die Geſchichte des barmherzigen Samariters im Evangelium, und was Chriſtus der Herr dabey geſagt hatte. Und der that ihnen die Thür auf, ließ den erſtarrten Burſchen ins Haus bringen und rief ſeinen Nachbar, den Schulmeiſter Grüzmüller, welcher in ſolchen Sachen gut Beſcheid wußte. Dieſer kam, als man eben den erſtarrten Leichnam in die warme Stube tragen wollte. Halt! ſchrie er, um Gottes Willen! Ihr ermordet den Menſchen, wenn er noch lebt! Und ſo ſtieß er die Leute zurück, und machte in aller Eile

auf der Tenne ein Lager von Schnee, etwa zwey Hände hoch. Zugleich ließ er den Erfrornen nak-kend ausziehen und die Kleidungsſtücke, welche nicht losgiengen, herunter ſchneiden. Darauf legte er ihn auf den Schneehaufen und ließ mehr Schnee brin-gen, und bedeckte damit den ganzen nackenden Menſchen über und über, daß weiter nichts frey blieb, als der Mund und die Naſenlöcher. Den Schnee drückte er auch überall feſt an, etwa zwey bis 3 Finger dick, und wenn er da oder dort zu ſchmelzen anfieng, legte er fri-ſchen Schnee auf das Fleck. Der Vater und Bruder und die übrigen Leute wollten es erſt ſchlechterdings nicht leiden, daß es der kluge Schulmeiſter ſo machen ſollte. Sie meynten, der Menſch müßte auf ſolche Weiſe erſt recht erfrieren. Aber weils ruchtbar wurde im Dorfe, was für ein Unglück geſchehen ſey: ſo kam der Pfarr-herr auch dazu, und der trat auf die Seite des Schul-meiſters und lobte ihn, daß ers recht gemacht hatte. Während deſſen, daß die Leute nun ſo da ſtanden und warteten, was daraus werden wollte, fragte der Pfarr-herr: ob der Hausfrau etwa Aepfel erfroren wären, ſo wie es ihm gegangen ſey? und das traf gerade zu. Da ließ er einen ſolchen erfrornen Apfel auf den war-men Ofen legen, und einen andern legte er in ein Gefäß mit Waſſer, das er friſch aus dem Bache ſchöpfen ließ, und zu dem er noch zerſtoſſenes Eis hinzu that, damit es kälter würde. Da nun der Apfel eine Viertelſtunde darinne gelegen hatte, war er wieder ſo ſchön und feſt, als ob er nicht gefroren geweſen wäre. Dagegen der an-dre, der auf dem Ofen gethauet war, hatte Farbe und Geſchmack verloren. Da ſeht ihr Leute, ſagte er nun: die ſtärkere Kälte zieht den Froſt heraus: aber ſchnelle Wärme macht, daß ſich die Theile, die der Froſt zu-ſammen gezogen hat, zu geſchwind wieder ausdehnen. Darum iſt das Fleiſch des gewärmten Apfels mehlicht

und faulicht geworden, und ein erſtarrter Menſch muß ohne Barmherzigkeit ſterben, wenn man ihn zu dem heißen Ofen bringt: weil ſein Geblüt durch die geſchwinde Ausdehnung von der Wärme, eben ſo wie das Fleiſch und der Saft des Apfels, aus der Ordnung kommt. Wenn euch Rüben, Möhren, (gelbe Rüben) und dergleichen erfrieren, könnet ihrs wohl eben ſo machen, wie ichs da mit dem Apfel gemacht habe, und da wäre das Wurzelwerk vielleicht noch fürs Vieh zu brauchen. Doch habe ich das noch nicht probirt: weil mir in meinem Keller noch nichts erfroren iſt. Ihr könnts ſelbſt verſuchen! Aber Würſte, die ſteinhart gefroren waren, habe ich auf ſolche Art wieder zurecht gebracht, daß ſie gut blieben: dagegen andere, die ich nicht in Eiswaſſer aufgethaut hatte, im Sommer nicht mehr zu eſſen waren.

38.
Wie die Schnee-Cur dem erfrornen Töffel bekommen.

Ein gutes Werk, das wohl gelingt,
Die größte Luſt auf Erden bringt.

Als der Pfarrherr noch ſo ſprach, wurde der Schulmeiſter auf einmahl über und über roth im Geſicht

vor

vor Freuden, that den Mund halb auf und hob die Hände in die Höhe, als ob er Gott danken wolle, daß ihm ſein gutes Werk gelungen ſey. Er hatte bemerkt, daß der erſtarrte Menſch zwiſchen dem Schnee hindurch wieder anfieng, Athem zu ſchöpfen. "Friſch zu! ſchrie er nun, Frau Nachbarin! ein warmes Bett zurecht gemacht! und Tücher und Lappen gewärmt!" Wahrhaftig, Töffel fieng an, mit einem Gliede nach dem andern ſich zu regen, und ſein Vater und Bruder jauchzten vor Freuden, und hätten den Schulmeiſter ſchier erdrückt vor lauter Liebe und Dankbarkeit. Dieſer trocknete nun den Schnee ſogleich mit warmen, aber nicht heißen Tüchern ab. Alsdann legten ſie den Kranken in ein warmes Bett, das ſie in einer Stube hingeſtellt hatten, die nicht eingeheitzt war: weil dieſes ſchädlich iſt. Er ward nun am ganzen Leibe immer röther und fühlte ein gewaltiges Jucken und Brennen, welches eben das Zeichen war, daß der Froſt aus den Gliedern heraus gieng. Nur der rechte Fuß blieb noch weiß, und er fühlte nichts daran. Dieſen ſetzte der Schulmeiſter wieder in ein Gefäß voll Schnee, und ließ ihn darinne, bis er roth wurde und wieder Leben in ihn kam. Er ſagte dabey: ſo müſſe mans machen, wenn einer nur einen Fuß oder eine Zähe, oder ein anderes Glied erfroren hätte, und wenns die Naſe oder ein Ohr wäre, ſo könnte man den Schnee in Tüchern darauf legen. So bald Töffel ſchlucken konnte, gab er ihm eine Schaale Thee von **Hollunder-** oder **Fliederblüthen**, mit einem Löffel voll **Eſſig** und einer Meſſerſpitze voll **Honig** vermiſcht. Der Doctor aus dem nächſten Flecken war nun unterdeſſen herzu geholt worden. Dieſer fragte ſogleich: ob man den Patienten zur Ader gelaſſen habe? Darauf ſagte der Schulmeiſter: "Nein, Herr Doctor, das iſt zu gefährlich. Ich weiß, daß in ſolchen Fällen ein Aderlaß tödten kann, und daß man damit warten muß, bis es der Arzt für nöthig findet."

Der

Der Doctor that es nun, und hernach verordnete er ein Pulver von 2 bis 3 Gran Kampfer mit 10 Gran reinen Salpeter und einem Scrupel Magneſia Salis amari vermiſcht, und befahl, daß man ihm davon alle 3 Stunden eine Meſſerſpitze voll in Brunnenwaſſer eingeben, und eine Schaale Thee nachtrinken laſſen ſolle. Die Stube ließ er nun allmählich warm machen, und der Patient mußte in etlichen Tagen nichts eſſen, als Suppen: aber keine hitzigen Wein- oder Bierſuppen. Brandtwein ſollte er ja nicht trinken, bis er völlig hergeſtellt ſey. Vor dem Weggehen gab der Doctor den Leuten noch die Lehre: wenn ſie in ſtarker Kälte über Feld gehen müßten, ſollten ſie, ſtatt des Brandweins, ein oder zwey kleine Gläſerchen guten Eſſig trinken, welcher erwärme und munter erhalte. Sie ſollten auch vor dem Weggehen und unter Weges dem Magen etwas zu thun geben, und harte Speiſen als Klöſe, Geräuchertes und dergleichen eſſen. Die Hände und Füße ſollten ſie vorher mit Talg oder Oehl reiben, und die Naſe, Lippen und Ohren mit Bier waſchen, in welches Oehl oder Talg getröpfelt worden. Das nothwendigſte aber ſey, immer friſch fort zu wandern und ſich nicht zu ſetzen, wenn auch die Luſt zum Schlafen noch ſo ſtark wäre. Er erzählte auch einen Fall, daß er einmahl einen Erfrornen, der ſchon zwey Tage gelegen, wieder aufgethauet habe.

Töffel wurde alſo durch den Beyſtand des frommen chriſtlichen Mannes, der ihn in ſein Haus und Bett aufnahm, und durch die Klugheit des Schulmeiſters wieder lebendig, und weil ſeine Leute alles ordentlich brauchten, was der Doctor vorgeſchrieben hatte; ſo wurde er bald völlig wieder geſund. Sein Vater war darüber ganz außer ſich vor Freuden. Er wollte, auch, weil er ein wohlhabender Mann war, alles bezahlen, was ihm die Leute zu Liebe gethan hatten. Der Bauer nahm aber nichts von ihm, weil ers nicht brauch-

te: ſondern nur der Schulmeiſter, der leider! wie die meiſten Herren Schulmeiſter, ein gar geringes Einkommen hatte, der nahm einen Gulden von ihm. Wie nun alles zu Stande war, und die Leute auseinander gehen wollten, da trat ein Nachbar, welcher der Sache mit Verwunderung zugeſehen hatte, auf und ſagte: "aber nichts für ungut, Herr Gevatter Schulmeiſter! Wenn nun einer das Unglück hat und erfrirt eben, wenn kein Schnee liegt? Wie ſieht es da aus?" Da iſt auch Rath zu ſchaffen, Gevatter Jochem, antwortete der Schulmeiſter. Da nimmt man eiskaltes Waſſer und zerſtößt große Stücken Eis und thut es hinein, damit es noch kälter wird. Alsdann nimmt man leinene Tücher, legt ſie zwey oder dreyfach zuſammen, taucht ſie in das kalte Waſſer und legt ſie feſt um den erfrornen Körper herum, wie ichs mit dem Schnee gethan habe, und wo ein Fleck trocken werden will, legt man immer friſche Tücher auf, bis die Wirkung folgt. "Nun das iſt doch recht ſchön, daß der Herr Gevatter ſo in der Noth zu rathen und zu helfen weiß, ſagte der Mann: der liebe Gott mag ihm auch helfen, daß es ihm wohlgehe!" Jedermann verwunderte ſich nun über dieſe Geſchichte, und wie der Sonntag kam, da predigte der Pfarrherr des Orts gar ſchön über das Evangelium vom barmherzigen Samariter, und lobte den Mann, der ſeinem Nächſten in der Noth die Thür aufgethan hatte, ob es gleich der Schinder geweſen wäre. Die Geſchicklichkeit des Schulmeiſters wußte er auch wohl zu rühmen. Den Bauern aber, die dem Verunglückten die Fenſter vor der Naſe zugeſchlagen hatten, las er den Text ſo kräftig aus Matthäi am 25ſten im 41 bis 43ſten Vers, daß ſie in ſich giengen, und ſich feſt vorſetzten, in Zukunft jedem Menſchen bey zu ſpringen, der in Noth wäre; er ſey wer er wolle.

Achtes Capitel.

Was ſich mit dem Noth- und Hülfsbüchlein in der Gemeine zu Mildheim weiter begeben.

Hier hörte der Herr Pfarrherr auf zu leſen, indem die Dämmerung allmählich heran kam. Aber die Geſchichte vom Schinder zu Kalbsdorf hatte den Leuten ſo wohl gefallen: daß ſie ihrem lieben Pfarrherr die Hand reichten und ihm dafür dankten. Einer ſagte: er wolle gern noch ein paar Stunden zuhören, und faſt alle waren eben der Meynung. Etliche ließen ſich auch verlauten, daß ſie das Buch mit nach Hauſe nehmen wollten; es ſtünde wohl auch etwas darinne, das ſie ihren Weibern auf den Abend vorleſen könnten. Der Herr Pfarrer ſagte aber: er dürfe dieſes ohne Wiſſen des gnädigen Herrn nicht thun. Jedoch wolle er die Capitel, die er ihnen vorgeleſen hätte, insbeſondere die Vorſchrift wegen des Begrabens der Verſtorbenen, durch den Herrn Schulmeiſter abſchreiben laſſen, und von deſſen Abſchrift ſollten ſie die größten Schulknaben wieder abſchreiben, und jeder Hausvater, der Geſchriebenes leſen könne, ſollte alsdann eine ſolche Abſchrift bekommen. Dieſes war den Leuten recht, und ſie giengen vergnügt nach Hauſe. Da erzählten ſie nun ihren Weibern und Kindern alles, was ſie gehört hatten, die ſich gar ſehr darüber verwunderten, daß der Hochwürdige Herr ſolche Dinge ſollte vorgeleſen haben. Noch mehr wunderten ſich aber manche, daß ihre Männer ſo bald nach Hauſe kamen; und noch dazu aus der Schule, nicht aus dem Wirthshauſe. Denn ſie hatten ſonſt die Gewohnheit, daß ſie des Sonntags Nachmittags aus der Kirche bald in das Wirthshaus giengen, und daſelbſt tranken. Viele ließen ſich auch daſelbſt des Abends für Geld zu eſſen geben, und kamen erſt ſpät in der Nacht zu ihren Weibern und Kindern nach Hauſe.

Und heute kamen ſie ſo bald, aßen mit Frau und Kindern, was der liebe Gott beſcheret hatte, und giengen erſt nach dem Eſſen ins Wirthshaus zum Trinken. Dem Wirth gefiel es freylich übel, daß ſeine Stube den ganzen Nachmittag leer war, und daß er ſeine Bratwürſte ſelber eſſen mußte. Er fieng auch an zu ſticheln und loſe Reden zu führen wider den braven Pfarrherrn, daß er ihm die Gäſte verführte, und daß er die ganze Gemeine bey lebendigem Leibe in den Himmel heben wolle; da denn die gnädige Herrſchaft zuſehen möge, wo ſie die Trankſteuer her bekäme. Dergleichen und mehr unnütze Worte ließ er fallen. Es ſtimmte aber keiner von den Gäſten mit ein: ſondern ſie erzählten ihm vielmehr, wie ſie den Nachmittag mit dem Pfarrherrn faſt vergnügter zugebracht hätten, als ſonſt hinter der Karte. Da ließ es der Wirth gut ſeyn, um ſie nicht aufrühriſch zu machen: daß ſie nicht etwa auch des Abends aus ſeinem Hauſe wegblieben. Die Bauern ſprachen dann noch vieles von dem erſchrecklichen Unglück, wenn einer im Grabe wieder aufwache und von dem erfrornen Sohne des Schinders zu Kalbsdorf. Ein jeder ſagte, was ihm dabey einfiel; und die meiſten meinten, wenn der Schinder mit ſeinem erfrornen Sohne zu ihnen gekommen wäre, ſo hätten ſie ihm wohl auch das Fenſter vor der Naſe zugemacht: aber doch mußten ſie alle den Mann loben, der ſo fromm und chriſtlich an ihm gehandelt hatte. Endlich wurden ſie darüber einig, daß ſie den Hochwürdigen Herrn bitten wollten, daß er ihnen öfter ſo etwas aus dem **Noth- und Hülfsbüchlein** vorläſe, wenn ſie es nicht ſelber von der Gnädigen Herrſchaft bekommen könnten. Der Schulze nahm es auf ſich, dieſes dem Hochwürdigen Herrn zu melden, und dann bezahlte jeder ſeine Zeche und gieng fröhlich nach Hauſe. Der Schulze trug ſogleich den folgenden Tag dem Pfarrherrn das Verlangen

der Gemeine vor, und dieſer ſagte es dem gnädigen Herrn. Dem war es nun eben recht, daß die guten Leute gern wiſſen wollten, was weiter in dem Büchlein ſtünde. Denn gute Herrſchaften ſehen es gern, wenn ihre Unterthanen eine löbliche Neugierde nach nützlichen Dingen beweiſen. Er beſchloß daher, dieſes Büchlein für die Kinder ſeiner lieben Unterthanen in die Schule zu ſchenken, wo es die Erwachſenen auch zu leſen bekommen könnten. Würden nun die Kleinen vieles daraus lernen, und die Großen von den guten Vorſchlägen, die darinne ſtünden, manches ins Werk richten: ſo ſolle es ihm eine herzliche Freude ſeyn. Am beſten wäre es aber, wenn ſie den Herrn Pfarr erſuchten, nach und nach der Gemeine das Büchlein zu erklären, und könnte dieſes wohl gelegentlich in der Chriſtlichen Lehre geſchehen. Dieſes ließ er der Gemeine durch den Schulzen ſagen.

Neuntes Capitel.

Wie der junge Herr von Mildheim darauf bedacht iſt, ſeines Vaters letzten Willen auszurichten.

Der verſtorbene Hauptmann von Mildheim hatte kurz vor ſeinem Ende noch ein Teſtament gemacht, worin folgende Punkte die vornehmſten waren.

Im Namen der allerheiligſten Dreyfaltigkeit, Gottes des † Vaters, des † Sohnes und des † heiligen Geiſtes!

„Kund und zu wiſſen: demnach Ich Anton von Mildheim zu Schloß Mildheim Erbgeſeſſen, Herr von und zu Oſt- und Weſthauſen, Seiner Kaiſerlich-Königlichen Majeſtät geweſener Hauptmann von der Infanterie, mit gebührendem fleißigem Nachdenken und chriſtlichem Ernſt bey mir betrachtet, daß wegen meiner kräuklichen Umſtände und des habenden Schadens an den Füßen, meine Zeit und Stunde zum ſeligen Abſchied aus dieſer Welt einmal unvermuthet eintreten könne: ſo habe ich mir anjetzt, da ich noch bey guter Vernunft und genugſamen Kräften bin, wohl bedächtig vorgenommen, dieſen meinen väterlichen letzten Willen, Ordnung, Satzung und

Teſtament, gegenwärtig zu errichten, zu ſetzen, zu machen, und zu beſchließen.

1) Und zwar anfänglich, weil die Seele nach Gottes Ebenbilde geſchaffen, und als der vortreflichſte Theil des Menſchen billig allen zeitlichen Gütern vorzuziehen iſt: So will dieſelbe Gott dem Allmächtigen in ſeine grundloſe Güte und Gnade anbefohlen haben; des feſten Glaubens, daß am jüngſten Tage er dieſelbe mit dieſem meinem Leibe wiederum vereinigen, und mich mit Leib und Seele zu der ewigen Freude aufnehmen werde. Deswegen denn auch mein letzter Wille iſt, daß dieſer mein Leib in mein Erbbegräbniß allhier in **Mildheim** bey meinen im Leben liebgeweſenen ſeligen beyden Ehegemahlinnen in der Stille chriſtlich und ehrlich beygeſetzt, und zur Ruhe gebracht werden ſoll, auf die Art und Weiſe, wie ich meine liebe ſelige Gemahlinnen beyſetzen und zur Ruhe bringen laſſen.

2) Die zeitlichen Güter betreffend, ſo ſetze zwar alle beyde mene geliebteſten Kinder erſter Ehe und alſo nahmentlich **Joſeph Wilhelm** und **Maria Katharina**, Bruder und Schweſter **von Mildheim**, hiermit zu meinen ungezweifelten Erben ein: weil aber meine Tochter das Unglück gehabt, daß ſie in ihrer zarten Jugend durch den Gebrauch der ſchädlichen Schnürleiber ganz und gar an ihrem Leibe verkrüppelt worden, und daher nach den pflichtmäßigen Atteſtaten derer Aerzte niemahlen in den Stand der heiligen Ehe treten, und Kinder gebären kann: So ſoll dieſe unglückliche preßhafte Perſon, meine Tochter **Maria Katharina**, anſtatt der ihr gebührenden Erbportion an meinen hinterlaſſenen baaren Gelde, Capitalien und andern Allodialſtücken, einen freyen Sitz und ſtandesmäßige Verpflegung in dem Schloſſe **Mildheim** behalten; bis der grundgütige Gott ihrem durch das Zuſammenſchnüren verurſachtem Elend des Leibes durch einen ſanften Tod ein Ende machen wird.

3) Nächſtdem vermache und legire ich dem alten Herrn Pfarrer **Rudolph** zu **Birkenau**, der mein Lehrmeiſter geweweſen, 300 Stück Ducaten Species, als einen geringen Erſatz dafür, daß ich ſeinen redlichen Eifer in meiner Jugend nicht genug erkannt habe; welche Sünde mir der barmherzige Gott in Gnaden vergeben wolle.

4) Zur Verbeſſerung der hieſigen Schule zu **Mildheim**, ſetze ich ein Capital von 5000 Gulden aus, welches auf dem von mir erworbenen Vorwerke **Weſthauſen** ſtehen bleiben und jährlich mit 4 Procent verzinſet werden ſoll. Und von dieſen Zinſen

Zinſen ſoll ein neuer Schullehrer unterhalten werden, die Mägdlein abgeſondert von den Knaben zu unterrichten, und ſollen ſie in dieſer Schule, außer dem Leſen und Schreiben und dem Chriſtenthum, auch durch die Frau des Lehrers im Nähen, Stricken, Spinnen und dergleichen unterwieſen werden.

5) Anerwogen nun der gnädige Gott mich mit zeitlichem Vermögen über mein Verdienſt und Würdigkeit geſegnet hat, und ich deſſen ohngeachtet mein Lebenlang viel Sorge, Verdruß und Kummer gehabt, und das viele Gute, das mir Gott gegeben, nicht recht genießen, noch des Lebens dabey froh werden, auch meinen Nebenmenſchen dadurch nicht ſonderlich nützen können: So will und befehle ich hiermit, daß mein Sohn **Joſeph Wilhelm**, als mein Erbnehmer, ſich hierinne beſſer vorſehe, und die von der gütigen Hand Gottes ohne ſein Verdienſt ihm durch mich übergebenen Güter ſowohl chriſtlich und vernünftig zum Nutzen und zur Wohlfahrt ſeines Nächſten, inſonderheit der ihm untergebenen Gemeinde zu **Mildheim** gebrauche, als auch, daß er dabey ſelbſt froh zu werden ſuche. Ich will und verordne daher, durch dieſen meinen letzten Willen und Teſtament, daß er, mein Sohn, von dem ihm nach meinem Ableben zufallenden baaren Gelde und Capitalien 10,000 Gulden nehme, und dieſe Summe ganz allein dazu anwende, daß er in fremden Ländern umher reiſe, und ſich mit allerley Menſchen, mit Königen, Fürſten, Edelleuten, Bürgern und Bauern bekannt mache, und bey jedem Stande ſo lange bleibe, bis er erforſchet, wo es allen fehlt, daß ſie immer ſo ſehr klagen, und mißvergnügt ſind, die Reichen wie die Armen, und die Vornehmen, wie die Geringen. Und dieſes ſoll mein Sohn fortſetzen, bis er recht eingeſehen hat, woran dieſes liege, und bis er gelernt, wie er dann ſelbſt ſein Lebenlang ein zufriednes Gemüth erhalten könne, bis an ſein ſeliges Ende.

6) Dem jedesmahligen Pfarrherrn zu **Mildheim** ſollen von meinem Tode an alljährlich 30 Gulden, nebſt einem Eimer guten Landwein, auf ewige Zeiten als eine Zulage zu ſeiner Beſoldung aus dem von mir zugekauften Vorwerke **Weſthauſen** bezahlt werden: dafür ſoll derſelbe, nach vorher erlangter Einwilligung der Hochfürſtlichen geiſtlichen Regierung, alljährlich zwey beſondre Predigten halten über folgende Texte: 1) An meinem Geburtstage, wenn es ein Sonntag iſt, oder den Sonntag darnach, ſoll er aus dem erſten Buch Moſe Cap. 1. Vers 26 vorſtellen: **Wozu die Menſchen eigentlich von Gott erſchaffen und auf die**

Erde geſetzt ſind. 2) Am Sonntage nach Chriſti Himmelfahrt, da meine erſte Gemahlin geſtorben iſt, ſoll er über die Worte im Eccleſiaſtes C. 1. V. 14. **Ich habe alles geſehen, was unter der Sonne geſchieht, und ſiehe! es war alles Eitelkeit und Bekümmerniß,** predigen. In dieſen Predigten ſoll aber meines Nahmens, als des Stifters, nicht gedacht werden, denn das wäre auch Eitelkeit.

7) An dem Sonntage, da die Predigt über 1. Moſe 1. Vers 26 gehalten wird, ſollen die zwölf älteſten Hausväter des hieſigen Orts, nebſt dem Pfarrherrn und Schulmeiſter, des Mittags auf dem Schloſſe zur Mahlzeit geladen werden, und ſoll der Herr und Beſitzer des Schloſſes mit dieſen Gäſten an einer Tafel eſſen, und ſich mit ihnen freundlich unterreden. Jedoch ſollen ſchlechte Hauswirthe, Trunkenbolde, Betrüger und andre böſe Leute an dieſer Ehre keinen Theil haben. So iſt meine ernſtliche Meynung und Wille.

(L.S.) **Anton von Mildheim.**

Dieſem letzten Willen ſeines Herrn Vaters gehorchte nun der junge Herr **von Mildheim** aufs pünktlickſte. Er zahlte die darinne beſtimmten Vermächtniſſe aus, wies ſeiner Fräulin Schweſter den einen Flügel des Schloſſes zu bewohnen an, und ſchickte ſich bald zur Abreiſe, um den 5ten Punkt, als den wichtigſten des ganzen Teſtaments zu erfüllen. Und dieſem gehorchte er deſto lieber: weil er ſelbſt große Luſt hatte, in fremde Länder zu reiſen, und darauf zu ſtudiren, wie er recht glücklich und vergnügt leben könne; ob er gleich dieſes zu Hauſe eben ſo gut hätte lernen können. Um aber nichts dabey zu verſäumen, nahm er ein großes Buch von weiſſem Papier mit, und ſetzte ſich vor, alle Abende hinein zu ſchreiben, was er den Tag über merkwürdiges und lehrreiches ſehen und hören würde. Das Guth übergab er einem geſchickten und redlichen Verwalter, und bat einen benachbarten Edelmann, der ſein guter Freund war, die Oberaufſicht darüber zu führen. Mit dieſen Anſtalten wurde er vor Oſtern fertig. Weil

aber

aber eben ſeines ſeligen Vaters Geburtsfeſt, da die erſte Stiftungspredigt gehalten werden ſollte, auf den 2ten heiligen Oſtertag fiel: ſo verſchob er ſeine Reiſe bis nach dem Feſte, um dieſe Predigt noch zu hören, und mit den Aelteſten der Gemeine zu eſſen, wie es ſein Herr Vater verordnet hatte. Denn die **Fürſtliche Geiſtliche Regierung** hatte, wegen des ſchönen Schulvermächtniſſes des ſel. Hauptmanns, in die Stiftung gewilliget. Der Herr Pfarr **Wohlgemuth** hielt aber an dem Tage zwey ſehr ſchöne Reden, die eine frühe nach dem Amt der h. Meſſe, die andere Nachmitags bey der Chriſtlichen Lehre: und der Inhalt dieſer Reden paßte zu der Abſicht des Herrn v. **Mildheim** bey ſeiner Reiſe ſo wohl, daß er ſich das Concept von ihm ausbat, und ſie als eine Vorrede in ſein Reiſebuch ſchrieb; aus dem ſie hier abgedruckt worden ſind.

Zehntes Capitel.

Des Hrn. Pfarrers Wohlgemuth Vormittags-Predigt am 2ten heiligen Oſtertage, als am Geburtstage des ſeligen Hrn. Hauptmanns von Mildheim.

"Lieber Vater im Himmel, ſey uns gnädig und ſteh uns bey, daß wir immer beſſere und frömmere Kinder von dir werden!"

Andächtige in Chriſto dem Herrn!

Ihr wiſſet, daß **Moſes** im erſten Capitel ſeines 1ſten Buchs erzählt, wie der liebe Gott Sonne, Mond und Sterne und die Erde, mit allem, was darauf iſt, eingerichtet, und jedem Dinge angewieſen hat, was es in ſeiner Art ſeyn und thun ſoll; damit alles recht ſchön und gut ſey. Da hat er der Sonne, dem Monde und den Sternen befohlen, daß ſie leuchten; den Wolken hat er geboten, daß ſie Regen, Schnee und Schloſſen geben; der Erdboden ſoll allerhand Gewächſe hervorbringen; die Fiſche ſollen im Waſſer

 ſchwim-

ſchwimmen, die Vögel in der Luft fliegen, und alles was lebet, ſoll ſeine Nahrung haben, und ſeines Gleichen hervorbringen. Als es aber an den Menſchen kam, ſo ſprach der Schöpfer, wie es im 26ſten Vers heißt:

Wir wollen den Menſchen machen, nach unſerm Bildniß, und der da herrſche über die Fiſche im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel, und über das Vieh, und über die ganze Erde und über alles, was auf Erden kriecht.

Aus dieſen Worten will ich Euch heute folgende Lehre ans Herz legen:

Immer beſſer machen und beſſer werden iſt die Abſicht, wozu wir Menſchen ſchen von Gott erſchaffen und auf die Erde geſetzt ſind.

1) Will ich zeigen, **daß Gott uns zu dieſer** Abſicht erſchaffen hat;

2) **Daß er uns eben deswegen die Erde zur Wohnung gegeben hat, daß wir dieſe ſeine Abſicht hier erfüllen ſollen.**

Unſer Text lehrt beydes ganz kurz, aber doch deutlich, und wir können ſeinen Worten wohl trauen: weil ſie der Meiſter ſagt, der am beſten wiſſen muß, wozu er ſein Werk gemacht haben will. Hört mir alſo ja recht aufmerkſam zu, wie ich dieſe Worte auslegen werde. Denn es iſt von allem, was wir lernen, gewiß das Nothwendigſte, daß wir wiſſen, **wozu wir eigentlich** erſchaffen ſind, **und wie wir die Abſicht des Schöpfers auf dieſer Erde, wo wir leben,** ausrichten ſollen. Das erſte will ich Euch mit Gottes Hülfe jetzt erklären, und das andere wollen wir Nachmittag bey der Chriſtlichen Lehre mit einander betrach=

betrachten. Gott ſegne meinen Vortrag! Ihr aber vernehmet mich mit Geduld und Aufmerkſamkeit!

Es heißt in unſerm Texte nicht etwa: Wir wollen reiche oder arme, vornehme oder geringe, kluge oder einfältige Leute machen: ſondern es heißt: Wir wollen **Menſchen** machen! Nun iſt aber der ärmſte Taglöhner ſo gut ein Menſch, als der Kaiſer ſelber, der dümmſte Kopf ſo gut, als der gelehrteſte Doctor, und das neugebohrne Kind ſo gut, als ich mit meinen grauen Haaren: es gilt daher von allen und jeden Menſchen, wie ſie auch beſchaffen ſeyn mögen, wenn Gott ſagt: **Wir wollen den Menſchen machen, nach unſerm Bildniß.** Alle Menſchen, und ſo auch **wir alle**, ſollen dem allmächtigen und allgütigen Schöpfer gleichen, wie ein Bild der Sache gleich ſieht, die es vorſtellt; oder wie Kinder ihren Eltern gleichen.

Ihr wißt es aber ſchon ſelbſt, **meine Freunde!** Gott hat keine ſolche leibliche Geſtalt und Gliedmaſſen wie wir. Man kann ihn nicht ſehen, nicht hören, nicht anrühren. Man kann nicht einmahl ſagen, da oder dort iſt er: ſondern er iſt immer an allen Orten zugleich. Daher auch David im 138ſten **Pſalm** gar recht ſagt: "**Wo ſoll ich hingehen vor deinem Geiſt, wo ſoll ich hinfliehen vor deinem Angeſicht? Führe ich gen Himmel, ſo biſt du da; ſtiege ich hinab zu der Hölle, ſiehe! ſo biſt du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußerſten Meer: ſo würde mich doch deine Hand daſelbſt hinführen und deine Rechte mich halten.**" Es kann alſo wohl nicht ſo gemeynt ſeyn, daß wir **leiblicher Weiſe** ausſehen ſollen, wie Gott: ſondern wir ſollen ihm **innerlich** gleichen. Wir ſollen ſo **denken, wollen** und **thun**, wie Gott. **Unſre Seele**, welche die Gedanken und den Willen hat, und die man auch nicht ſehen, hören oder anrüh-

 ren

ren kann, ob ſie gleich den Leib und alle Gliedmaßen regiert — dieſe ſoll ein Bild Gottes ſeyn.

Nun werdet ihr wohl gern wiſſen wollen, wie ihrs machen müßt, daß eure Seelen zu der großen Ehre gelangen, Bilder Gottes des Allerhöchſten zu ſeyn? Dieſes hat uns der gütige Gott ſelber deutlich vorgeſtellt, in der Art wie er alle Dinge erſchaffen hat, und wie er ſie noch immerfort regieret. Wenn wir darauf recht Acht haben, ſo finden wir erſtlich, daß er alles aufs Beſte eingerichtet hat und noch einrichtet. Er bereitete erſt den Fiſchen das Meer, den Vögeln die Luft, dem Vieh und dem Wilde trocknen Boden, und allen Speiſe und Trank, ehe er ſie ſchuf. Er ſtellte erſt die Sonne an den Himmel, ehe er die Bäume und Kräuter wachſen ließ, welche die Sonnenwärme nöthig haben. Noch jetzt lenkt er die Sonne, den Mond und die Sterne in ihrem Laufe, daß keins ans andere ſtößt, und giebt Regen und Sonnenſchein, Kälte und Wärme, jedes zu rechter Zeit. Er hat unſre Augen ſo eingerichtet, daß Ihr mich und ich euch ſehe, unſre Ohren, daß Ihr meine Worte höret und daraus meine Gedanken abnehmet, unſre Hände, daß wir die künſtlichſten Dinge damit zuwege bringen können. Und eben ſo große Kunſt hat er an allen Thieren, an Bäumen und Stauden, ja an der kleinſten Wieſenblume bewieſen. Es heißt daher im 31ſten Vers mit Recht: "**Und Gott hat geſehen alle Dinge, die er gemacht hatte, und ſie waren ſehr gut.**" Sollen wir nun Bilder Gottes ſeyn: ſo müſſen wir auch alles, was wir unternehmen, ſo einrichten, daß es ſehr gut ſey.

Zweytens hat auch Gott in allen ſeinen Werken gezeigt, daß **Er ſelbſt ſehr gut iſt.** Er ſorgt für alle Menſchen und Thiere, wie ein Vater für ſeine Kinder. Aller Augen warten auf den Herrn und er giebt ihnen Speiſe zu ſeiner Zeit. Er hat dem klein-

ſten

ſten Würmchen ſeinen Tiſch bereitet, daß es ſich ſättigen, und ſeines Gleichen, mit dem es ſpielen und ſich erluſtigen kann. Uns Menſchen läßt er ſeine Sonne aufgehen über Böſe und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Uns hat er die ganze Erde mit allem, was darauf wächſet und lebet, übergeben, daß wir es genießen und dabey fröhlich ſeyn können, und über uns den ſchönen blauen Himmel mit den funkelnden Sternen, und den weiſſen Wolken, durch die ſie hervorſchimmern. Er hat unſre Herzen ſo eingerichtet, daß wir täglich gar viele Luſt und Freude haben können, wenn wir als Eheleute, oder Eltern und Kinder einander lieben, wenn wir als Freunde, Nachbarn und Miteinwohner freundlich mit einander umgehen, und einer den andern mit Rath und That unterſtützen. Er will auch nicht das Verderben des Sünders: ſondern daß ſich Jedermann beſſere und einmahl ewig ſelig werde. So ſehr hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebohrnen Sohn gab, auf daß ein jeglicher der an ihn glaubet, nicht verloren werde, ſondern das ewige Leben habe. Seht! ſo gut iſt unſer himmliſche Vater und ſo gut müßten wir Menſchen auch ſeyn, wenn wir rechte Ebenbilder von ihm ſeyn wollten.

Aber, meine Lieben, muß uns nun nicht bange werden, wenn wir bedenken, wie ſchlecht wir unſre Sachen oft einrichten? Wie viele Thorheiten wir in unſerm Leben begehen? Wie oft wir unfreundlich, neidiſch, zänkiſch gegen unſern Nächſten ſind? Wie grauſam mancher ſein Vieh quält? Wie mancher ſich und andere aus Unverſtand in Schaden und Unglück ſtürzet? Wie mancher gar eine Freude daran hat, wenns ſeinem Nachbar übel geht? Wie mancher lieber faullenzt, als daß er etwas Nützliches und Gutes thäte, wenn er nicht muß? — Wenn man dieſes bedenket, ſo ſollte

man faſt zweifeln: ob es wahr ſey, daß Gott uns zu ſeinen Ebenbildern habe machen wollen; weil wir ihm ſo gar wenig gleichen. Und ſagt nicht die heil. Schrift ſelbſt; Niemand iſt gut, als der Einzige Gott? Wie könnten denn wir ſchwache Menſchen alles gut machen und ſelbſt ſo gut ſeyn, wie Er? — Iſt da nicht ein Spruch dem andern zuwider?

Schenkt mir eure Aufmerkſamkeit nur noch eine kleine Weile, meine Andächtigen: ſo werdet ihr einſehen, daß die Worte Gottes, da er ſprach: Wir wollen den Menſchen machen, nach unſerm Bildniß, dennoch eintreffen, und daß die heil. Schrift nicht wider ſich ſelbſt rede.

Nicht wahr? meine Lieben! Ein Kind, wenn es auf die Welt kommt, weiß und verſteht gar nichts? Es kommt erſt mit den Jahren zu Verſtand, und alte Männer und Frauen ſind gemeiniglich verſtändiger und wiſſen mehr, als die muntre Jugend? Und kommt dieſes nicht daher, daß ſie ihr Lebenlang mehr geſehen, gehört, erfahren, auch ſelbſt überlegt und nachgeforſcht haben? Sind nicht einige unter euch dadurch klüger und geſchickter als andere geworden, weil ſie unter Leuten geweſen ſind, und ſich etwas in der Welt umgeſehen haben? Und zeigt dieſes nicht, daß wir Menſchen nach und nach immer verſtändiger werden können, als wir vorher waren? Es kommt nähmlich blos darauf an, daß wir nicht, wie die unvernünftigen Thiere, in den Tag hinein leben, ſondern bey allem, was wir thun, fleißig überlegen, wie es am beſten zu machen ſey? Woher und warum es ſo und nicht anders kommt? Daß wir Acht haben, was darauf erfolgt, wenn wir dieß oder jenes thun? Daß wir oft aufmerkſam betrachten, worinn dieſe und jene Sachen mit einander übereinkommen, oder wie ſie unterſchieden ſind? Was jede Sache für Nutzen oder Schaden bringe? — Wenn wir fleißig

ßig ſo nachdenken über alles, was wir ſehen, hören und ſelbſt vornehmen: ſo pflegt unſer Verſtand mit den Jahren zuzunehmen und zu wachſen, wie ein geſunder Baum, der in einen guten Boden gepflanzt iſt, und wir lernen unſere Sachen immer beſſer und beſſer einzurichten.

Desgleichen wenn wir nur einmahl anfangen, andern Menſchen Gutes zu thun, freundlich und liebreich gegen ſie zu ſeyn, ihnen in der Noth zu helfen, und wenn ſie uns dann wieder alles Liebes und Gutes erweiſen: ſo thut dieſes unſerm Herzen ſo wohl, daß die Liebe und Güte darinne wächſet, wie die Frucht in einem wohlgedüngtem Acker. Ihr erinnert Euch z. E. wohl noch, wie das benachbarte Dorf **Wohnhauſen** vor 12 Jahren abbrannte, und wie ihr alle dort löſchen halfet, ſo daß kein Mannsbild mehr in unſerm Dorfe war, und daß ich ſelber einen Wagen mit Brod und Bier hinüber ſchaffen mußte! Ihr wißt, wie ihr damahls die armen Leute in eure Häuſer aufnahmet, und ihnen wieder aufbauen halfet, ſo daß ſie jetzt das Unglück ſchon faſt ganz verſchmerzt haben — und wie euch die Leute nun ſo gut ſind, daß ſie gern das Leben für euch ließen, und daß ſie ſich freuen, wenn nur eins von euren Kindern in ihr Dorf kommt! Ihr habt auch ſelbſt dieſe Leute nun viel lieber, als ſonſt: das werdet ihr mir alle bezeugen. Dieſes kommt aber eben daher, daß ihr gegen dieſe unſre Nachbarn treulich Liebe ausgeübt habt, und daß ſie euch dafür wieder lieben: ſo hat die Liebe in beyder Herzen zugenommen. Und daraus ſeht ihr offenbar, daß wir Menſchen es auch in der Liebe und Gütigkeit, wenn einmahl ein Anfang dazu da iſt, immer weiter bringen. Und eben ſo iſt es auch mit der Geduld, der Mäßigkeit, dem Vertrauen auf Gott und mit andern chriſtlichen Tugenden beſchaffen: ſo daß wir alle Tage immer beſſere Menſchen und fröm-

mere Chriſten werden können. Je geſchäftiger und fleißiger aber einer daran iſt, dieſes zu thun, deſto weiter kommt er darinne: indem auch hier das Sprüchwort, **Uebung bringt Kunſt**, richtig eintrift. Dieſe Art und Beſchaffenheit, daß wir nicht auf einmahl von ſelbſt alles gut machen und gut ſind, ſondern daß wir darinne Schritt vor Schritt immer weiter kommen können, hat uns aber Gott ſelbſt gegeben. Wir können daher auch ſicher ſchlieſſen: daß er bey der Verordnung, daß wir ſeine Bilder und ihm gleich ſeyn ſollen, mit auf dieſe unſre menſchliche Art und Natur geſehen habe. Wir ſollen nähmlich **nicht auf einmahl** alles **gut machen** und **gut ſeyn**: ſondern wir ſollen unſer ganzes Leben lang alles immer **beſſer machen** lernen und ſelbſt **beſſer werden**: heute beſſer, als geſtern, und morgen beſſer, als heute. Ob wir gleich dem lieben Gott nun und nimmermehr ganz gleich werden können: ſo ſollen doch unſre Seelen ihm allmählich ähnlicher werden; ſo wie der Mahler ſein Bild allmählich der Sache ähnlicher macht, die es vorſtellen ſoll, ob es gleich immer ein bloßes Bild bleibt.

Dieſes beſtändige **beſſer machen** und **beſſer werden** iſt nun die rechte Abſicht, zu der uns Gott erſchaffen hat. Dazu hat er uns eben ein unſterbliche Seele gegeben, welche nicht im Grabe verweſet, ſondern nach dem Tode des Leibes in Ewigkeit fort lebet. Dieſe Seele, welche Anfangs nicht verſteht und nicht weiß, was recht oder unrecht, bös oder gut iſt, ſoll nähmlich von Jugend auf, bis ins hohe Alter, an Einſicht, Vernunſt, und Gutherzigkeit immer zunehmen; damit ſie einſtens in der Ewigkeit die ihr zu Theil gewordene Belohnung und Glückſeligkeit recht genießen könne. Dazu hat er uns Augen, Ohren, Sprache und ſo künſtliche Hände gegeben, daß wir alles, was wir unternehmen, von Tag zu Tage **beſſer** einrichten ſollen.

Dieſes beſtändige beſſer werden und beſſer machen muß alſo auch das vornehmſte Geſchäft unſers ganzen Lebens ſeyn. Wir müſſen dahin ſtreben, durch alles was wir treiben und thun, nicht etwa Reichthum, Ehre, oder Wolleben zu erlangen: ſondern das nächſte, was wir ſuchen, ſoll ſeyn, daß wir verſtändiger, geſchickter und beſſer werden, und durch dieſe ſchönen Eigenſchaften immer mehr Gutes an uns ſelbſt, in unſern Haushaltungen, in unſerm Dorfe, und wo es ſonſt Gelegenheit giebt, zu Stande bringen. Wir ſollen dabey dem Spruche folgen: **Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit**, das heißt: verbeſſert eure Einſichten durch beſtändiges Nachdenken über das, was recht und gut iſt in allen Sachen, und thut fleißig darnach, — **ſo wird euch ſolches alles**, nähmlich Ehre, Gut und Vergnügen, **von ſelbſt zufallen.**

Ja! dieſes war gewiß deine Meynung, **gütigſter Vater im Himmel**, da du ſagteſt: **Wir wollen den Menſchen nach unſerm Bildniß und Gleichniß machen!** — Dieſes meynt auch der heil. Apoſtel Paulus, wenn er uns befiehlt: **Seyd Gottes Nachfolger, als die lieben Kinder.** Denn du allein, **Vater**, biſt gut und vollkommen, und was du machſt, iſt ſehr gut. Wir deine ſchwachen Kinder können nicht alles gut machen und in allen Stücken gut ſeyn, wie du: daher biſt du ſchon zufrieden, wenn wir nur immer ſuchen, unſer Thun allmählich zu verbeſſern, und Schritt vor Schritt beſſer zu werden; dazu hat uns deine Vaterhand erſchaffen. Nun ſo ſtehe uns in Gnaden bey und hilf uns dazu, daß wir alle Tage unſers Lebens verſtändiger, geſchickter, liebreicher, barmherziger, fleißiger und ordentlicher, und dadurch ſchönere Ebenbilder von dir werden! Amen!

Eilftes Kapitel.

Wie die zwölf älteſten Hausväter zu Mildheim mit dem gnädigen Herrn auf dem Schloſſe zu Mittag eſſen.

Nach geendigtem Gottesdienſt giengen nun die zwölf Männer, welche bey dem gnädigen Herrn zum Eſſen eingeladen waren, nebſt dem Herrn Pfarrer und Schulmeiſter auf das Schloß, und begaben ſich in den Speiſeſaal, wo ſie der Herr von Mildheim freundlich willkommen hieß. Es war ihm eine rechte Freude, zwölf von ſeinen Unterthanen bey ſich zu ſehen, welche alle ehrliche brave Leute waren, und mit ihren grauen Köpfen und reinlichen Kleidern ein recht ehrwürdiges Anſehen hatten. Das Beſondere war dieß dabey, daß er einen der reichſten und älteſten Männer im Dorfe, den Johannes Kaltmann nicht hatte bitten laſſen, ſondern ſtatt deſſen den armen Schuſter Nikolaus Fiſcher. Die Urſache davon war aber dieſe: daß Kaltmann kein rechter Hausvater, ſondern ein alter Junggeſell war, der mit Mägden Haus hielt; dagegen Fiſcher

eine

eine Frau und fünf Kinder hatte. Der Centgraf (Juſtizbeamte) und der Amtsverweſer aßen auch mit: ſo daß die ganze Tafel mit 17 Perſonen beſetzt war. Die Bauersmänner aßen aber ſo manierlich, was ihnen vorgeleget wurde, und ſagten ihre Meynung ſo beſcheiden und verſtändig, wenn ſie um etwas gefragt wurden, daß ſich der Herr **von Mildheim** darüber verwunderte, und daß er dem Pfarherrn und Schulmeiſter freundlich darüber zunickte: indem er der Meynung war, der Kirchen- und Schullehrer hätten durch ihren Unterricht und durch ihren freundlichen Umgang mit den Leuten dazu geholfen, daß dieſe ſich ſo wohl aufzuführen wußten. Ueber dem Eſſen wurde allerhand geſprochen vom Feldbau, von der Viehzucht und vom Hausweſen. Unter andern erzählte der Herr **von Mildheim**, daß ein Ritterguthsbeſitzer, der Herr **Schubart von Kleefeld zu Würchwitz** bey Zeitz in **Churſachſen** die Probe gemacht hätte, ein Stück Feld von 8 Morgen 8 Jahre nach einander zu benutzen, ohne es Brache liegen zu laſſen und ohne es zu düngen; und daß er noch im 6ten Jahre für 200 Thaler Klee darauf geerndtet und zu Heu gemacht; dann im 7ten Jahre vortreflichen Waizen, und im 8ten wieder ziemliche Gerſte und Haber; worauf er es erſt wieder Brache liegen und friſch düngen laſſen. Desgleichen erzählte er auch, wie an manchen Orten der Viehſtand ſeit einigen Jahren ſich aufs doppelte vermehrt habe, blos dadurch, daß die Leute mehr Futterkräuter bauten, und das Vieh beſſer fütterten, als ſonſt; wodurch ſie dann mehr Miſt zum Dünger erhielten, und den ganzen Feldbau allmählich verbeſſern könnten. Dabey ermahnte er die anweſenden Bauern: ſie möchten es doch auch probiren, und befahl dem Amtsverweſer, er ſollte darauf ſehen, daß ſein Schäfer die Kleeſtücke mit der Heerde verſchonte. Auch ſollte er den Leuten, welche ſolche Proben machen woll-

wollten, mit Rath und That an die Hand gehen, und ihnen zu guten Samen verhelfen. Er ſagte auch: in dem **Noth- und Hülfsbüchlein**, welches er in die Schule gegeben, ſey deutlich beſchrieben, wie man die Verbeſſerung der Landwirthſchaft durch den Viehſtand anſtellen müſſe, und wie überhaupt ein jeder fleißiger und kluger Bauersmann mit Ehren und gutem Gewiſſen ſeine Umſtände verbeſſern könne. Ueber die Vormittagspredigt wurde auch allerhand geſprochen, und der **Herr von Mildheim** meynte: wenn er nach ſeines Herrn Vaters Willen in die Fremde reiſen, und auf die Menſchen Acht haben würde, warum die meiſten unglücklich und mißvergnügt wären? ſo würde er vermuthlich bey vielen eben die Urſache davon antreffen, daß ſie nicht darnach ſtrebten, ihr Lebenlang ihre Sachen **immer beſſer** zu machen und verſtändiger, gütiger, frömmer, geſchickter und nützlicher zu werden. Sondern er würde finden, daß der eine nichts im Sinne habe, als reicher, der andere vornehmer zu werden, der dritte ſeine Begierde nach Wolluſt, Ueppigkeit, Rache und andern böſen Dingen zu befriedigen, und daß ſo ein jeder etwas ſuchte, das ihm oft fehl ſchlagen müſſe: weil ihm andere dabey in den Weg träten, oder zuvor zu kommen ſuchten. Darüber klagten ſie dann und wären mißvergnügt. Der Centgraf ſetzte hinzu, es wäre wohl ein wahres Sprichwort: **Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.** Wenn nun einer zum Exempel immer darnach ſtrebte, redlich und rechtſchaffen zu ſeyn, klüger zu werden, ein gutes Gewiſſen zu behalten: ſo könne es ihm nicht fehlen, er müſſe vergnügter ſeyn, als jene; weil ihm niemand in ſeinem Verlangen hinderlich ſeyn, oder ihm dieſe ſchönen Seelengüter ſtehlen könne. Der Schulze, **Anton Schmidt**, ſagte darauf beſcheidentlich: "Ihr Wort in Ehren, Hr. Centgraf! Wenn aber der

gnädige Herr erlaubet, daß ich meine geringe Meinung ſage: ſo denke ich, viele von uns Bauersleuten hätten wohl keine Zeit dazu, daß ſie mit ihren Gedanken ſo hoch geſtudiert ſeyn könnten. Das iſt wohl eine Sache für die vornehmen Herren, die über den Büchern ſitzen können: aber unſer einer muß Gott danken, wenn die Arbeit fertig wird und wenn man herausſtudiert, wie man der hohen Obrigkeit die Steuern geben, und als ein ehrlicher Mann durch die Welt kommen kann. Ich will keinen nennen: aber der Herr Centgraf weiß ja ſelbſt, wer die meiſten Reſte und Schulden hat im Dorfe, und wo es um die Wirthſchaft am ſchlechteſten ausſieht? Das ſind gerade die Leute, die am fleißigſten über den Büchern ſitzen, und gar geſchickt aus der heil. Schrift zu erzählen wiſſen.." Da nahm der Hr. Pf. das Wort, und ſagte: "Ja, Hr. Schulze, da hat Er ganz recht; und ich ſetze noch dazu: das ſind eben auch die ſchlechteſten Chriſten, die viel vom Wort Gottes reden, und deſto weniger darnach thun. Chriſtus der Herr hielt keine ſtundenlange Predigten: ſondern er ſagte in kurzen Sprüchen, was man **thun** ſolle, und **that es ſelbſt vor.** Und ſo ſollen wir ebenfalls nicht viel über Gottes Wort klügeln und ein langes und ein breites davon reden, auch nicht viele Worte machen, wenn wir zu Gott beten: ſondern wir ſollen bey allem, was wir in unſerm Beruf thun und treiben, nur oft daran denken, daß der liebe Gott haben will, daß **wir es aufs beſte machen** nach unſern Kräften. Wenn wir ſo denken und auch wirklich **darnach thun**, und dabey auf den Beyſtand Gottes vertrauen: ſo haben wir das rechte Chriſtenthum; und dazu braucht es bey Bauersleuten weder viele Zeit noch Bücher." Der Herr v. Mildheim antwortete darauf: das iſt wohl wahr, Ihre Hochwürden! Die Hauptſache bey dem Chriſtenthum iſt gewiß, daß wir immer den **Willen**

haben, gut zu ſeyn, und recht zu thun, und daß wir in Glück und Unglück uns darauf verlaſſen, daß es der himmliſche Vater gut mit uns meine; und dazu braucht es keiner Bücher. Aber ich dächte doch, es ſey gut, wenn der Bauersmann zuweilen ein Buch läſe, woraus er lernte, wie und auf welche Art er dieſe und jene Wirthſchaftsſachen aufs beſte einrichten, und wie er ſich und andern in gewiſſen Nothfällen des Lebens helfen könne? – ſo wie Sie ihn in Ihren Predigten belehren, wie er eine gute Kinderzucht führen, durch welche Mittel er ſich und andere in Traurigkeit tröſten, in Gefahr beherzt machen, in Zweifeln beruhigen und in allem Guten ſtärken könne. Ich denke auch, ſo viel Zeit findet jeder leicht des Sonntags und an den Winterabenden! Denn viel muß er freylich nicht leſen: ſondern nur wenig, und das wenige recht überlegen, ob es auch wahr und gut ſey?

So ſprachen ſie während des Eſſens noch von allerhand Sachen. Als aber der Hr. von Mildheim gewahr wurde, daß die Bauersmänner den Wein, der ihnen vorgeſetzt war, aus Beſcheidenheit zu lange ſtehen ließen, brachte er dem Herrn Pfarr die Geſundheit zu:

Unſre lieben Bauern ſollen leben!
Gottes Segen über ſie!

Der Pfarrherr nahm ſogleich ſein Glas und ſetzte dazu:

Gottes Segen für die Müh,
Das ſie ſchönes Brod uns geben!

Nun mußten die Bauersmänner Ehren halber eine Gegengeſundheit ausbringen, und das that der Schulze mit den Worten:

Unſre guten Herren ſollen leben!
Gottes Segen über ſie!

Und der Schuſter Fiſcher fiel ihm ſogleich ins Wort und fügte noch bey:

Segen! daß für unſre Müh
Sie uns viel mehr Gutes geben!

So brachten ſie den Mittag ſehr vergnügt zu, und freuten ſich darüber, daß die Herren den Bauernſtand ſo werth hielten, noch vielmehr, als über die guten Speiſen und den Wein. Nach dem Eſſen dankten ſie Gott und giengen zuſammen wieder in die Kirche, wo der Pfarrherr ſeine chriſtliche Lehre hielt, und dabey folgende kurze Anrede mit beyfügte.

Zwölftes Capitel.

Anrede, welche der Hr. Pfarr Wohlgemuth am 2ten heil. Oſtertage Nachmittags an die Gemeinde zu Mildheim gehalten.

Andächtige in Chriſto dem Herrn.

Wir haben heute frühe gelernt, was unſer gütiger Schöpfer damit gemeinet hat, als er uns Menſchen dazu erſchuf, daß wir ihm, als ſeine Bilder, gleich werden ſollten, nähmlich dieſes: daß wir unſer Lebenlang in allen Stücken immer beſſer werden, und alles, was wir thun, immer beſſer machen lernen ſollen. Laßt uns nun auch ſehen, wie dieſes auf der Erde, wo wir leben, von jedem in ſeinem Stande geſchehen kann.

Es heißt weiter im Text: "der da herrſche über die Fiſche des Meeres, und über die Vögel des Himmels, über das Vieh und über die ganze Erde und über alle kriechende Thiere, die ſich auf Erden bewegen." Und im 28ſten Vers befiehlt

Gott den Menſchen, daß ſie ſich die ganze Erde unterthan machen, und darüber herrſchen ſollen. Wenn wir nun dieſe Worte recht überlegen, ſo finden wir, daß ſie nichts anders ſagen wollen, als dieſes: daß wir eben auf der Erde, nicht in der Sonne oder im Monde, Bilder Gottes ſeyn ſollen. Wir ſollen auf der Erde herrſchen, wie Gott über alle Dinge herrſcht, das heißt: wir ſollen alle die ſchönen Dinge, welche auf der Erde ſind, ſo gebrauchen, daß noch mehr Schönes und Gutes heraus komme. Herrſchen und regieren iſt nähmlich nichts anders, als wenn man macht, daß alles ordentlich und recht und gut hergehet. Ein guter Hausvater iſt ein König in ſeinem Hauſe, wenn er ſo darinne regiert, daß Weib und Kinder und Geſinde, ja auch das arme Vieh, vergnügt und zufrieden lebt, und gleichwohl jedes ſeine Schuldigkeit thut. Die Hausmutter iſt eine Königinn, wenn ſie alles in Ordnung hält und darauf ſieht, daß jedes das bekomme, was ihm gebührt, und wenn ſie durch Freundlichkeit und liebreiches Weſen die Gemüther aufmuntert und fröhlich macht zur Arbeit. So auch wenn ihr Sümpfe und Moräſte austrocknet und fruchtbare Felder daraus macht; wenn ihr Gräben zieht, eure Wieſen zu verbeſſern; wenn ihr Steine von eurem Acker leſet; wenn ihr ſchlechten Boden durch Beymiſchung andererErdarten verbeſſert; wenn ihr Obſt- und andere Bäume anpflanzet; wenn ihr Klee und andere nützliche Futterkräuter bauet; wenn ihr ſonſt eure Feld- und Hauswirthſchaft in beſſern Stand ſetzet; wenn ihr Kinder zeuget und zur Gottesfurcht und Fleiß erziehet, oder wenn ihr ſonſt etwas Gutes noch beſſer macht und die Gaben Gottes vermehrt: ſo, meine Lieben! ſo herrſcht ihr nach dem Bilde Gottes über die Erde, und machet ſie euch unterthan, ſo wie alle Dinge Gott unterthänig ſind. Und jemehr einer Gutes durch ſeinen Verſtand und

Fleiß

Fleiß ausrichtet, deſto größer iſt ſein Regiment; deſto mehr gleicht er dem großen König aller Könige.

Gott hat aber die Erde recht beſonders dazu eingerichtet, daß wir Menſchen auf derſelben auf ſolche Art herrſchen und alle Dinge, die wir unternehmen, immer mehr verbeſſern, und daß wir eben dadurch ſelbſt immer verſtändiger, geſchickter und liebreicher, und dem ſchönen Bilde, das Er uns zur Nachfolge vorgeſtellt hat, ähnlicher werden können. Ihr wißt es alle ſelbſt, Andächtige in Chriſto dem Herrn! Ein öder, wüſter Boden bringt wenig gutes Gras hervor. Das wilde Obſt iſt ſauer. Der Acker muß gut beſtellt werden, wenn er gute Früchte geben ſoll. Die Bäume im Walde müſſen zu rechter Zeit gefällt, die Steine gebrochen, und alles mit vieler Mühe und Kunſt zuſammen gefügt werden, wenn es ein Haus geben ſoll. Aus roher Wolle oder aus unbereitetem Flachs läßt ſich kein Kleidungsſtück machen. Wenn man die Pferde und Ochſen nicht abrichtet und die Kinder nicht lehrt: ſo bleiben ſie ungeſchickt und ſtörrig ihr Lebenlang. Ein fleißiger und ordentlicher Hausvater kann ſeine Wirthſchaft, wenn er nur einmal anfängt, über alles nachzudenken, immer in beſſern Schwung bringen. Die Hausfrau kann durch immer größere Freundlichkeit und Munterkeit machen, daß der Mann, die Kinder und das Geſinde immer vergnügter werden und lieber arbeiten. Sie kann mit geringern Koſten ihren Tiſch beſſer beſtellen, wenn ſie nachſinnet, wie alles am beſten zu machen ſey. Die Kinder können ihren Eltern alle Tage mehr Freude machen, wenn ſie immer gehorſamer, fleißiger und ſittſamer werden. Ein ganzes Dorf müßte reicher, anmuthiger und vergnügter werden, wenn dieſes in vielen Haushaltungen geſchähe, und wenn die Einwohner alle ſich bemühten, Zorn, Hochmuth, Geitz, Neid, Völlerey und andere böſe Laſter abzulegen. Ja, ein

ganzes Land müßte bald grünen und blühen, wie ein Paradies, wenn alle, die darin wohnen, Hohe und Niedere, ſichs angelegen ſeyn ließen, alle Tage beſſer zu werden. Die Erfahrung beſtätigt dieſes dadurch, daß es wirklich ſchon viel ſchöner und beſſer auf der Erde geworden iſt, als es vor alten Zeiten war. Vor etlichen tauſend Jahren waren noch in Deutſchland faſt lauter ungeheure Waldungen und Sümpfe und Moräſte, wo jetzt die ſchönſten Getraidefelder, Wieſen und Städte und Dörfer ſind. Bären brummten und Wölfe heulten, wo jetzt Kühe und Schaafe blöcken. Alle Bauern waren ſonſt elende Sclaven. Der Edelmann konnte ihm nach Gefallen Haabe und Gut abnehmen, ohne daß ein Hahn darnach krähte. Auf den Landſtraſſen war kein Menſch ſeines Lebens ſicher vor Mördern und Räubern, wovon noch hier und da die alten Bergſchlöſſer und Wartthürme zeugen. Das iſt nun jetzt alles ſo viel beſſer und wird mit Gottes Hülfe noch beſſer werden, daß endlich kein Menſch mehr an ſeiner Nothdurft Mangel leide, oder gedrückt werde. Hat man doch ſogar aus den wilden Aepfeln und Birnen durchs Verpflanzen in beſſeres Erdreich ſo vielerley und koſtbare Obſtarten gezogen. Man hat die Viehrarten hier und da durch fremde Zucht vergrößert und verbeſſert. Man hat ſogar dem Blitz und Donner vorgeſchrieben, wie er laufen ſoll, daß er keinen Schaden thue; wie ihr das an dem Blitzableiter an unſerm Kirchthurme ſeht. Es ſind faſt hundert Jahre, daß man bey uns nichts mehr von der Peſt hört: weil die lieben Obrigkeiten darauf bedacht ſind, daß dieſe Seuche nicht aus der Türkey ins Land gebracht werde. Es ſterben heutzutag wenig Leute mehr an dem Frieſel, der ſonſt ſo gefährlich war. Geſchickte Aerzte curiren jetzt das kalte Fieber oft in wenigen Wochen, womit man ſich vor Alters Jahre lang ſchleppen

mußte.

mußte. Man pfropft den Kindern die Pocken oder Kindsblattern ein, damit ſie leichter durchkommen: und ſo werden durch das Nachdenken immer mehr kräftige Mittel wider gar viele Krankheiten, Beſchwerden und Nothfälle erfunden. Dieſe Dinge, die wir Uebel des Lebens nennen, geben uns alſo auch Gelegenheit, unſern Verſtand durch Nachdenken zu üben; denn die Noth lehrt es wohl, daß man nachſinnen muß, wie man ſich helfen könne. Und durch dieſes Nachdenken werden wir dann klüger und lernen allmählich alles **beſſer machen.** Hilft nun ein Menſch dem andern, und der andere dankt ihm herzlich und hilft wieder, wo er kann: ſo wächſt in beyder Herzen auch die Liebe und Güte, und beyde **werden beſſer.** Und dieſes immer mehr, jemehr wir Dinge kennen lernen, jemehr wir ihren Nutzen einſehen und ſie zu unſerm und andrer Menſchen Beſten anwenden. Daraus ſeht ihr ganz offenbar, daß der liebe Gott die ganze Erde, mit allem, was darauf und daran iſt, ſo eingerichtet hat, daß wir Menſchen alles immer **beſſer zu machen**, und ſelbſt **beſſer zu werden** ſuchen müſſen; wenn wir ein recht vergnügtes Leben darauf führen wollen. Da nun dieſes die rechte Art iſt, wie wir ſterbliche Menſchen Bilder Gottes werden können: ſo ſehen wir, daß er uns auch deswegen auf die Erde geſetzt hat, daß unſre Seelen ihm hier auf ſolche und keine andre Art ähnlich werden ſollen. **Immer beſſer machen und beſſer werden** iſt alſo gewiß **die Abſicht, warum er uns dieſe Erde zu bewohnen gegeben hat;** bis er uns einſt durch den Tod zur ewigen Freude einführet.

Dürfte ich doch nun, **Andächtige in Chriſto dem Herrn!** zu dieſer Betrachtung weiter nichts mehr hinzufügen, als den herzlichen Wunſch: daß wir und alle Menſchen auf der ganzen Erde dieſe Abſicht Gottes redlich erfüllen, und recht ſchöne Ebenbilder von ihm

werden möchten! Allein es giebt leider! gar viele, die noch weit von dieſem Glücke entfernt ſind. Der eine ſorgt nur ängſtlich, wie er vergängliches Geld und Gut zuſammen bringe. Der andere, wie er ſeinen Leib pflegen und in wilder und unvernünftiger Luſt leben, oder wie er ſeinen Hochmuth und ſeine Eitelkeit befriedigen möge. Viele leben nur ſo in den Tag hinein, wies kommt, ohne zu bedenken, was ſie eigentlich in der Welt ſollen und wollen, und daß Gott einmahl von jeder Stunde, die wir gelebt haben, Rechenſchaft von uns fordern wird. Sollte nicht dieſes auch von einigen unter uns geſchehen ſeyn? Wir ſind alle arme Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott und unſerm Gewiſſen haben ſollten; der eine mehr, der andere weniger. Aber ich bin verſichert, **meine Lieben**, daß es bey vielen nur daran gelegen hat, daß ſie es ſonſt nicht recht überlegten, wozu wir eigentlich von Gott erſchaffen ſind. Nun da wir es ſo deutlich eingeſehen und begriffen haben, nun hoffe ich, werden wir alle auch darnach thun! Ja, glaubt mir alten Manne! Ich habe in meinem Leben viel Ungemach ausgeſtanden, wie ihr ſelbſt wiſſet: ich bin aber Gottlob! doch immer guten Muths dabey geweſen. Und ſoll ich euch ſagen, was mich immer bey gutem Muthe erhalten hat? Nichts anders, als dieſes: daß ich es ſo gemacht, wie ich euch eben vorgeſtellt habe. Ich habe mich bey allem, was ich unternahm, bemüht, es aufs beſte zu machen. Ich habe immer darnach geſtrebt, mehr zu lernen. Ich habe geſucht, mir einen Fehler nach dem andern abzugewöhnen, und habe wiſſentlich keine Gelegenheit verſäumt, Gutes zu thun. Ich habe meine Freude daran gehabt, mit meinen wenigen Einſichten und Kräften, ſo viel auszurichten, als ich konnte. Ich habe dabey Gott vertraut, daß er zu allem, was ich unternahm, ſeinen Segen geben, und noch mehr auf den guten Willen, als auf die That ſehen

würde Dadurch bin ich ſo weit gekommen, daß ich ohne Bangigkeit auf mein geführtes Leben zurückſehen, und nun, wenn meine Stunde kommt, getroſt ſterben kann. Wer es nun unter euch bis jetzt noch nicht ſo machte: der fange doch heute an, meine Lieben! Wie ſchnell geht nicht das kurze Leben vorüber, und dann kommt die Ewigkeit, die kein Ende nimmt! Verſucht es nur einmahl und überlegt heute Abend alles, was ihr morgen thun, und wie ihrs aufs beſte einrichten wollt, daß es Gott und Menſchen wohlgefalle! Oder fragt euch morgen frühe, wenn ihr aufwacht, ehe ihr noch ans Frühſtück geht: was wirſt du heute thun, um verſtändiger und beſſer zu werden? Welchen Fehler haſt du dir noch abzugewöhnen? Wie wirſt du in deiner Wirthſchaft alles aufs beſte einrichten? Wem könnteſt du eine Freude machen, oder etwas zu Liebe thun? Was könnteſt du da oder dort zur Beſſerung deines Weibes, deiner Kinder, deines Freundes thun oder reden? Wie wirſt du die heute vorfallenden Unterthanen-Pflichten gegen deine Herrſchaft erfüllen? — Dieſe und andere ſolche Fragen thut an euch ſelbſt, und denkt nach, wie ihr jedes aufs Beſte anſtellen wollt? Morgen Abends beſinnt euch dann wieder auf alles, wie es abgelaufen iſt, und denkt, was übermorgen geſchehen ſoll, und wie ihrs da noch beſſer machen wollt! Dieſes treibt dann ſo weiter und betet fleißig zum lieben Gott, daß er euch beyſtehe. Er wird euch gewiß erhören. Er hat euch ja dazu erſchaffen, daß ihr immer beſſer werden und alles beſſer machen ſollet: Er wird das gute Werk, das er angefangen hat, auch vollführen helfen; wenn ihr das eure dabey thut. Wird es aber dieſem oder jenem unter euch zu ſchwer, oder hat einer und der andere meine Meinung nicht recht verſtanden: ſo kommt zu mir! Ich will euch gern rathen und helfen, ſo viel ich kann und ſo lange ich noch lebe. Ich möchte

Euch, ihr Lieben, doch alle gern ſo fromm und vergnügt ſehen, daß ich mein graues Haupt heute oder morgen mit Freuden ins Grab legen und vor den Richterſtuhl Gottes hintreten und ſprechen könnte: Hier ſind ſie, Herr, die du mir gegeben haſt. Ich habe deren keines verlohren.

Du allbarmherziger Vater im Himmel! gieb doch deinem alten Diener dieſe Freude noch in ſeiner Todesſtunde, Amen!

Damit wir, wie du willſt, auf Erden
Im Guten immer eifriger,
Verſtändiger und beſſer werden:
So leite du uns ſelbſt, o Herr!
Und laß, zu wandeln deine Bahn,
Uns ſtets mehr Licht und Kraft empfahn!

Dreyzehntes Capitel.

Wie der junge Herr von Mildheim fortgereiſet, und was er für eine Verordnung hinterlaſſen.

Den Tag nach Oſtern begab ſich nun der Herr von Mildheim auf die Reiſe. Faſt das ganze Dorf ver-

ſammel-

ſammelte ſich, ihn fort fahren zu ſehen. Ein Theil weinten darüber, und alle beteten zu Gott, daß er den Herrn behüten und erhalten möchte, daß er geſund wieder käme! denn ſie hoften einen recht guten Herrn an ihm zu haben. Die Aelteſten und Vorſteher der Gemeine ſtellten ſich in Ordnung an der Thür, wo er in den Wagen ſteigen ſollte, und als er herauskam, brachte der Schulze das Wort an: daß alle Menſchen im Dorfe dem gnädigen Herrn viel Glück und Segen zu ſeiner Reiſe wünſchten, und daß ſie beym heil. Meßopfer und in ihrem unwürdigen Gebet ſeiner eingedenk ſeyn wollten: **damit der liebe Gott Ihre Gnaden Geſund und glücklich wieder zurück führe!** Er dankte freundlich, ſchüttelte die alten Väter, die zunächſt an ihm ſtanden, bey der Hand und ſprach: "Gott behüte euch, ihr guten Leute, vor allem Unglück, "und ſegne euch! Ich verlaſſe euch jetzt: hoffe aber bald "wieder zu kommen, und dann will ich mit Gottes "Hülfe alles thun, um der Noth abzuhelfen, welche "dieſen und jenen im Dorfe noch drücken mag. Behaltet mich lieb, und ſeyd immer ſo brav und gut, daß "ich euch auch lieb haben kann! Schulze, hier iſt ein "Papier, das leſe er einmal vor, weil doch die meiſten "Leute aus dem Dorfe hier beyſammen ſind."

Da horchte auf einmahl alles ſtill auf, und der Schulze las, wie folget.

"Dieweil ich unter Gottes Geleit und nach dem letzten Willen meines wohlſeligen Herrn Vaters in die Fremde reiſen und etliche Jahre ausbleiben werde: ſo will ich, daß meine lieben Unterthanen, die Einwohner meines Dorfes **Mildheim** und der zugehörigen Vorwerke **Oſt- und Weſthauſen**, mich unterdeſſen nicht vergeſſen, ſondern fleißig an mich denken und mir zu Gefallen leben, als ob ich da wäre. Zu dem Ende ſetze ich hiermit etliche Belohnungen oder Preiſe,

für diejenigen aus, welche ſich meinem Verlangen gemäß bezeigen werden. So bald ich wieder komme, ſollen richtig von mir ausgezahlt werden:

1) 50 Gulden denjenigen Eheleuten, welche die vergnügteſte Ehe in Friede und Einigkeit führen, und ihre Kinder am beſten zur Gottesfurcht und zur Haus- und Feldarbeit erziehen.

2) 50 Gulden demjenigen Hauswirth, der jezt in Schulden oder ſonſt in Noth ſteckt, und der durch Fleiß und Sparſamkeit ſich Schuldenfrey macht, oder am meiſten vor ſich bringt, ohne geitzig zu ſeyn, oder ſich am unrechten Gut zu vergreifen.

3) 50 Gulden dem jungen Burſchen, der den Feldbau und das Geſchirr- und Fuhrweſen am beſten erlernt, und ſich dabey am ſittſamſten und ordentlichſten aufführt.

4) 50 Gulden demjenigen erwachſenen Mädchen, welches die Haus- und Viehwirthſchaft, Spinnerey und was ſonſt zu einer tüchtigen Hausfrau gehört, am beſten verſteht, und dabey das Lob erlangt, daß ſie die ſittſamſte und doch auch die leutſeligſte und höflichſte im Dorfe iſt. Auſſer den 50 Gulden ſoll dieſe auch die beſte Kuh aus meiner Heerde, und eine ordentliche Ausſtattung von mir bekommen, wenn ſie heyrathet: weil es ſolcher Mädchen gar wenig giebt.

5) 25 Gulden ſollen unter die 5 Schulknaben vertheilt werden, welche am beſten leſen, ſchreiben, rechnen und aus dem Noth- und Hülfsbüchlein, das ich der Schule zurücklaſſe, antworten.

6) 25 Gulden unter 5 Schulmädchen, welche dieſes und was ſonſt in der Schule gelehrt wird, am beſten verſtehn.

Dieſe Preiſe ſollen, wenn ich wieder komme, alsbald ausgezahlt werden; nachdem ich werde haben ſtrenge unterſuchen laſſen, wer ſie verdient hat.

von Mildheim.

Der Schulze hatte kaum ausgeleſen, ſo rief der Herr v. Mildheim: Nun lebt wohl, ihr guten Leute! und ſtieg mit dem Herrn Pfarr, der ihn bis in die nächſte Stadt begleitete, in den Wagen. Hans, der Kutſcher, hieb auf die Pferde zu, und da giengs auf und davon. Die Leute waren ſo erſtaunt, daß ſie faſt alle ſtumm ſtehen blieben, bis der Wagen durch ſie hinfuhr. Da reckten alt und jung die Arme aus, und ſchrien: Gott ſey ſein Geleitsmann! Und der ganze Hauſe ſtürzte hinter dem Wagen her, und ſie ſahen ihm nach, bis er um den Birkenhügel herum war, der vor Mildheim liegt. Nun war auf dem Heimwege ein ſo lautes und verwirrtes Sprechen durcheinander über den gütigen Herrn, der ihnen noch Geld dazu geben wollte, wenn ſie ihre Pflicht thäten und ihren Nutzen ſuchten, daß faſt keiner den andern verſtehen konnte. So was hat man weit und breit noch nicht erlebt, rief einer; und ein andrer ſagte: er machts eben ſo, wie der liebe Gott, der giebt uns auch mehr, als wir verdienen, und ſegnet uns noch dazu, wenn wir klüger in unſern Sachen werden! Und wenn wir gern andern auch helfen, ſetzte Wilhelm Schmidt dazu, wie uns der hochwürdige Herr am 2ten Feyertage ſo ſchön gelehrt hat. Kurz im ganzen Dorfe war noch niemals eine ſolche große Freude bey allen Menſchen geweſen. Der Schulze ſchrieb hernach die Schrift wegen der Preiſe noch etliche mahl ab, und nagelte ſie an die Schul- und Rathhausthür, und ans Wirthshaus, daß es jedermann leſen konnte. Und alle Hausväter, Hausmütter, junge Mannsleute, Mädchen und Kinder ſpitzten ſich Anfangs darauf, daß ſie wohl ſo glücklich ſeyn könnten, die Belohnung zu bekommen: bis ſie überlegten, daß man ſie auch verdienen müſſe, und daß nur einer ſie bekommen könne. Was nun ſchlechte Leute waren, die dachten: an dich kommen die 50 Gulden doch nicht; was

ſolſt

ſollſt du dich lange martern und quälen, daß du ſie verdie- neſt. Aber die meiſten erinnerten ſich daran, daß ja der Menſch dazu erſchaffen ſey, daß er immer beſſer und beſſer werde in ſeinen Sachen; und da dachten ſie: bekommſt du auch den Preis nicht, ſo nutzt es dir doch und iſt Gottes Wille, wenn du ſuchſt, deine Wirthſchaft und deinen Feldbau zu verbeſſern, mit dei- ner Frau gut zu leben und deine Kinder gut zu erziehen. Junge Burſche und Mädchen meinten: wenn ſie ſich ſo aufführten, als müßten ſie den Preis verdienen, und ſie bekämen ihn nicht: ſo lernten ſie doch dabey einmal ehrlich durch die Welt zu kommen; und was jedes ſonſt dabey dachte. Weil ſie nun gemerkt hatten, daß in dem **Noth- und Hülfsbüchlein**, welches der gnädige Herr der Schule und den Kindern geſchenkt hatte, mancher gute Rath zu finden wäre: ſo baten ſie nicht nur den Pfarrherrn, daß er es der Gemeine, wenn es ihm gefällig wäre, vorleſen und auslegen möchte; ſondern ſie trachteten auch darnach, es ſelbſt zu Hauſe leſen zu können. Es traten daher ſechs, acht und meh- rere zuſammen, die ſich das Büchlein von dem Schul- meiſter, oder von den oberſten Schulknaben abſchrei- ben ließen; nur daß ſie da die Bilder nicht mit beka- men. An den langen Winterabenden verſammelten ſich dann mehrere, auch Weiber und junge Leute, bey einem, der gut leſen konnte, und laſen darinne und beſprachen ſich darüber. Viele waren auch ſo klug, daß ſie dem Büchlein gehorchten, und hatten großen Nutzen davon; wie man hernach ſehen wird. Das ganze **Noth- und Hülfsbüchlein** folgt nun hier ſelbſt, mit allen Bildern, wie es der **Herr von Mildheim** in die Schule gegeben hatte.

Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute

welches lehret,

wie man vergnügt leben, mit Ehren reich werden, und ſich und Andern in allerhand Nothfällen helfen kann;

---

alles mit glaubhaften Hiſtorien und Exempeln bewieſen und mit Bildern gezieret

durch einen
dem lieben Bauernſtande
Redlich Zugethanen Bürger.

Hilf deinem Bruder in der Noth!
Dieß iſt des Chriſten erſt Gebot.

Erklärung

des vorſtehenden Bildes.

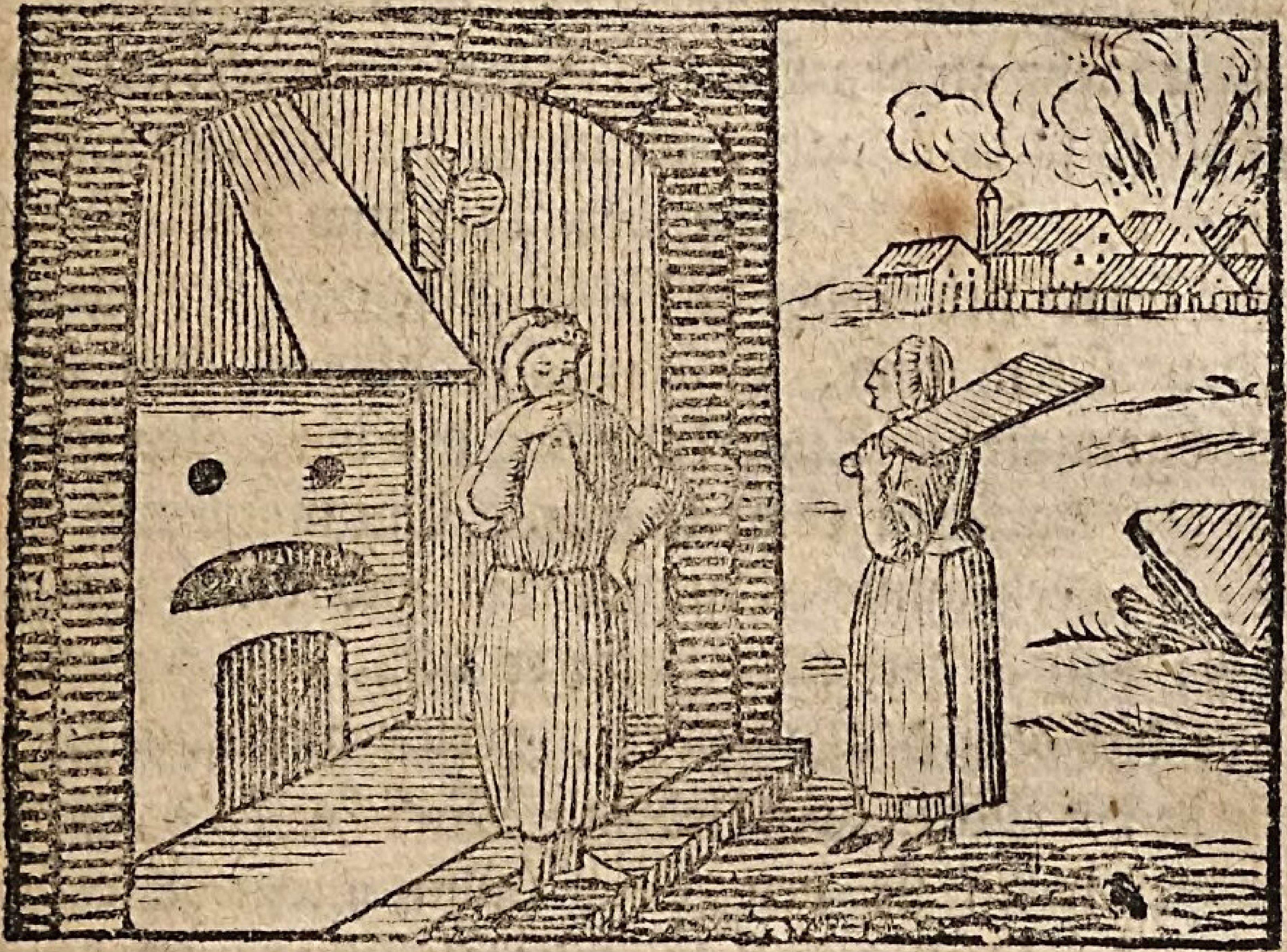
Dieſes Bild ſtellt den lieben Herzog Leopold von Braunſchweig vor, wie er zu Frankfurt, da die Oder ausgetreten war, in einen Kahn ſtieg und einer armen Frau ihre Kinder retten wollte; ob er gleich ein Herzog war. Der liebe Gott nahm ihn darüber zu ſich: und wir lernen daraus, daß man allezeit helfen ſoll, wo Noth vorhanden iſt; man ſey vornehm, oder geringe.

Erſter Theil.

Wie Bauersleute vergnügt leben können.

I.

Was bey dem Brodbacken zu beobachten.



Hab ich nur immer gutes Brod:
Hats mit dem Hunger keine Noth.

In Zückertshofen hatte jeder Einwohner ſeinen eignen Backofen bey ſeinem Hauſe, und die Leute hielten darauf, als auf eine alte Gerechtigkeit; obſchon der Fürſt geboten hatte: ſie ſollten ein Gemeinde-Backhaus anlegen. Nun begab ſichs oft, daß die Leute ſehr ſchlechtes Brod eſſen mußten: weil die Weiber das Säuern und Backen nicht recht verſtanden. Eine ſäuerte zu kalt ein; da gab es klümprichtes Brod: die andere zu heiß, da wurde es blaſig. Eine nahm zu wenig Waſſer; das gab derbes Brod, das wie Bley im Magen lag: die andere zu viel Waſſer; da wurde es klebrig (dätſchig) und blieb zwiſchen den Zähnen hän-

gen. Mit dem Hüfel (Sauerteige) wußten ſies noch weniger zu treffen. Eine friſchte ihn nicht oft genug an: da wurde er ſtinkend und verdarb das Brod. Eine nahm zu wenig: da blieb das Brod ſitzen; und eine andere zu viel, daß es ſchwammicht wurde. Daß man ein wenig Salz in den Teig thun muß, wußte manche gar nicht. Beym Einmengen war dieſe und jene zu ungeſchickt oder zu faul, den Teig ſo lange durch zu arbeiten, bis er nicht mehr an den Händen kleben blieb. Frau Anne verſchliefs faſt allemahl, wenn ſie des Abends geſäuert hatte: und da verſauerte der Teig und das eſſigſaure Brod ſenkte ſich nieder und floß auseinander, wenn es in den Ofen kam, und machte hernach den Leuten Bauchgrimmen. Auch konntens die wenigſten mit der Hitze im Backofen recht treffen. Ein mahl war er zu heiß, da verbrannte es auswendig und blieb inwendig kloßig: daß andere mahl war er nicht heiß genug; da wurde das Brod ausgedörrt, verlór alle Kraft, und blieb in der Mitte doch klebrig. Manche Frau ſchob die Brode, wenn ſie den Teig kaum ausgewirkt hatte, flugs in den Ofen, um bald fertig zu ſeyn: und da bläſerte ſich die Rinde in die Höhe, und die Krume (Broſe) wurde feſt und ſchmeckte ſüßlich, als ob nicht genug Sauerteig darinne wäre. Daher kam es, daß in dem Dorfe Magendrücken, Leibweh und Verſtopfungen kein Ende nahmen, und die Kinder vor Würmern nicht zu bleiben wußten; woran allein das ſchlechte Brod ſchuld war. In naſſen Jahren, wo das Korn feucht eingebracht wurde, war es noch ſchlimmer.

Nun hatten die Leute auch nicht bedacht, daß wenn ſechs Haushaltungen auf einmahl in Einem Ofen backen, faſt fünfmahl weniger Holz und Stroh darauf geht, als wenn jede in einem beſondern Ofen bäckt; auch nicht, daß ein Backofen, der alle Tage geheitzt wird, nicht ſo viel Feurung braucht, als wenn man ihn

alle

alle 8 oder 14 Tage heizt. Desgleichen auch, daß ſo viel Backöfen im Dorfe ſind, ſo viel mahl auch Feuersgefahr dabey iſt, und um deſto mehr, je ſeltner die Leute beym Backofen beſchäftiget ſind. Es kam aber endlich zwey mahl kurz hinter einander Feuer beym Backen aus, und brannten etliche Häuſer ab. Da ließ der Fürſt den Leuten die Backöfen mit Gewalt einreiſſen, und auf Koſten der Gemeinde ein Gemeinde-Backhaus aufrichten, welches auf einem von den Häuſern abgeſonderten Platze gebaut wurde, da man rund herum kommen konnte. In dieſes Backhaus wurde ein gelernter Bäcker geſetzt, der verzinſete der Gemeinde die angewandten Koſten durch einen jährlichen Pacht; und es traf eben, daß dieſer Bäcker, welcher **Meiſter Conrad** hieß, das Backen recht von Grund aus verſtand, und ſonſt auch ein kluger und braver Mann war. Wie dieſer merkte, daß die Weiber mit dem Einmengen und Kneten nicht recht umzugehen wußten: ſo lehrte er es etliche, die ſeine Nachbarinnen und gute Freundinnen waren. Dieſe bekamen nun ſo ſchönes, lockeres, ausgebackenes, wohlſchmeckendes Brod, daß es einen anlachte, wenn die Kinder ein Stück davon in der Hand hatten, und darein aßen, als ob es Kuchen (Fladen) wäre. Andere wollten denn auch gern ſolches Brod haben, und giengen hin, und ſahen zu, wies die Weiber, die ers gelehrt hatte, machten. So bekam nach und nach das ganze Dorf beſſeres Brod. **Meiſter Conrad** hielt es aber ſo mit ſeinem Backweſen. Er ſorgte immer für guten friſchen Sauerteig, den die Leute bey ihm hohlten und ihm hernach ſo viel von ihrem Teige wieder gaben. Er ſagte ihnen, um welche Zeit ſie einſäuern ſollten, je nachdem ihr Mehl von gutem reifen, oder von halbreifen, feucht eingebrachten Korne war. Des Morgens ſchickte er ſeinen Lehrburſchen herum, der die Backgäſte zum Auswirken weckte. Mit

 dem

dem Glockenſchlage, da ſie beſtellt waren, fieng er nun an, einzuſchieben, und wenn er fertig war, pfiff er noch einmahl auf dem Finger ins Dorf hinein, und wer nun nicht ſogleich gelaufen kam, der blieb mit ſeinem Teige drauſſen. Meiſter Conrad machte den Ofen zu, und riß ihn nicht wieder auf, wenn auch die Pfarrers-Magd noch hergezaudert wäre. Er hatte dieſes kaum zweymahl gethan: ſo kamen die Weiber und Mägde auf den Punkt, wie ſie beſtellt waren. Ehe er aber einſchob, probierte er den Ofen, ſo daß er eine Hand voll Mehl ins Ofenloch legte. Wurde dieſes ſogleich braun; ſo war ihm die Hitze recht: blieb es weiß, ſo ſchob er noch Holz nach, und wurde es ganz ſchwarz, ſo ließ er die Hitze erſt wieder etwas abkühlen. Runde 12pfündige Brode ließ er 3 Stunden im Ofen; 8pfündige nur 2 Stunden; und 6pfündige nur eine Stunde; und die langen Brode etwas weniger. Waren die Brode herausgezogen, ſo ließ er ſie nicht ſogleich von der Hitze in die kalte Luft bringen; ſondern ſtellte ſie neben einander, daß ſie nach und nach kalt wurden. Auf ſolche Art hatten die Leute immer ſo gutes Brod, daß ſie ſich recht daran laben konnten, und es bekam ihnen beſſer, als den Stadtleuten ihr ſchönſtes Weiß-Brod. — Das einzige, was ihm Anfangs noch fehlte, war, daß es ſandig ſchmeckte. Dieſes kam nähmlich daher, daß der Müller weiche Sandſteine zu Mühlſteinen hatte, von denen ſich der Sand abrieb und unter das Mehl kam. Auch pflegte er wohl, wenn er friſch geſchärft hatte, gleich Brodkorn aufzuſchütten, und da kam der Sandſtaub in das Brod, welcher Uebelkeiten, Bauchgrimmen, Magendrücken und andere Beſchwerden verurſachet. Meiſter Conrad ſagte es dem Müller wohl zehnmahl in Güte: er ſolle härtere Mühlſteine anſchaffen. Als er aber nicht hören wollte, weil ſie theurer ſind, als die weichen: ſo

ſtiftete

ſtiftete es der Bäcker an, daß die Gemeinde ihn verklag- te. Da wurden ihm die weichen Steine von Obrigkeits- wegen zerſchlagen; er mußte härtere anſchaffen, und be- kam ſtrengen Befehl, wenn er die Steine geſchärft hätte, allemahl erſt etwas Frucht für das Vieh darauf zu ſchroten, ehe er Brodkorn für die Menſchen auf- ſchüttete. Meiſter Conrad rieth auch den Leuten, daß ſie vom Brodkorn kein Kernmehl zu Klöſen, Kuchen und Brey abnehmen ſollten: weil es kein gutes Brod geben könne, wenn das feinſte Mehl heraus ſey. Da- zu ſollten ſie lieber etwas Waitzen mahlen, wenn ſie da- mit verſehen wären. Sonſt hatte das gemeine Back- haus auch noch den Nutzen, daß die Leute einen Topf mit Sauerkraut, Erbſen, Linſen, Hirſe und dergleichen dahin gaben, wo es für etliche Pfennige gahr gekocht wurde; während daß ſie ihre Arbeit verrichteten und Holz und Zeit erſparten.

Dieſer Meiſter Conrad hatte auf ſeiner Wander- ſchaft in Weſtphalen, auch Pumpernickel backen ge- lernt, welcher in ſeiner Gegend nicht bekannt war. Dieſe Art Brod wird nicht aus Mehl, ſondern aus ge- ſchrotenem Roggen-Korn gebacken. Man ſäuert mit warmen Waſſer, meiſtens ohne Sauerteig ein, knetet den Teig recht feſt, macht daraus große viereckigte Laiber von 30 bis 50 Pfund, und läßt ſie 24 Stunden im Backofen. Dies giebt ein wohlſchmeckendes, nahrhaf- tes und geſundes Brod, welches ſich an einem kühlen Orte ſehr lange friſch und ſaftig erhält. Es muß aber nicht allzu ſauer und recht ausgebacken ſeyn. Von ſol- chem Pumpernickel machte Meiſter Conrad eine Pro- be auf den Kauf: und er ſchmeckte den Leuten ſo gut, daß er kaum genug backen konnte; ſo ſtark gieng er ab. Auf dieſe Art kam er nach und nach zu einem ſchönen Vermögen, und jedermann gönnte es ihm von Herzen: weil er dem ganzen Dorfe durch ſeine beſſere Art zu ba-

cken Nutzen geſchaft hatte. Auch ſah man daraus, daß es überall gut ſey, nachzuforſchen, wie man ſeine Sachen immer beſſer einrichten könne. Uebrigens hat man auch Exempel, daß in Gemeinde-Backhäuſern ſchlechtes Brod gebacken wird; wenn die Obrigkeiten dem Bäcker nicht auf die Finger ſehen, und die Leute doch gezwungen ſind, bey ihm zu backen. Was ein ſolcher verdirbt, ſollte man ihn allezeit bezahlen laſſen.

2.
Wie verdorbenes Getraide zu verbeſſern und geſundes Brod daraus zu backen ſey.

Schlechte und verdorbne Sachen
Sind durch Klugheit gut zu machen.

Im Jahr 1771 waren wegen des naſſen Sommers in Ude die Früchte theils ſchon auf dem Halm ausgewachſen, theils feucht in die Städel (Scheuren) gebracht worden. Die meiſten Einwohner hatten kein altes Korn mehr, und mußten das neue eſſen. Da wurden viele kränklich und bekamen zuletzt böſe Faulfieber, daß ſie wegſtarben, wie die Mücken; beſonders die Kinder. Nur des Schulmeiſters Kinder blieben, ſo wie er und ſeine Frau, friſch und geſund; da ſie doch ebenfalls ausgewachſenes Brod aßen. Nun fragten die Bauern den Schulmeiſter: wie er das machte, und er ſagte es ihnen recht gern, gabs auch den Kindern als eine Vorſchrift zu ſchreiben auf, welche ſo lautete:

„Unreifes Korn iſt ſchwer zu mahlen, und giebt ein klebriges Mehl. Der Teig bleibt flüßig, geht nicht recht auf, und bäckt ſich nicht recht aus. Statt der Krume (Broſe) bleibt ein zuſammen gefallener, wäßriger, ſüß ſchmeckender Teig auf der Unterrinde liegen. Solches Brod iſt der Geſundheit ſehr zuwider; eben nicht in

der

der erſten Woche für einen ſtarken Magen: aber die Wehen kommen nach. Denn es iſt unkräftig, ſchwer zu verdauen, blähet den Leib auf, läßt im Magen und in den Gedärmen einen Kleiſter zurück, giebt ein träges ſchleimigtes Blut: und daraus kommt Magendrücken, Leibwehe, Verſtopfung und zuletzt langwieriges Fieber. Kinder iſt es am ſchädlichſten.

Feucht eingeerndtetes Korn muß man nicht eher, als im Frühjahr, wo es hinlänglich ausgedörret iſt, backen: oder man muß es auf der Malzdarre langſam trocknen, ehe man es vermahlet. Das Mehl verwahre man an einem lüftigen Orte, und wenn mans verbacken will, trockne man es erſt recht am Ofen. Wer es haben kann, der miſche zu dem neuen Mehle die Hälfte vom jährigen, oder ein Drittheil gutes Gerſtenmehl. Zum Einſäuern nehme man weniger Waſſer, als bey gutem Mehle. Man nehme aber ſcharfen Sauerteig und etwas mehr, als gewöhnlich; dann auf jede Metze Mehl eine Handvoll trocknes Salz. Den Teig decke man wohl zu, und laſſe ihn an der Wärme wohl gähren. Zum Kneten nehme man recht trocknes Mehl; den Teig arbeite man recht durch, bis er ganz ſteif wird; dann laſſe man ihn recht aufgehen, ehe man in den Ofen damit eilt. Die Brode mache man nicht zu groß und nicht zu dick, und backe nicht zu viel auf einmahl: weil es leicht ſchimmelt, und dadurch noch ungeſunder wird. Der Ofen darf nicht zu heiß ſeyn: das Brod ſetzt ſonſt zu ſchnell eine harte Rinde, dünſtet nicht Feuchtigkeit genug weg, und bleibt ſitzen. Wer ausgewachſenes Korn verbacken muß, der nehme eine Handvoll rein geſiebte Aſche, binde ſie in ein leinenes Tuch, und lege ſie in das zum Einſäuern zu erwärmende Waſſer. Iſt das Waſſer heiß genug, ſo nimmt man die Aſche heraus, und gießt etliche Gläſer Brandtwein hinzu, und machet es ſo, wie oben beſchrieben worden. Kümmel darunter

macht es auch geſunder und weniger blähend. Das aus dem Ofen gekommene Brod laſſe man nicht zu ſchnell in der Luft abkühlen, und eſſe es nicht friſch.

Die **Gemüſe**, welche zu feucht gewachſen ſind, werden dadurch geſünder, daß man ſie mit kaltem Waſſer anſetzt, dann das Waſſer, wenn es ſiedet, abgießt, und wieder friſches daran ſchüttet. Man nehme auch in naſſen Jahren mehr Kümmel, Ingwer, Pfeffer gröblich geſtoßen, desgleichen Zwiebeln und Wachholder-Beeren zu den Speiſen. Dieß befördert die Verdauung und die Geſundheit."

Dieſe Vorſchrift nahmen die Kinder mit nach Hauſe und laſen ſie den Eltern vor, und einige thaten darnach. Dieſe fanden wirklich, daß nun ihr Brod beſſer ſchmeckte und ihnen auch beſſer bekam. Die aber nicht darnach thaten, behielten ſchlechtes Brod und mancher wurde ſiech und krank davon.

Noch gefährlicher, als die ausgewachſene und feuchte Frucht, iſt aber das ſogenannte **Mutterkorn, (Afterkorn, Kornzapfen)** welches aus verdorbenen Roggenkörnern entſteht, wenn darin von vieler Näſſe und Kälte die Milch verfault. Da wachſen die kleinen ſchwarzblaulichten ſpitzigen Schwämme heraus, welche wie Zapfen ausſehen. Das Mehl davon iſt braunblau und riecht übel. Der davon gemachte Brodteig zerfließt und das gebackene Brod zerfällt in Klumpen. Schweine, Hühner, Gänſe, Enten und Fliegen ſterben von dem Waſſer, worin Mutterkorn gewaſchen worden, und wenn die Menſchen etwas viel davon eſſen, verfallen ſie in eine ſehr ſchlimme Krankheit, welche die Kriebelkrankheit (Gliederkrankheit) heißt. Dieſe herrſchte im Jahr 1741 in der **Neumark**, wovon alte Leute noch zu ſagen wiſſen. Die Kranken bekamen erſt Ekel, Erbrechen, Magenweh und Bauchſchmerzen. Alsdann ein beſonders Kriebeln

in der Haut und heftige Verzuckungen oder Gichter. Dann wurden ſie dumm und redeten irre. Sie ſpürten einen Heißhunger und bekamen einen Durchlauf, in welchem Würmer abgiengen. Manchen fielen die Zähne aus, oder es ſchworen ihnen Gelenke und Finger ab. Und an dieſer Krankheit mußten viele jämmerlich ſterben. Sie war aber bloß davon entſtanden, daß die Leute viel Mutterkorn im Brode gegeſſen hatten. Desgleichen ſind auch im Jahre 1709 in der Herrſchaft Sologne in Frankreich in kurzer Zeit acht tauſend Menſchen an ſolchen Zufällen geſtorben, die vom Mutterkorn herkamen; und weil in daſiger Gegend, welche ſehr feucht iſt, alle Jahre viel Mutterkorn wächſt: ſo haben die Einwohner faſt alle dicke, aufgeſchwollene Bäuche und wenig Kräfte in den Gliedern. Wem alſo ſeine Geſundheit lieb iſt, der muß das **Mutterkorn**, wenn es deſſen giebt, aus dem Brodkorn herausſchaffen, und die Frucht tüchtig waſchen und umrühren, ehe er ſie auf die Mühle ſchickt. Da ſchwimmt das Mutterkorn oben und man kann es abnehmen. Ein Müller aber, der ein guter Chriſt ſeyn will, muß kein Korn, darin ſolches gefährliches Geſäme iſt, auf ſeiner Mühle aufſchütten laſſen: ſondern die Leute dazu anhalten, daß ſie es erſt reinigen.

Waitzen, worin viel **Brand** iſt, muß eben ſo ſorgfältig gewaſchen und gereinigt werden; wenn er der Geſundheit nicht ſchaden ſoll. Wider den Brand hat man auch ſchon ſichre Mittel erfunden, welche im **dritten Theile dieſes Büchleins** beſchrieben ſind: aber wider das **Mutterkorn** noch nicht. Wiewohl zu hoffen iſt, daß die Menſchen mit der Zeit auch wider dieſes Uebel eines erfinden werden: wenn ſie nur fleißig fortfahren, die Natur des Getraides zu erforſchen, und allerhand Proben damit anzuſtellen.

3.

Von den Kartoffeln.

Schön röthlich die Kartoffeln ſind
Und weiß, wie Alabaſter.
Verdaun ſich lieblich und geſchwind,
Und ſind für Mann und Frau und Kind,
Geſchweige denn für Schwein und Rind,
Ein rechtes Magenpflaſter.

Die Kartoffeln, Tartüffeln, Erdtüffeln, Erdbirn, Grundbirn, (welche auch an einigen Orten Potaken und Erdäpfel genannt werden,) ſind eine gar herrliche Frucht, wofür man Gott und dem engliſchen Admiral Franz Drake, der ſie im Jahr 1586. zuerſt aus Amerika mitgebracht hat, nicht genug danken kann. Sie laſſen ſich trocken mit Salz eſſen; man kann ſie in Sauerkraut, Möhren, Rüben, Erbſen, braunen Kohl und faſt alles Gemüſe mengen: die kleinſten kann man in Suppen thun, wie kleine Klöſſe oder Knötel. Man kann Brey und Suppe daraus kochen und Kuchen und Brod daraus backen. Ein gutes und geſundes Kartoffel-Brod wird aber auf folgende Weiſe bereitet. Man ſchälet die rohen Kartoffeln, ſchneidet ſie in kleine Stücke und legt ſie über Nacht in friſches Waſſer. Den andern Tag nimmt man ſie heraus, thut ſie in einen Keſſel oder großen Topf, ſetzt ſie mit ſo viel Waſſer, daß es die oberſten erreicht, ans Feuer, und kocht ſie zu einem ordentlichen Brey. Iſt dieſer fertig und ſo viel abgekühlt, daß man die Hand darinne leiden kann, ſo reibt man ihn durch ein enges Sieb in den Backtrog. Des Abends thut man den Sauerteig hinzu und knetet ſo viel Kornmehl hinein, als ſonſt ein gewöhnlicher Brodteig erfordert; ohne einen Tropfen Waſſer dazu zu gießen. Dieſen wohl durchgearbeiteten Teig läßt man die Nacht über etwa

9 bis

9 bis 10 Stunden ſtehen. Des Morgens nimmt man wieder kein Waſſer dazu; ſondern arbeitet den Teig wohl durch und knetet ſo viel Mehl hinein, bis er ſeine gehörige Steife bekommt. Nun muß er 3 oder 4 Stunden in ziemlicher Wärme ſtehen, ehe er ausgewirkt und in den Ofen geſchoben wird. Der Ofen muß etwas ſtärker, als zu Mehlteig geheitzt ſeyn. So kann man aus den Kartoffeln ein wohlſchmeckendes und geſundes Brod backen, welches noch beſſer wird, wenn man ein wenig Salz und Kümmel mit einmengt.

Kluge und ſparſame Hausmütter in großen Wirthſchaften wiſſen aus dieſer Frucht auch Stärke zu bereiten, ſo viel ſie jährlich zu der Hauswäſche brauchen. Man nimmt die größten Kartoffeln, wäſcht ſie ganz rein, reibt ſie auf dem Reibeiſen über ein mit Waſſer gefülltes Gefäß. Das geriebene gießt man mit dem Waſſer durch einen Durchſchlag, damit alle Faſern von den Schalen zurückbleiben. Das durchgeſeihete wird nun in ein dünnes Tuch oder einen Sack von Leinwand gethan, und mit den Händen nach und nach herausgepreſſet oder geknetet, daß das gröbere Mehl im Sacke bleibt. Dieß geſchieht 2 bis 3 mahl, bis man ſieht, daß nichts grobes mehr darunter iſt. Man thut nämlich jedesmahl das im Sacke gebliebene Grobe weg. Die feine Maſſe wird nun in einem hölzernen Gefäß mit Waſſer umgerührt, und wenn ſie eine Weile geſtanden und ſich geſetzt hat, wird das Waſſer langſam abgegoſſen, und friſches darauf geſchüttet. Mit dieſem wird ſie wieder gerührt, und man läßt ſie wieder ſetzen, und gießt es oben ab. Und dieſes geſchieht ſo vielmahl, bis das letzte Waſſer ganz hell und klar iſt; wobey wohl 3 Tage hingehen. Hat man nun das Waſſer von der unten feſtgeſetzten Stärke abgegoſſen, ſo legt man reine Tücher oben darauf, in welche ſich die noch darauf gebliebene Feuchtigkeit einziehet. Dieſe

drückt

drückt man aus und legt ſie wieder darauf, bis die Maſſe ziemlich trocken iſt. Alsdann thut man einen Kreutzſchnitt hinein und nimmt die 4 Stücke heraus, legt ſie auf Bretter, die mit reiner Leinwand bedeckt ſind, und trocknet ſie an der Luft und Sonne. Da iſt die Stärke fertig.

Bey dieſem vielfachen Nutzen ſind nun die Kartoffeln auch eine ſo ergiebige Frucht, daß ſie die Ausſaat oft 50 mahl und drüber wiedergeben, und ſie halten ſich gut bis zum Anfang des Sommers, wenn man im Herbſt die unbeſchädigtſten ausſucht und ſie in Gruben verwahrt. Für Schweine und Rindvieh ſind ſie ein trefliches Futter. Gekocht ſetzen ſie da mehr Fleiſch an; aber roh zerſtoſſen milchen die Kühe beſſer davon: nur muß man ſie allezeit mit weiſſen Rüben, oder mit Heckerling oder Spreu vermengen, wenn man ſie roh füttert; ſonſt bekommt das Rindvieh Zittern an den Füßen davon.

So wie nun der Menſch bey allen Dingen mit Vernunft und Klugheit zu Werke gehen muß: ſo muß er auch bey dieſer ſo nutzbaren Frucht Vorſicht anwenden. Wenn nähmlich die Kartoffeln in naſſen Jahren zu feucht aufwachſen, oder ſonſt in einem ſumpfigen und naſſen Boden erzeugt werden: ſo darf man nicht ſo viel, als ſonſt, ſondern die Woche nur etliche mahl davon eſſen; wenn man nicht davon krank werden will. Dieſes hatten 1777 die Leute in **Schlalach** in der Mark Brandenburg verſehen, wie ſolches der daſige Hr. Paſtor, Nahmens **Germershauſen**, der gar ein erfahrner Hauswirth iſt, in ſeinem Buche, die **Hausmutter** genannt, ſelbſt erzählt. Sie hatten eine reiche Kartoffel-Erndte gehabt: es war aber ein kühler Sommer geweſen, und die Kartoffeln waren nicht recht reif geworden. Manche hatten inwendig ſchwarze oder röthlichte Flecken und Punkte. Nun aſſen die Leute, weil es deren genug gab, gewaltig viel davon, manche

drey-

drey mahl des Tages. Und in allen den Häuſern, wo man ſo viele aß, brach im September die Ruhr aus, und dauerte bis in den November. Wer aber nicht zu viel Kartoffeln gegeſſen hatte, blieb geſund. Das Zeichen, ob ſie gut ſind, iſt: wenn ſie inwendig ſchön weißgelb ausſehn, ohne Flecken ſind, einen kräftigen Geruch, und einen reinen gleichen Geſchmack, faſt wie Nüſſe haben. Die Vorſicht iſt noch zu beobachten, daß man vor Michaelis keine Kartoffeln eſſe: weil ſie Durchlauf und Ruhr verurſachen, wenn ſie noch unreif und zu wäſſericht ſind. Beym Kochen muß das Waſſer die Kartoffeln nicht völlig bedecken, und je geſchwinder ſie bey einem ſtarken Feuer aufſieden, deſto beſſer ſchmecken ſie.

Seit einigen Jahren hat man nun bemerkt, daß dieſe nützliche Frucht ausartet und immer ſchlechter, und ungeſunder wird, ſowohl für die Menſchen, als fürs Vieh. Verſtändige Landwirthe haben daher überlegt, was dabey zu thun ſey, und haben zwey Mittel gefunden, wie man ſie wieder verbeſſern kann. Das eine iſt, daß man neuen Saamen zuziehet. Man ſetzet nämlich gute, friſche, nicht ausgewachſene Kartoffeln in ein Gartenland an einen ſonnenreichen Ort, und läßt das Kraut bis in den Herbſt ſtehen. Alsdenn ſammelt man die reifſten Samenäpfel, und treibt ſie durch einen Seiher in einen Zuber (Schaff) mit Waſſer. Da fällt der Same zu Boden. Dieſen trocknet man langſam zwiſchen Löſchpapier und bewahrt ihn an einem luftigen Orte, bis aufs folgende Frühjahr. Da ſäet man ihn ganz dünne auf Gartenland und behackt und gräbt fleißig um die jungen Pflanzen auf. Im Herbſt macht man die neuen Kartoffeln aus, welche noch ganz klein ſind. Man verwahrt ſie nun in einer tiefen Grube im Freyen, damit ſie nicht auswachſen, und pflanzt ſie im folgenden Frühjahr. Dieß giebt eine ganz neue vortrefliche Art von Kartoffeln.

Das andere Mittel ſie zu verbeſſern, welches ein kluger Landwirth in Franken probiert hat, beſteht blos darinne: daß man zum Samen die beſten unbeſchädigtſten Kartoffeln von der Größe eines Hühner-Eyes ſchon im Herbſt ausſucht, ſie in einer Grube verwahrt, und nicht zerſchneidet, ſondern ganz pflanzet. Wenn man dieſes einige Jahre fortſetzet, wird auch die ganze Art verbeſſert, am Geſchmack und am Nutzen.

4.

Von dem Zugemüſe und deſſen Aufbewahrung.

Aus ihrem Schoße bringt die Erde viele Gaben,
Dich, wenn du fleißig biſt und klug, damit zu laben.

„Es wundert mich ſehr, daß ihr Bauersleute meiſtens „mit groben Mehlſpeiſen und trocknen Hülſen-„Früchten zufrieden ſeyd: da ihr doch das ganze „Jahr hindurch das ſchönſte Gemüſe von allen Arten „eſſen, und in eurer Koſt ſo oft abwechſeln könntet, als „die Stadtleute, wenn es euch nur beliebte!“ — So ſprach der Herr Pfarr Eiſen zu Torma in Liefland mit einem Bauer, der ſich unterweges zu ihm geſellt hatte. Ey! es hat ſich wohl zu belieben, antwortete der Bauer: Eſſe doch einer, was er nicht hat! „Das wollt ich eben ſagen, erwiederte der Herr „Pfarr, daß ihrs darinne verſehet, daß ihr euch nichts „beſſers zu eſſen anſchaffet.“ — Und ſo kamen ſie mit einander in ein Geſpräch, worinne der Hr. Pfarr dem Bauer zeigte: wie jeder leicht in ſeinem Garten, oder auf den Krautländern, nicht allein ſo viel Kraut, Rüben und Möhren, als er jährlich für ſeine Haushaltung brauchte, ſondern auch noch dazu Sellerie, Peterſilge, Körbel, Salat, Zwiebeln, Bohnen, Gurken, (Küm-

merlinge) Spinat, Wirſingkohl, Braun- und Blaukohl, ja ſo gar den ſchönſten Blumenkohl (Käßkohl), bauen und ſich dann und wann an Sonn- und Feſttagen daran laben könnte. Es käme nur darauf an, daß er die Mühe und ein Paar Groſchen zum Samen daran wendete, und ſeine Kinder zum Gäten und Begießen fleißig anhielte. Die Hausfrau würde auch manche Stunde finden, wo ſie Gartenarbeit verrichten könnte; wenn die Wirthſchaft in Anſehung des Viehfutters verbeſſert würde, ſo daß ſie nicht den halben Tag nach einem Bißchen Feldgras herumzulaufen brauchte. Nur müſſe freylich der Gemüsbau nicht dem Getraidebau den nöthigen Dünger wegfreſſen, als wodurch der Landmann den größten Schaden habe: ſondern es müſſe alles recht eingetheilt werden, und man dürfe nicht eher Gemüſe bauen, bis der Viehſtand durch hinlängliche Fütterung verbeſſert ſey, ſo daß man Dünger genug habe. Der Bauer machte freylich dem Herrn Pfarrer allerhand Einwendungen gegen dieſe Reden: er mußte aber am Ende doch bekennen, daß alles darauf ankäme, daß einer ſeine ganze Wirthſchaft in guter Ordnung halte, nicht mehr Land habe, als er beſtreiten könne; daß er fleißig überlege, wie alles aufs beſte einzurichten ſey, und daß er bey jeder Sache, die er nicht verſtände, andere um Rath frage, die darum Beſcheid wüßten: ſo könne er wohl Zeit und Gelegenheit finden, das nöthige Gemüſe für ſeinen Tiſch ſelbſt zu bauen. Der größte Anſtoß blieb aber, daß denn doch die meiſten Gemüſe ſich kaum den Winter hindurch halten, und nicht bis es wieder friſche giebt. Da lehrte nun der Hr. Pf. Eiſen den Mann zwey gar leichte Mittel, alle Arten von Kräuter- und Wurzelwerk auf ganze Jahr lang aufzubewahren, daß ſie faſt ſo wohlſchmeckend bleiben, als wenn ſie friſch ſind. Das erſte war: daß man alles Wurzelwerk und

die Kartoffeln im Herbſt in eine im Garten gemachte 4 Fuß tiefe Grube einlegt. Man ſchüttet nähmlich unten auf den Boden trocknen Sand, darauf legt man das Gemüſe und befeſtiget oben drüber Queerſtangen und bedeckt ſie mit Stroh. Alsdann häuft man die aufgeworfene Erde wieder darauf. Dieſes Mittels bedienen ſich die Gärtner und auch viele Bauern in Thüringen. Macht man nun, wenn die harten Fröſte vorbey ſind, eine ſolche Grube auf: ſo iſt darinne alles ſo friſch, als ob es erſt vom Acker käme. Das andere Mittel iſt, daß man alle und jede Arten von Gemüſe trocknen kann, ſo wie das Obſt, und wie an manchen Orten ſchon dieſe und jene Gemüsart getrocknet wird. Man muß es nur ſo zu machen wiſſen, daß ſie den Geſchmack nicht verlieren, welches auf folgende Weiſe geſchiehet.

Man reinigt und putzt das Kraut oder Wurzelwerk, ſchneidet es ſo zurecht, wie zum Kochen, und wäſcht es recht rein mit Waſſer ab. Darauf breitet man es auf Siebe oder reine ausgeſpannte Leinwand, oder auf Bretter aus und wendet es fleißig, damit alles Waſſer davon ablaufe. Nachdem es auf dieſe Art zum Trocknen zubereitet worden: ſetzt man es in Sieben oder auf Brettern, dünn ausgebreitet, auf den warmen Backofen, oder nahe an denſelben. Man kann es auch in den Backofen ſchütten, wenn man abgebacken hat, und der Ofen nicht mehr heiß, ſondern nur mäßig warm iſt. Das meiſte kommt darauf an, daß man die Blätter oder die geſchnittenen Wurzeln fleißig umwende. Man trocknet ſie aber ſo lange, bis die Stängel leicht zerbrechen, wenn man ſie biegt, und bis man die Blätter zwiſchen den Fingern zu Pulver reiben kann. Darauf bringt man ſie in einen Keller, oder an einen andern mäßig feuchten Ort, ſo lange, bis ſie ſich wieder zuſammen drücken laſſen, ohne zu zerbrechen.

Nun

Nun macht man runde Dutten oder Kartuſen oder Scharmützel von Papier, wie die Tabakpackete, und ſtampft die Blätter oder Wurzelſchnitte feſt hinein mit einem hölzernen Stöſſel. Wems an Papier fehlt, kann ſolche Dutten von Baumrinde machen, oder kleine hölzerne Gefäße dazu nehmen. An einem trockenen Orte hält ſich nun ſolches Gemüſe Jahre lang gut. Will man davon kochen, ſo nimmt man auf die Perſon etwa ein Loth oder drüber, brüht es mit kochendem Waſſer an und läßt es ein paar mahl damit aufkochen. Alsdann gießt man es ab, und gießt Fleiſchbrühe daran, oder anderes ſiedendes Waſſer, und verfährt damit, wie mit friſchen Gewächſen. Auf dieſe Art laſſen ſich alle Arten von Kohl, auch das gehackte ſaure Kraut und ſaure Gurken, trocknen; welches beydes aber eben in der ſtärkſten Säure ſeyn muß. Möhren, Rüben, Selleri und andere Wurzeln werden in dünne Scheiben geſchnitten, und dieſe kann man auch an Faden ſchnüren, und hinter dem Kachelofen in der Stube dörren, wenn nur alles reinlich gehalten wird. Grüne Erbſen (Zuckererbſen) und Bohnen (Faßeliche) müſſen noch jung ſeyn, wenn man ſie trocknet, und wenn man dieſe in die Dutten preſſet, kann man zugleich gedörrte Peterſilge dazwiſchen packen. Der größte Vortheil von dieſer Art zu trocknen iſt nun, daß die Sachen hübſch reinlich und appetitlich bleiben und ſich länger halten. Daher man ſich deren vorzüglich bedient, die Schiffe zu weiten Seereiſen damit zu verſorgen. Dem Bauersmann wird es aber auch ganz wohl ſchmecken, wenn er ſich dadurch ein gut Stück Eſſen auf das Frühjahr und auf die erſte Hälfte des Sommers, ehe ihm friſche Gemüſe zuwachſen, bereitet. — Unter dem Gemüſe ſind noch die **Möhren, Mohr-Rüben** oder **gelbe Wurzeln** von beſondern Nutzen, wenn man daraus Saft oder Syrup kochet, wie es häufig

in Thüringen geſchiehet. Man wäſcht die Möhren und ſchabt und putzt ſie ganz rein, ſtampft oder ſchneidet ſie in kleine Stücken und kocht ſie weich, aber nur mit wenig Waſſer. Nun thut man ſie in einen reinen Sack, bindet den zu und preſſet mit einer kleinen Kelter den Saft langſam heraus. Dieſen kocht man alsdenn, bis er dicklich wie Syrup wird. Dieſen Möhrenſaft kann man auf dem Brode für Butter eſſen, und kann ihn ſtatt Zucker oder Honig an allerhand Speiſen brauchen. Des Morgens gegeſſen vertreibt er die Würmer und iſt ſonſt ſehr geſund. Er hält ſich auch 2 bis 3 Jahre, wenn er recht reinlich gemacht und wohl verwahrt wird.

5.

Vom Obſt und deſſen Nutzen.

Im ſchlechtſten Raum
Pflanz einen Baum,
Und pflege ſein!
Er bringt dirs ein.

Der Bauer Kurt in Lodersleben bey Querfurth

furth in Sachſen hatte ein Stück von drittehalb Morgen bergigtes und ſteinigtes Land, welches ſein Vater bey einem andern Kaufe um 22 Gulden mit angenommen hatte. Dieſes magere Stück trug ihm nicht mehr als 36 Garben Hafer, bezahlte alſo nicht den Saamen und die Pflugarten. Kurt pflegte aber bey ſeinen Geſchäften immer zu überlegen, wie alles aufs beſte einzurichten ſey: und da fand er, daß dieſes Stück am beſten zu Obſtbäumen tauge. Er fieng alſo an, es nach und nach zu bepflanzen und wurde im Jahr 1773. damit fertig. Bis die Bäume groß wurden und vielen Schatten machten, bauete er Klee, Kartoffeln oder Potaken und andere Früchte auf dieſem Stücke, und zwar mit Vortheil: weil er es tüchtig bearbeitete. Aber im Jahre 1778. bekam er ſchon auf 30 Körbe Pflaumen (Zwetſchgen) davon: und 1786. verkaufte er für 45 fl. Kirſchen und für 70 Thaler Pflaumen und behielt noch 10 Körbe für ſich. Da nun der Ertrag mit den Jahren ſteigen muß: ſo kann dieſes Grundſtück, welches 22 Gulden gekoſtet hat, nun unter Brüdern 2200 gelten. Kurt hat alſo ſeinen Werth hundertmahl vergrößert. Ein ſchönes Exempel zu dem Sprüchworte: Fleiß belohnt ſich ſelber. Aber da bekanntermaßen aus Nichts Nichts wird, und da man die Hände nicht in die Taſchen ſtecken darf, wenn man etwas vor ſich bringen will: ſo dient zur Nachricht, daß der fleißige Kurt nach und nach 1400 Fuder Erde und 1500 Fuder Miſt in ſeinen Berggarten geführt, und keinen Fleiß und Mühe geſpart hat, ſeine Bäume zu begießen, zu behacken, und zu putzen; alles zu rechter Zeit.

Es giebt nun Dörfer, wo man kaum hier und da einen Obſtbaum, und das von den ſchlechteſten Sorten ſieht, und wo es doch Plätze genug giebt, die zu Anpflanzungen taugten; indem beſonders die Kirſchen-

 und

und Zwetſchgenbäume auch im ſchlechteſten Boden fortkommen. Und an manchen Orten iſt blos die Faulheit oder die Ungeſchicklichkeit der Einwohner Schuld an dieſem Mangel. Der Kaiſer, der König von Preuſſen und andere kluge Regenten geben daher fleißigen Baum-Pflanzern ſchöne Belohnungen und Ehrenzeichen, und laſſen auch die Kinder in den Schulen unterrichten, wie man Bäume pflanzet und wartet, daß ſie wohl gedeihen; auch wie man durch Pfropfen, Oculiren, Ablactiren, Copuliren und andere dergleichen Künſte, wilde Stämme in die koſtbarſten Obſtarten verwandelt. In andern Dörfern iſt zuweilen der Neid böſer Menſchen Urſache, daß keine Anpflanzung aufkömmt; indem ſolche die Bäume, welche von fleißigen Hauswirthen geſetzt werden, boshafter Weiſe beſchädigen und verderben, und dadurch den lieben Gott hindern, die Menſchen durch ihre ſüßen Früchte zu erquicken. Es iſt daher ſehr billig und recht, daß die hohen Obrigkeiten ſolche ſchadenfrohe Böſewichter, wenn ſie entdeckt werden, mit Ketten an die Karre ſchließen und ſchanzen laſſen. Aber wenn auch ihre Heimtücke verborgen und ungeſtraft bleibt: ſo wird ſie jener weiſe Richter, der auch ins verborgene ſieht, zu ſeiner Zeit ſchon dafür züchtigen, daß ſie ſeine ſchönen Werke verderben, die wir Menſchen, nach ſeinem Willen lieber noch verbeſſern und verſchönern ſollen.

Auch denkt mancher, der ſonſt Zeit und Gelegenheit hat, Bäume zu pflanzen: was ſollteſt du eben Bäume pflanzen, die vielleicht in zehn Jahren erſt Früchte bringen? Wer weiß, ob du es erlebſt, und du brauchſt ja nicht für andere zu fröhnen? Wer ſo denkt, der ſollte ſich an das Sprüchwort erinnern: **was du willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch: und was ſie dir nicht thun ſollen, thue ihnen auch nicht.** Denn hätten unſere

Vorfahren auch ſo grob und gottlos gedacht: ſo könnten wir weder Aepfel, noch Birnen, noch Pflaumen eſſen, müßten erſt Häuſer bauen, wenn wir uns vor der Witterung ſchützen wollten, und müßten alle Handwerke und Künſte, die uns ſo nützlich ſind, erſt ſelbſt erfinden.

Aus dem Obſt kann aber der Bauersmann, wenn es anſchlägt, nicht nur einen ſchönen Thaler Geld nehmen, wie der **Kurt** in **Lodersleben**: ſondern es iſt auch gar eine vortrefliche Sache in der Haushaltung, und es kann eine Frau für keine gute Wirthin gelten, wenn ſie es nicht recht zu benutzen weis. Aus dieſer Urſache hatte der Mägdleinſchulmeiſter zu **Härtersheim** das Nothwendigſte, das eine Hausfrau davon wiſſen muß, zu Papier gebracht, und lehrte es ſeine Kinder folgendermaßen.

"Alles Obſt iſt geſund zu eſſen; ja es iſt eine rechte Arzeney, auch für Kranke: **wenn es nur recht reif iſt, und wenn man etwas Brod dazu iſſet.** Es hat die Eigenſchaft, daß es kühlt, und friſches Blut giebt: und der liebe Gott läßt es eben zu der Zeit wachſen, da der Bauersmann Kühlung und friſches Blut braucht zu ſeiner Arbeit. Aber der Menſch kann dieſe ſchöne Gabe Gottes auch ſo zurichten, daß ſie ihm das ganze Jahr hindurch zu einer nahrhaften Speiſe und zur Labung dient. Merket alſo folgendes davon.

Bauerskinder thun wohl, wenn ſie um die Zeit, da die **Erdbeeren, Heidelbeeren** (**Schwarzbeere**) und **Himbeeren** (**Hohlbeer**) reif ſind, ihre Eltern um Erlaubniß bitten, in den Wald zu gehen, und ſolche Beeren zu holen. Es müſſen nur immer eine Anzahl mit einander gehen, und ſie dürfen keinen Unfug dabey treiben.

Die **Erdbeeren** ſchmecken aber am beſten, wenn man etlichemal reines Brunnenwaſſer darauf gießt, die darunter gekommenen Blätterchen abnimmt, und wenn ſie ganz rein ſind, eine kalte Schaale mit Brunnenwaſſer daraus macht, und Brod dazu iſſet.

Die blauen **Heidelbeeren**, (**Heideln, Schwarzbeeren**) laſſen ſich leicht im Backofen, wenn das Brod heraus iſt, auf

Horden (aus Weiden oder Schienen geflochtnen Dörrzäunen) oder Bretern trocknen und zu Suppen aufbewahren.

Die rothen Heidelbeeren, welche auch Steinbeeren, Preuſſelsbeeren, Kronsbeeren, Griffel- Granden - und Hölperle - Beeren, auch an manchen Orten Mehlbeeren, genannt werden, ſind noch nützlicher, als die blauen: weil ſie ſich einmachen und Jahre lang aufbewahren laſſen. Man reinigt ſie, ſucht die gröſten aus und thut ſie in irdene Töpfe. Die kleinen läßt man in einem Topfe über dem Feuer heiß werden, daß ſie zuſammenfallen. Alsdann preßt man ihren Saft aus und gießt ihn über die ausgeſuchten gröſſern, ſo viel, daß er ſie bedeckt. Auf folgende Art halten ſie ſich, bis es wieder friſche giebt, und ſo oft man davon eſſen will, verſüßt man ſie mit Zucker, Syrup, Honig oder gelben Rübenſaft. Man darf aber dieſe Beeren nicht vor Michaelis einſammeln, und nicht eher, bis ſie reif ſind und ſchön roth ausſehen. Manche Leute ſammeln ſie unreif, und laſſen ſie etliche Tage über einander ſtehen, daß ſie warm und mild werden. Solche ſind aber ſehr ungeſund: dagegen die reifen ein vortrefliches durſtlöſchendes Mittel in hitzigen Krankheiten ſind, und ſtatt Salat geſpeiſt werden können.

Mit Himbeeren, (Hohlbeeren) kann man einen guten Geſundheits Eſſig bereiten. Man reinigt die Himbeeren von Schmutz und Blättern und gießt guten klaren und ſcharfen Eſſig darüber. Dieſes läßt man an der Sonne ein paar Tage ſtehen, gießt es dann ab über friſche Himbeeren, und läßt aus dieſen die Kraft auch ausziehen. Man kann es auch zum drittenmahl wiederhohlen. Alsdann ſeihet man den Eſſig durch reine Leinwand und verwahrt ihn wohl in zugepfropften Flaſchen im Keller. Solcher Himbeer-Eſſig iſt ein herrliches Mittel wider böſe Luft, und man kann Menſchen, die in Ohnmachten liegen, damit wieder zu ſich ſelbſt bringen. Ein oder zwey Löffel voll davon in ein Maaß Brunnenwaſſer gethan, geben ein ſehr dienliches Getränk für Geſunde in heiſſen Arbeitstagen, und für Kranke in den meiſten Krankheiten.

Was die Kirſchen, ſowohl wilde, als Gartenkirſchen, ſaure (Weixel) und ſüße, für ein ſchönes Eſſen ſind, wißt ihr alle; nur darf man die Steine oder Kerne nicht mit verſchlucken: denn man hat Exempel, daß Leute davon geſtorben ſind. Getrocknete Kirſchen kann man mit Vortheil verkaufen, oder zu einer Labung für Kranke aufbewahren. Das trocknen geſchieht an der Luft, indem man die Kirſchen mit den Stielen an Faden

anreihet, und die Faden auf dem Boden, wo die Luft recht durchweher, wie die Wäſch-Leinen aufzieht. Dieſes iſt die beſte Art. Man kann ſie aber auch im Backofen und in einer ordentlichen Obſtdörre trocknen. Nur müſſen ſie auch da noch alle Stiele haben und auf Flechten oder Brettern ordentlich neben einander gelegt ſeyn, wenn ſie recht gut werden und nicht den beſten Saft verliehren ſollen. Die Hitze muß auch im Anfange ganz gelinde ſeyn.

Bey den **Pflaumen** (Zwetſchgen und andern) iſt eben dieſes zu beobachten. Wer ſie recht gut haben will, muß ſie ſorgfältig neben einander legen, ſo daß der Stiel oder der Theil, wo der Stiel geſeſſen hat, oberwärts kommt. Wenn man ſie auch auf den bloßen Heerd im Backofen ſchüttet, muß man ſie doch nicht dick aufhäufen, ſondern dünne ausbreiten. Je länger ſie am Baume gehangen haben, deſto beſſer werden ſie getrocknet. Bey dieſen und ſo auch bey Aepfel- und Birnen-Schnitzen gilt eben die Regel: daß die erſte Hitze beym trocknen nicht zu ſtark ſeyn muß. Je ſtärker man aber alles Obſt trocknet, deſto länger hält es ſich. Wenn alſo die Hitze im Backofen nicht lange genug anhält, muß man friſches Feuer einmachen, und da braucht man das Obſt nicht erſt herauszunehmen: ſondern man läßt in der Mitte einen leeren Raum und verſetzt ihn auf beyden Seiten mit etlichen Backſteinen. In dieſem Raum macht man von Zeit zu Zeit ein kleines Feuer von dürrem Holze; nachdem man zuvor das Obſt gewendet hat. Es darf aber kein harziges Holz ſeyn; ſonſt nimmt das Obſt einen übeln Geſchmack davon an. Man kann auch alle Obſtarten im Winter hinter dem Ofen trocknen, wenn man die Schnitzeln an Faden anſchnüret und ein Geſtelle dazu macht, wo ſie ordentlich aufgezogen werden können, daß ſie nicht zu dicht an einander kommen; und wo man mehrere Horden mit Pflaumen übereinander aufſtellen kann. Stellt man vorne vor den Ofen-Raum eine Thür oder Breter, und deckt oben drüber Papierbogen, daß kein Staub ſich in das Obſt ſetzt: ſo iſt dieſes die allerbeſte Art, es zu trocknen. Das im Backofen getrocknete Obſt darf man auch nicht zu bald in Säcke oder Kaſten thun: ſondern man muß es erſt eine Woche lang dünne ausgebreitet liegen laſſen; ſonſt verſchimmelt es. Am beſten läßt es ſich dann in zugemachten Tonnen oder Kaſten (Truhen) an einem trocknen Orte aufbewahren.

Was ſich aus dem getrockneten Obſt alles für Suppen, Gemüſe und Salate bereiten laſſen, werden euch eure Mütter lehren.

Wie gut Pflaumen-Muß oder Zwetſchgen-Brey ſchmecke, iſt euch auch gar wohl bekannt. Dieſes geräth am beſten, wenn man die Kerne aus den Zwetſchgen ſchneidet, ſie alsdenn klein ſtampfet, und einen Theil Hollunder- oder Flieder-Beerenſaft, den man vorher allein gekocht, abgeſchäumt und durch ein feines Sieb gerieben hat, zugleich mit in den Keſſel ſchüttet. Dann kommts auf das fleißige Rühren an, daß es nicht anbrenne. Je dicker man es kocht, deſto länger hält ſichs, und je reifer die Pflaumen ſind, deſto beſſer ſchmeckt es. Zur Würze iſt es genug, ganzen Ingwer und klein geſchnittene Zitronenſchalen hinein zu thun. Die Zitronenſchalen aber erſt gegen das Ende, wenn es bald dick genug iſt; ſonſt wird es bitter davon. Auch kann man ein Dutzend ganze Welſche Nüſſe mit der grünen Schale in den Keſſel thun und mit kochen. Die grüne Schale macht den Brey ſchwarz und dauerhaft, und die Nüſſe helfen verhindern, daß es nicht anbrennt. Sie ſchmecken auch gar gut, wenn man ſie im Muße wieder findet.

Beym Aufbewahren des Zwetſchgen-Mußes iſt zu merken, daß man die Fäſſer und Töpfe (Häfen), wenn man es hineinthut, etlichemahl rüttele, daß es ſich überal recht feſt anlege.

Im Keſſel darf man es nicht kalt werden laſſen, es auch nicht mit einem blechernen oder kupfernen Löffel herausſchöpfen, ſondern mit einem hölzernen. Es bekommt ſonſt einen übeln Geſchmack, iſt der Geſundheit ſchädlich, und hält ſich nicht. So darf man auch aus einem angebrochenen Topfe nichts mit einem blechernen Löffel oder einem Meſſer herausnehmen: ſonſt verdirbt es leicht. Was ſich am längſten halten ſoll, kann man in breite Töpfe thun, die ſich in den Backofen ſchieben laſſen, und ſolches mit dem Brode backen laſſen: da es denn noch dicker wird und oben eine trockene Ruſe (Rinde) bekommt, unter der es ſich lange hält. Sonſt gießt man oben auf die Töpfe, wenn ſie etliche Tage geſtanden haben, geſchmolzenes Pech, oder Talg (Unſchlitt), oder Butter. Wer dieſes nicht hat, nimmt trockene Wallnußblätter und belegt die Töpfe oben überall damit, und ſtreicht ſie alsdann mit Lehm (Leimen) zu, der ordentlich mit Spreu eingemengt iſt. Die Töpfe werden nicht in den Keller geſetzt: ſondern in eine trockne Kammer. So erhält ſich das Zwetſchgen-Muß Jahre lang, und ſollte es nach einem Jahre den friſchen Geſchmack verlieren oder ſchimmelicht werden wollen; ſo thut man das Schimmlichte davon, und nimmt friſchgekochten Hollunderbrey und kocht es damit noch einmal; da hält es ſich leicht noch ein Jahr."

So lautete die Vorſchrift vom Obſt, die der Mägdleinſchulmeiſter zu Härtersheim ſeine Kinder lehrte. Als ſie aber dieſelbe wohl gefaßt hatten, ließ er noch ſeine Frau in die Schulſtube kommen und dieſe mußte die älteſten Mägdlein recht über alle Umſtände, die zur Benutzung des Obſtes gehören, fragen, und ſie lehren, wie viel man von jedem auf die Perſon kocht, mit wie viel Waſſer es angeſetzt werden muß, und was ſonſt dabey zu beobachten iſt. Denn der Fürſt deſſelben Landes hatte das ſo befohlen, daß die Mägdlein in der Schule nicht blos den **Katechismus**, ſondern auch **alles andere** lernen ſollten, was eine brave Hausmutter zu wiſſen braucht: ſo wie die Knaben darinne auch lernen mußten, was zum **Feld- und Gartenbau** gehört.

6.

Vom Brenn- und Speiſe-Oehl.

Soll dirs gelingen
Und Nutzen bringen?
So folg dem Rath
Durch kluge That!

In **Thüringen** und mehr Ländern iſt es ein gewöhnliches Uebel der Bauersleute, daß ſie im Alter, ja viele ſchon in ihren beſten Jahren, vom Dumpfen oder Keichhuſten geplagt werden. Ein verſtändiger Schenkwirth las nun in einem Buche, daß unter andern Urſachen, auch der häufige Gebrauch des Rüb- Hanf- und Leinöhls daran ſchuld ſey: ſowohl beym Brennen in den Lampen, wenn es ſtark raucht und dampft; als auch, wenn man es ſtatt des Baumöhls zum Salat, oder ſtatt der Butter zu Kuchen und an-

 dern

dern Speiſen nimmt. Er wußte aber aus Erfahrung, daß das Baumöhl nicht allein theurer iſt: ſondern auch oft eben ſo ſchlecht brennt und ſchmeckt wie das ſchlechteſte Lein- oder Hanf-Oehl. Da nun in dem Buche beſchrieben war, wie man aus allerhand einheimiſchen Sämereyen ſehr gutes Speiſe-Oehl bereiten könne, und da eben in dem Dorfe ein Oehlmüller war, der gern Lehre und Rath annahm: ſo probierte der kluge Wirth die Vorſchläge, einen nach dem andern, und fand ſie nützlich und gut.

Den ausgedroſchenen und reingemachten Rübſaamen ließ er in einer Kammer, wo die Luft nicht darzu kommen konnte, auf einen Haufen ſchütten, und drey bis vier Tage liegen, bis er ganz weißlicht und gleichſam zu einem Stück wurde, durchs Entbrennen. Dann ließ er ihn durch ein Sieb wieder ganz auseinander ſchütteln und reiben, und dünn an einen luftigen Ort legen. Wenn er nun recht dürre war, ließ er Oehl daraus ſchlagen, und durfte der Saame nicht über ein halb Jahr alt werden. Auf ſolche Art brannte ſein Oehl ſchon heller und rathſamer. Ein halb Viertel Pfund reichte auf 14 bis 15 Stunden.

Ferner nahm er ein Glas, that Waſſer hinein und ſo viel Salz dazu, bis es nicht mehr zergieng. Darein dauchte er die baumwollenen Lampentochte etlichemahl, und ließ ſie wieder trocken werden. Das Salzwaſſer goß er in eine Flaſche und eben ſoviel Oehl dazu, ſchüttelte es wohl durch einander, und ließ es wieder ſetzen. Das auf ſolche Art gereinigte Oehl goß er dann von dem Salzwaſſer ab in die Lampe. Seine Lampe machte nun nicht den geringſten Dampf, wenn er auch zuweilen ſchlechtes oder ganz friſches Oehl brennen mußte; ſeine Stube blieb ein Jahr länger weiß, und

und die Zechgäſte ſaßen lieber bey der Lampe, als bey Talglicht (Unſchlittlicht.)

Zum Salat und andern Speiſen ließ er Jungfern-Oehl ſchlagen. Der Oehlſchläger mußte nämlich den geſtampften Saamen zum erſtenmahl kalt in die Oehl-Lade thun, und was durch dieſen erſten Druck der Preſſe herauskam, allein in Flaſchen füllen, welches das Jungfern-Oehl gab. Alsdann mußte er den Oehlkuchen erſt wärmen, und das, was nun noch herausgepreßt wurde, gab Brenn-Oehl. Das Jungfern-Oehl ließ der Wirth etliche Wochen ruhig ſtehen, daß es ſich abklärte. Alsdann füllte er es in andere ganz reine Flaſchen bis in den Hals, aber nicht ganz voll, und in den leeren Raum goß er etliche Löffel voll reinen Kornbrandtwein, der keinen Nachgeſchmack hatte. So hielt ſich das Speiſe-Oehl lange Zeit und ſchmeckte beſſer, als oft das Baumöhl ſchmeckt.

Mit dem Mohnſaamen (Magſaamen), welcher noch ſüßeres Oehl giebt, als Baumöhl, machte er es eben ſo, und mengte darunter etwa den 4ten Theil klein geſchnittener Borsſtädter-Aepfel. Das gab ein Oehl, das man Fürſten vorſetzen konnte. Die Mohnkuchen, die er davon bekam, ließ er im Backofen, wenn das Brod heraus war, bey gelinder Wärme trocknen, und bewahrte ſie auf, um zuweilen Mohnſuppen daraus zu machen. Man reibt von ſolchen Kuchen nur etwas ab und rührt es in kochendes Waſſer: das giebt eine fette und wohlſchmeckende Suppe, die wenig Zeit und Mühe koſtet.

Sonſt verſuchte er es auch, aus Hederich, grünen Kohlſaamen, Sonnenblumen-Kernen, Kürbis-Kernen, Tabaksſaamen, welſchen Nüſſen, Haſelnüſſen und Buchecker (Büchlein) Oehl ſchlagen zu laſſen, wenn es eben von dieſem oder jenem viel gab. Den größ-

größten Vortheil hatte er aber von einer Sache, die man faſt aller Orten in großer Menge verfaulen und in den Koth treten läßt, ohne ſie des Aufhebens werth zu achten. Vor dem Wirthshauſe war ein freyer Platz, der mit vielen großen Lindenbäumen beſetzt war. Nun hatte er geleſen, daß die Linden-Nüßchen gar ein vortrefliches Oehl bey ſich hätten. Da nun eben ein trockner Herbſt war, ließ er ſeine Kinder alle Tage die abgefallenen Nüßchen auf dem ganzen Platze zuſammen häufen, und nach Hauſe tragen. Die Nachbarn lachten darüber, daß der Mann ſeinen Kindern nichts nützlicheres zu thun gäbe. Allein er ſichtete erſt durch ein grobes Sieb die Blätter und den Unrath aus den eingeſammelten Nüſſen. Hernach dreſchte er ſie, daß die harte Schale abgieng, und ſonderte die Kerne durchs Wurfen davon ab. Alsdann ließ er die innere Schale auf einer Grützmühle davon abſchälen und nun Oehl daraus ſchlagen. Dieſes Oehl war von ſo köſtlichem Geſchmack, daß es ihm ſo theuer als das beſte Baumöhl bezahlt wurde, und daß er ſeine drey Kinder faſt ganz neu dafür kleiden konnte. Denn er gab ihnen den Gewinn davon: weil ſie die Nüßchen ſo fleißig eingetragen hatten.

Daran ſieht man deutlich genug, was dabey heraus kommt, wenn man nicht alles nach der alten Leyer macht: ſondern fleißig nachdenkt und verſucht, ob dieſe und jene Sache nicht beſſer einzurichten und mehr Nutzen davon zu ziehen ſey?

7. Was

7.

Was bey dem Fleiſch in Acht zu nehmen.

Lieber trocken Brod!
Als im Fleiſch den Tod!

Fleiſch iſt wohl eine gute nahrhafte Speiſe für arbeitſame Bauersleute, und es wäre ihnen zu gönnen, wenn jeder die Woche zweymahl dergleichen eſſen könnte. Wenigſtens muß eine kluge Hausmutter dafür ſorgen, daß es in der Erndte und in der Beſtellzeit, (im Frühjahr) oder wenn es ſonſt viele Arbeit giebt, nicht daran mangele. Der Fehler liegt aber oft daran, daß manche Leute keine rechte Eintheilung zu machen wiſſen. Wenn ſie im Herbſt eingeſchlachtet haben, ſo eſſen ſie faſt alle Tage Fleiſch, ſo lange es währt; und hernach müſſen ſie ſich ohne daſſelbe behelfen. In manchen Dörfern iſt auch die Gewohnheit, daß die Mannsleute im Winter, wenn ſie mit dem Dreſchen

fertig ſind, auf der faulen Bärenhaut liegen: da ſie doch durch Spinnen oder Stricken mit leichter Mühe alle Wochen ein Paar Pfund Fleiſch verdienen könnten. Andere vertrinken ſo viel in Bier, Brandtwein oder Wein, daß ſie nur ſelten im Stande ſind, ein Stück friſches Fleiſch zu kaufen. Es iſt aber für die Geſundheit beſſer, wenn man nicht mehr trinkt, als man Durſt hat, und das übrige lieber auf nahrhaftere Speiſen verwendet. Das viele Trinken macht nur Dickbäuche und giebt wenig Kräfte zur Arbeit.

Im Gegentheil übernehmen ſich auch viele Leute in Fleiſch, denen es etwas rares iſt, wenn ſie einmahl Gelegenheit haben, ſich daran ſatt zu eſſen; als bey Hochzeiten, Kindtaufen und dergleichen. Da ſchluckt mancher vor Begierde ganze Klumpen hinunter, ißt oft groſſe Stücken bures Fett, und verdirbt ſich den Magen damit. Desgleichen iſt es ein Hauptfehler, wenn man Kranken und kleinen Kindern Fleiſch zu eſſen giebt, in der Meynung, ſie dadurch zu ſtärken. Es ſtärkt nur alsdann, wenn es gut verdaut und ausgearbeitet wird. Dazu hat aber der Magen bey Kranken und kleinen Kindern die Kraft nicht, daher bleibt das Fleiſch lange darinne liegen, fault und verdirbt die Säfte; ſo daß ſchon mancher darüber hat ins Gras beißen müſſen, dem man eine Güte damit zu thun glaubte. Kindern iſt beſonders alles Fett ſehr ſchädlich.

Weil aber auch das Vieh, ſo wie der Menſch, mancherley Krankheiten und dem Tode unterworfen iſt: ſo hat man ſich ſehr in Acht zu nehmen, daß durch den Genuß des Fleiſches von krank geweſenen oder verecktem Vieh kein Unglück entſtehe, wie folgende Exempel lehren. Der berühmte Doctor **Denos** zu **Alenßon** in **Frankreich**, wurde am 9ten Jul. 1760. zu einer armen Familie von 8 Perſonen gerufen, welche alle ſehr krank waren. Sie brachen gelbes

Waſſer

Waſſer weg, hatten grauſames Leibreißen, der Athem gieng ſchwer, der Puls matt, und die Zunge war von Hitze ganz trocken. Hernach purgierten ſie von oben und unten, bekamen Froſt, Beklemmung und andere Zufälle, welche alle von einem Gift herzurühren ſchienen. Weil ſie nun zu rechter Zeit den geſchickten Doctor **Denos**, und nicht etwa den Scharfrichter oder einen Marktſchreyer gebrauchten: ſo ſtarb nur ein Kind davon; die übrigen Perſonen wurden wieder hergeſtellt. Sie waren aber blos davon krank worden, daß ſie drey Tage zuvor die Lunge und das Herz von einer Kuh gegeſſen hatten, welche krank geweſen war.

Auch die **Dünſte**, welche aus einem kranken Thiere kommen, wenn man es aufbricht, ſind dem Menſchen gefährlich. In einem Dorfe im Reich zeigte ſich im Jahre 1782. an einigen Ochſen der ſogenannte **Milzbrand**. Ein Bauer, der den Gemeinde-Faſel (Stier, Bullen, Reitochſen) hielt, ſchlachtete ihn ehe er crepirte. Da kam ein armer Jude von **Unter-Grumbach** ſpornſtreichs gelaufen, um die Haut zu ſchachern und ein Paar Batzen daran zu verdienen. Damit ihm kein anderer zuvor käme, half er ſelbſt das Thier aufbrechen und ihm die Haut abziehen. Aber der arme Jude ward noch am nämlichen Abend von Froſt, Hitze und großer Zerſchlagenheit der Glieder befallen. Den andern Tag ſchwoll ihm der Hals bis an die Bruſt, und er konnte nicht mehr ſchlingen. Den 4ten Tag ward er eiskalt an ſeinen Gliedern, kriegte kalte Schweiſſe und entſetzliche Bangigkeit, und den fünften Tag mußte er ſterben, und hinterließ eine ſchwangere Frau und fünf Kinder und keinen Biſſen Brod im Hauſe, daß es zu erbarmen war.

Desgleichen kaufte im Braunſchweigiſchen ein Fuhrmann einen tüchtigen Ochſen für ein Spottgeld: weil

weil er ſchon den Anſatz zur Viehſeuche hatte. Der arme Mann dachte einen guten Kauf gethan zu haben, und ſich mit Frau und Kindern einmahl recht ſatt Fleiſch zu eſſen: aber es bekam ihm übel. Da der Ochſe geſchlachtet und das Fleiſch eingepökelt war, fieng es an, aus dem Faſſe heraus zu gähren. Er kochte aber doch davon, und drey Tage darauf bekam er ein böſes Fieber und kleine blutige Beulen über den ganzen Leib, faſt wie bey der Peſt. Binnen 14 Tagen wurden fünf Menſchen aus dem Hauſe begraben, die davon gegeſſen hatten. Aus dieſem Exempel ſieht man, daß einmahl verdorbenes Fleiſch durch das **Einpökeln** nicht beſſer wird, und daß man die Mühe und das Salz vergeblich daran wendet.

Auch die **Milch** von kranken Kühen iſt gefährlich zu eſſen. Man hat den Fall erlebt, daß ein Bauer mit ſeiner Frau, fünf Kindern und der Magd, und auch deſſen Nachbarsfrau mit 4 Kindern, welches eine arme Witwe war, einige Tage nach einander Milch von einer Kuh gegeſſen haben, die von einem tollen Hunde gebiſſen war. Alle dieſe 13 Perſonen ſind nach und nach von der Wuth befallen worden und haben elendiglich ſterben müſſen. Und ſo iſt es auch mit der **Butter** und dem **Käſe**, den man aus ſolcher Milch macht, beſchaffen.

Käſe iſt auch von geſunden Kühen gefährlich zu eſſen, wenn er gar zu ſcharf und faul iſt. In **Stuttgard** geſchah es im April 1784. daß ein Fleiſcher mit ſeinen 3 Kindern ungefähr drey Viertelpfund **Streichkäſe** oder Schmierkäſe aß, und alle vier bekamen davon ſolche Zufälle, als ob ſie Gift verſchluckt hätten. Das jüngſte Kind, ein Mädchen von vier Jahren, ſtarb ſogar daran. Der Käſe wurde deswegen vom Doctor und Apotheker unterſucht, und man fand keine Spur von Gift darin: ſondern er hatte die Leute krank gemacht,

macht, weil er gar zu ſcharf, beißend, und ſtinkend war, und vor Fäulniß aus einander fiel. Der Durchlauchtige Herzog von Würtemberg gab daher eine Verordnung, daß niemand ſolchen verdorbnen Käſe eſſen ſolle.

Wem nun ſein Leben und ſeine Geſundheit lieb iſt, der wird lieber ein Stück trockenes Brod eſſen, als etwas dazu, das ihm zu Gift werden kann! Gute Obrigkeiten halten auch deswegen mit Recht ſcharf darauf, daß niemand heimlich etwas ſelbſt ſchlachte: ſondern es muß durch die Metzger, Fleiſchhauer, und ordentliche Schlächter geſchehen, und dieſe müſſen verſtehen, ob ein Thier zu eſſen iſt, oder nicht? Iſt aber ein Fleiſcher ſelber ſo gottlos, daß er den armen Leuten verdorbenes oder krankes Fleiſch verkauft, oder auch nur verſchenkt: ſo wird er mit Recht von der Obrigkeit beſtraft, und wer hinter ſolche Schliche kommt, iſt in ſeinem Gewiſſen verbunden, einen ſolchen heimlichen Mörder bey der Obrigkeit anzuzeigen, damit er keinen Theil habe an der Blutſchuld. So mußte im Jahre 1716. der Vorſteher der Feldſchlächter in Paris, mit Nahmen Anton Dübü, ein ſehr reicher und angeſehener Mann, weil er den Soldaten Fleiſch von verreckten Ochſen verkauft hatte, im bloßen Hemde mit einem Strick um den Hals, und einer brennenden Fackel in der Hand, mit bloßem Kopfe in der Kirchthüre kniend, Kirchenbuße thun. Dabey war ihm auf dem Rücken und auf der Bruſt eine Tafel angehängt, darauf ſtand: Anton Dübü, Vorſteher der Feldſchlächterey, welcher den Soldaten Fleiſch von ausſätzigem und crepirtem Vieh verkauft hat; wie ſolches auf dem vorſtehenden Bilde zu ſehen iſt. Hernach mußte er noch 12000 Thaler Strafe geben und auf 9 Jahre das Land meiden; woran ihm ſehr recht geſchahe.

Der Becker, Meiſter Conrad in Zückertshofen, war auch hierin ein gar kluger Mann. Als der Fleiſcher eben geſtorben war, und ein anderer ſich im Dorfe ſetzen wollte, da gab er der Gemeinde untern Fuß, daß ſie bey der Obrigkeit anhielt: "es möchte doch keinem die Conceſſion (Erlaubniß) gegeben werden, der nicht erſt recht wäre examinirt worden, ob er auch verſtehe, was zu ſeinem Handwerk gehöre, und vor allen Dingen, ob er recht wiſſe, welches Fleiſch gut und geſund ſey, oder nicht? Der hohen Obrigkeit gefiel dieſes ausnehmend, daß die Gemeinde ſo vorſichtig war: und ſie verordnete nun im ganzen Lande, daß die Fleiſcher recht darauf lernen mußten, zu erkennen, ob ein Stück Vieh geſund und zu eſſen ſey, oder nicht, und gab ihnen folgende Vorſchrift, nach der ſie ſich richten mußten.

"Bey dem Rindvieh muß man, ehe es geſchlachtet wird, darauf ſehen:

1. Ob es munter und friſch aus den Augen ſieht, und noch gut gehen kann?

2. Ob es die Wiederkäuung noch nicht verlohren hat?

3. Ob die Hörner, Ohren, Maul, Naſe und Schweif nicht kalt ſind?

4. Ob das Vieh nicht geifert, oder ob ihm etwa Schleim oder ſonſt garſtige Materie aus der Naſe, den Augen und den Ohren heraus fließt?

5. Ob bey demſelben nichts ſchuppichtes auf der Haut ſitzt, als wäre Mehl, Aſche, oder Kleye darauf geſtreut?

6. Ob Blattern oder Grind am Leibe, ſonderlich auf dem Kopfe, am Halſe und im Maule, oder wohl gar an der Zunge ſich befinden?

7. Ob Beulen am Halſe, hinter den Ohren, unter den Bügen und Schenkeln zu ſehen; inſonderheit ob die Euter bey den Kühen erhitzt, geſchwollen und aufgelaufen ſind?

Wo ſich ſolche Kennzeichen finden, muß das Schlachten nicht ſogleich geſchehen: ſondern es muß erſt abgewartet werden, ob ſich das Thier beſſert.

Wenn aber ein Thier geſchlachtet und die Haut abgezogen iſt, muß man Acht haben:

1. Ob äußerlich am Fleiſche Blattern, Beulen, Geſchwulſte, Geſchwüre oder Gewächſe von ſonderbarer Farbe, etwa roth, blau, oder gar ſchwarz zu ſehen ſind?

2. In den Eingeweiden muß man ſehen, ob die Lungen etwa an das Rippenfell angewachſen und Materie oder Eiter angezogen haben? Ob dunkelrothe, blaue oder gelbe Flecken oder Beulen und Geſchwüre in den Lungen ſind? — Ob die Leber etwa hart oder ungewöhnlich groß ſey, und nicht die rechte Farbe habe? Ob nicht etwa die Gallenblaſe gar zu groß und zu ſtark ſey, welches ein Zeichen von der Viehſeuche iſt? Ob die Milz etwa gar zu ſchwarz, zu groß oder mit Blattern beſetzt ſey?

3. Ob der Magen, der Wanſt, und vor allem, ob der Faltenmagen (die Magenfalte, die Buch, das Büchlein, Calender, Kuttelwamme, Pſalter), allzugroß, aufgelaufen, oder etwas darinne roth oder blau ausſehe? Ob der Faltenmagen hart, oder darinn eine kalkige Materie, und ob die daran hängenden Därme roth, blau, angelaufen ſeyn, — und ob ſonſt auch im Fleiſche irgendwo einige blaue Striemen angetroffen werden?

4. Ob im Halſe und in der Lunge Waſſerblaſen ſich finden, welche, wenn ſie aufgemacht werden, garſtig ſtinken?

Wenn ſich ſo etwas findet, oder wenn man weiß, daß die Krankheit eines Thieres Milzbrand, Schlagfluß, Lungenfäule, Fallſucht, Faulfieber mit Durchlauf, Peſtilentialfieber, oder die Viehſeuche iſt: ſo muß das Fleiſch nicht gegeſſen, ſondern auf einem entfernten Platze 4 Fuß tief in die Erde geſcharret werden. Es iſt doch beſſer, man leidet einen Verluſt an ſeinem Vermögen, als daß man ſich und die Seinigen krank mache, oder ums Leben bringe.

Dagegen kann man Rindvieh, welches aufgeblähet oder aufgelaufen, auch ſolches, das geſtoßen worden, ein Bein gebrochen hat, oder ſonſt verwundet iſt, ohne Bedenken eſſen: wenn man es ſogleich ſchlachtet, ehe ein Fieber dazu kommt; ſonſt wird es gefährlich. Die Perlen oder die Hirsſucht, ſo auch die bekannte Krankheit, die man die Franzoſen nennt, machen das Fleiſch ebenfals nicht ungeſund, und man kann es ohne Bedenken eſſen; ja es haben ſogar die Obrigkeiten hier und da bekannt gemacht, daß man franzöſichte Kühe nicht wegzuwerfen brauche, ſondern das Fleiſch davon ohne Ekel genießen könne, wenn das Thier nicht gar zu mager und abgezehrt dabey ſey. Erſt neuerlich hat der durchl. Churfürſt zu Sachſen ſolches

 ver-

Staatsbibliothek Bamberg

verordnet, daß man Rindvieh, welches dieſen Zufall hat, nicht wegwerfen, ſondern das Fleiſch davon nur etliche Pfennige wohlfeiler verkaufen ſolle. Der **Churfürſt von Sachſen** iſt aber ein ſo redlicher Landesvater, daß er ſeinen Unterthanen nicht rathen würde, ſolches Fleiſch zu eſſen, wenn die geringſte Gefahr dabey wäre. Ein Kalb, das von einer kranken Kuh gefallen iſt, oder an ihr geſogen hat, muß 8 bis 14 Tage mit guter Milch und anderm Futter genährt werden, ehe man es ſchlachten darf.

Schafvieh, das am **Durchfall**, an **Entzündung** oder **Verſchwärung der Eingeweide**, der **Fäule** oder dem **Anbruch**, der **Fallſucht** (dem ſchweren Leid) krank iſt, darf nicht geſchlachtet und gegeſſen werden. Iſt es aber von geſammeltem Waſſer im Kopfe **toll** und **drehend**, oder hat die **naſſe** oder **trockne Raude**, oder die **Waſſerſucht**, wenn es nicht ſehr mager dabey iſt: ſo kann mans ohne Gefahr eſſen, wenn man es nur **bey Zeiten** ſchlachtet.

Bey den **Schweinen** muß man vorzüglich darauf ſehen, ob etwa die Zunge mit Blaſen oder Beulen beſetzt, und dann ob Geſchwulſt oder Entzündung im Halſe und garſtige Geſchwüre in den Eingeweiden vorhanden ſind? Wenige **Finnen** im Fleiſch ſchaden nicht: aber die Leber muß man ganz wegwerfen, wenn ſich Geſchwüre und Eiterbeulen darinne befinden.

Krankes Schweinefleiſch taugt zum Einpöckeln und Räuchern noch weniger, als es friſch zu eſſen; und faul gewordenes Geräuchertes ſchadet auch dem ſtärkſten Magen. Beſonders darf man die Würſte nicht zu alt und ranzig werden laſſen. In heiſſen Sommertagen ſollten gar keine Schweine geſchlachtet werden: weil ſie da den meiſten Zufällen unterworfen ſind.

Auch haben die Orts-Obrigkeiten dahin zu ſehen, daß der **Schinder** nicht mit Schinken und geräucherten Würſten und Zungen handle: weil dabey leicht gefährliche Betrügereyen mit unterlaufen könnten, und daß der Fleiſcher ſein Schlachthaus und alle ſeine Werkzeuge immer reinlich und ſauber halte, und ſich nicht unterſtehe, das Kalb- und Schöpſenfleiſch aufzublaſen, und ihm dadurch ein beſſeres Anſehen zu geben. Dieſes iſt eine abſcheuliche ekelhafte Gewohnheit, daß man eſſen ſoll, was ein anderer mit ſeinem vielleicht ſtinkenden und gefährlichen Athem aufgedunſet hat."

Auf dieſe **Verordnung** hielten die Leute in **Zückertshofen** recht feſt, und ſeit dem hat man nicht gehört,

hört, daß Jemand daſelbſt von verdorbenem Fleiſch krank geworden ſey.

Sonſt nahmen ſie ſich auch in Acht, daß ſie kein von vornehmen Herren bis auf den Tod gehetztes Wildpret aßen, und von keinem Kalbe, das der Fleiſcher etliche Stunden weit mit Hunden und Peitſchen aufs erbärmlichſte abgetrieben, und noch im Angſtfieber ſogleich ſchlachtet und den Stadtleuten zum Braten in die Küche liefert.

Auch waren ſie mit den Fiſchen vorſichtig; vornehmlich mit ſolchen, die in ſtillſtehenden oder langſam fließenden Waſſern ſind. Denn dieſe haben zuweilen gefährliche Krankheiten. In der Laichzeit und während der Flachsröſte (Beitze) aßen ſie faſt gar keine: weil da die Waſſer ſtinken und faulen. Dafür aßen ſie lieber geſalzenen Hering, der immer gut iſt, wenn er nicht gar zu alt wird und fault.

8.
Vom Waſſer.

Was Gott erſchaffen in der Welt,
Iſt alles gut und wohl beſtellt.
Gebrauch es nur mit klugem Rath,
Wozu er es geordnet hat!

Im Frühjahre 1784. ſchrieb die **Deutſche Zeitung**, welches vieles enthält, das auch für Bauern nützlich zu leſen iſt, folgendes.

Aus der Buckowine, vom 19. April.

„Ein Walachiſcher Bauer aus dem Dorfe Dorna, wo der Kaiſer eine neue Straße hat durchführen laſſen, übernachtete bey einer Reiſe im vorigen Sommer auf dem freyen Felde, aß ſein bey ſich habendes Abendbrod mit Appetit, und weil ihm Durſt ankam, trank er aus einem ſtehenden Waſſer und verſchluckte drey kleine Kröten mit, die er in der Dunkelheit nicht geſehen hatte. Dieſe Thiere konnte ſein Magen nicht verdauen, und alle angewandte Mittel, ſie aus dem Leibe zu ſchaffen, waren vergeblich, bis er es endlich mit einem

Sper=

Sauerbrunnen bey Scharo an der türkiſchen Grenze verſuchte, deſſen Waſſer allen Thieren tödtlich und nur dem Menſchen heilſam ſeyn ſoll. Der Walache trank in Menge davon und brach endlich zwey Kröten weg. Die dritte wollte aber nicht nachfolgen und zu Anfange des Märzmonats ſtarb der Mann. Dieſe Geſchichte lehret, daß man nicht aus jeder Pfütze trinken müſſe, und daß die Kröten im Leibe nicht gut thun; wenn ſie ſchon nicht ſo giftig ſind, als man gemeiniglich glaubt."

Man ſieht nun daraus, daß auch beym Waſſer, ohne welches weder Menſch, noch Vieh leben kann, einige Wiſſenſchaft und Vorſicht nöthig iſt. Es giebt z. E. kochend heiße Brunnen; das Meerwaſſer kann man vor Salz nicht trinken; einige Quellen führen von Natur giftige Theile bey ſich, und alles faul und ſtinkend gewordene Waſſer macht Menſchen und Vieh krank, wenn ſie davon trinken. Dagegen giebt es auch viele Geſundbrunnen, welche wider die Gicht und andere ſchwere Krankheiten helfen, und die Geſundheit ſtärken. Dieſe verſchiedene Beſchaffenheit des Waſſers dient alſo dazu, daß wir Menſchen darüber nachdenken und forſchen können, wie es aufs Beſte zu nützen ſey, ohne daß es uns ſchade; und es iſt zu verwundern, daß Gott auch dieſes Element ſo eingerichtet hat, daß wir unſern Verſtand dabey anwenden und dadurch klüger werden ſollen. Verſtändige Männer haben nun folgende Lehren vom **Trink- und Koch-Waſſer** bekannt gemacht.

"Das geſündeſte unter allen Getränken iſt Waſſer aus friſchen fließenden Quellen, die aus Felſen oder Sandſteinen entſpringen. Ein ſolches muß aber geradeweg nach nichts ſchmecken; es muß ganz hell und klar, leicht und weich ſeyn, daß die Seife bald darinne ſchäumt, und daß es bald zum Sieden gebracht werden kann. Es darf den Mund nicht verunreinigen, und Kopf und Bruſt nicht angreifen. Wer es trinket, muß keine Beſchwerden im Unterleibe, unter den Rippen und in der Nieren-Gegend davon verſpüren. Iſt in der Nähe von einem Dorfe eine Quelle, welche dieſe Eigenſchaften hat: ſo wird es

der Gemeinde gewiß nicht gereuen, wenn ſie die Koſten daran wendet, ſie durch eine Röhrenfahrt ins Dorf zu leiten. Was die Unterhaltung koſtet, werden die Einwohner an ihrer und ihres Viehes Geſundheit wieder gewinnen; indem ſie deſto weniger für Arzeneyen auszugeben brauchen.

Nächſt dieſem führen auch große, oder doch ſchnell laufende Flüſſe ein geſundes Waſſer. Aber alle langſam fließende, deren Boden ſchlammicht iſt, und deren Waſſer durch faulende Kräuter und allerhand Gewürme verunreinigt wird, ſind gefährlich zu trinken.

Aus ſtehenden Waſſern, als Teichen, Gräben, Pfützen, muß man gar nicht trinken, zumahl im Sommer bey anhaltender Hitze. Alsdann verurſachet ſolches faulichtes Waſſer ſogar dem Vieh, das daraus ſäuft, gefährliche Krankheiten.

Gegrabene Brunnen, als Ziehbrunnen, oder Pumpbrunnen, müſſen wohl geprüft werden, ob ihr Waſſer rein und geſund ſey? Denn an vielen Orten entſtehen Kröpfe von ſolchem Brunnenwaſſer, und mancherley Krankheiten. Dabey iſt auch dieſes zu merken. Wenn ein ſolcher Brunnen nicht oft gebraucht und ſein Waſſer in Bewegung geſetzt wird, oder wenn er ſo verbaut iſt, daß nicht immer friſche Luft hinein kann: ſo ſammeln ſich zuweilen böſe Dünſte darinne, welche einen Menſchen auf der Stelle tödten können; dergleichen Exempel beym Aufgraben alter verſchüttet geweſener Brunnen oft geſchehen. So war einmahl in der Stadt Lora in Spanien der Deckel von einem Brunnen in denſelben hineingefallen, und drey Leute, die man nach einander hinabließ, ihn zu holen, nebſt einem Hunde, wurden insgeſammt todt wieder herausgezogen. Man muß daher ſolche Brunnen fleißig öffnen, und alle Jahre ein oder zweymahl fegen, auch ſie nicht durch Hineinwerfen von allerhand Unreinigkeiten verderben. Hat irgend eine Miſtſtätte, Dachtraufe (Dachrinne,) oder eine andere unreine Feuchtigkeit einen Abzug in einen Brunnen: ſo iſt er weder für Menſchen noch Vieh zu brauchen.

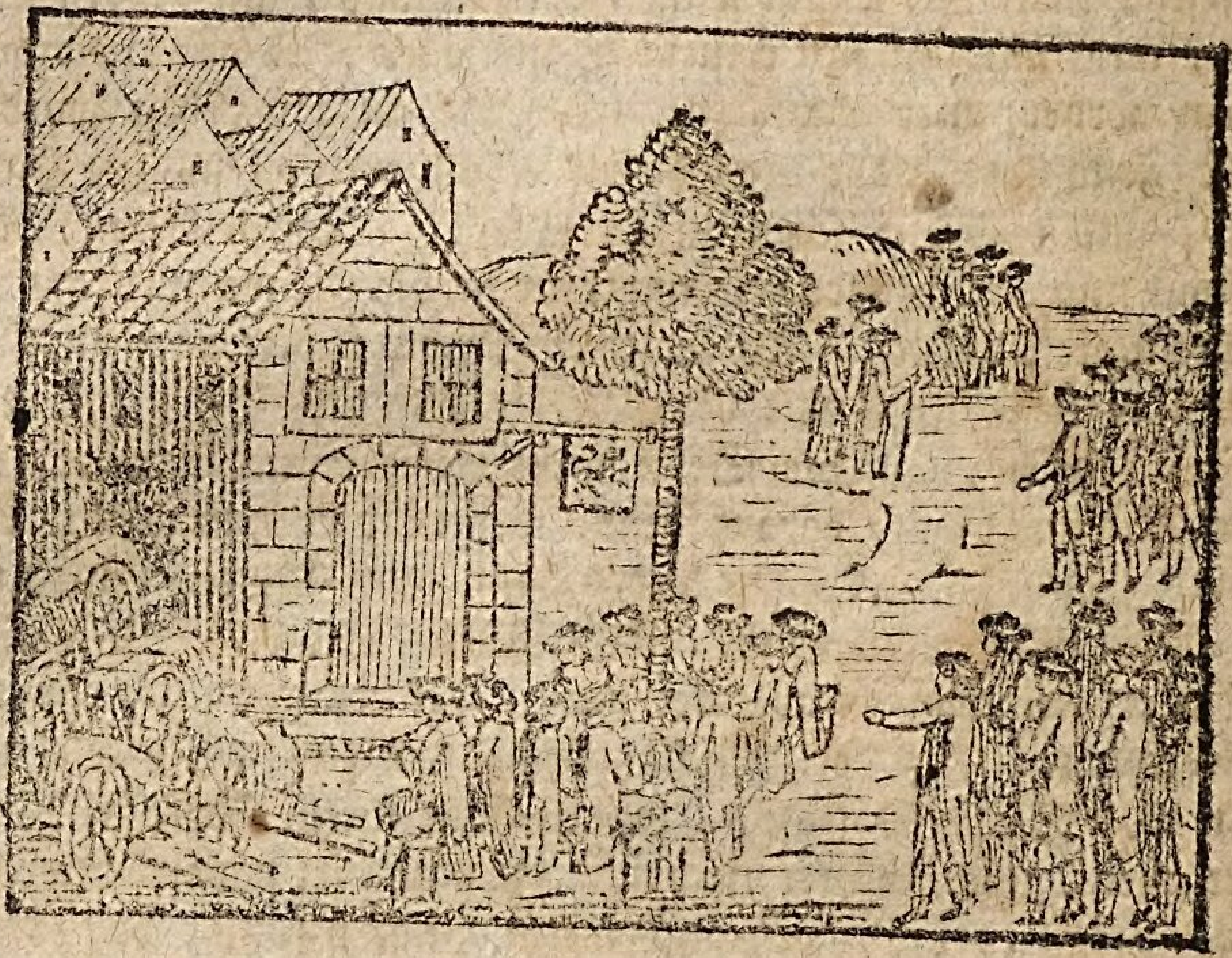
Regenwaſſer, aufgethauter Schnee, oder Eiswaſſer ſind auch nicht gut zum Trinken.

Weil nun manche Dörfer ſo angelegt ſind, daß ſie an gutem Waſſer Mangel haben: ſo hat man eine Erfindung gemacht, ſchlechtes Waſſer aus Teichen, Bächen oder unreinen trüben Quellen in gutes zu verwandeln. Man gräbt nämlich 5 bis 6 Ellen weit von dem Teiche, oder dem Bache, deſſen Waſſer verbeſſert

beſſert werden ſoll, eine Grube, eine oder zwey Ellen tiefer, als der Boden des Teiches oder Baches iſt. Dieſen kleinen Behälter füttert man mit Steinen, oder Bohlen, Dielen (ſtarken Holzſtücken). Den Raum zwiſchen ihm und dem Teiche befeſtigt man mit Pfählen und Verzäunungen auf beyden Seiten, und füllt ihn mit reinem Sand oder Kies aus, von welchem vorher aller Schlamm und Erde ausgewaſchen worden. Alle Frühjahre gräbt man dieſen Sand wenigſtens zur Hälfte aus, und bringt friſchen an die Stelle. Durch dieſen Sand dringt nun das Waſſer hell und rein in die Grube und läßt alle Unreinigkeit zurück. An manchen Orten haben auch die Weiber ihre liebe Noth mit dem Waſſer zum Waſchen; indem es oft ſo hart iſt, daß die Seife nicht leicht damit ſchäumt, und daß ſehr viel Seife darauf geht, wenn die Wäſche rein werden ſoll. In ſolchem Waſſer kochen dann auch Erbſen, Linſen und Bohnen nicht recht weich. Das Mittel, es weicher zu machen, iſt aber, daß man es abkochet und wieder erkalten läßt, ehe man es braucht. Bey der Wäſche nimmt man etwa ein viertel oder ein halb Pfund Pottaſche, läßt dieſe in einem Topfe in Waſſer zergehen, und ſchüttet nach und nach ſo viel davon unter das Waſchwaſſer, bis man zwiſchen den Fingern fühlt, daß es weicher geworden. Es hilft auch ſchon etwas, wenn man das Waſſer etliche Tage vor der Wäſche in Gefäße ſchöpft, es darin ruhig ſtehen läßt, und alsdann abgießt, ohne den Bodenſatz aufzurühren. Vornehmlich muß dieſes mit trübem Waſſer geſchehen. So kann alſo der Menſch durch ſeinen Verſtand auch das Waſſer verbeſſern.

9.

Vom Bierbrauen.



Zum Trinken ſchafft Gott Wein und Bier —
Zum Saufen nicht — dieß merke dir!

Schrebers iſt ein großes Dorf, und liegt an der Landſtraße, hat auch ein hübſches Wirthshaus, zum goldnen Löwen genannt. Und doch ſpannte lange Zeit kein Fuhrmann daſelbſt aus: weil der Ort in der ganzen Gegend wegen ſeines ſchlechten Biers übel berufen war. Die Einwohner ſelbſt giengen auf die nächſten Dörfer, wenn ſie des Sonntags einen Krug trinken wollten, und die Wirthe zum goldnen Löwen wurden einer nach dem andern bankrut: ſo daß zuletzt niemand mehr das Wirthshaus, welches der Gemeinde gehörte, in Pacht nehmen wollte. Nun kam der Hr. Ignatius Freundlich als Pfarrherr nach Schrebers. Deſſen Vater war Hof-Brauer bey dem

dem gnädigen Fürſten geweſen, und da hatte ſein Sohn das Brauen von Grund aus gelernt. Wenn er nun den Leuten die etwas bey ihm zu thun hatten, ein Glas von ſeinem Haustrunk vorſetzte, verwunderten ſie ſich, wo er das gute Bier her hätte? Denn ſein Vorfahrer im Amte hatte auch immer ſchlechtes Bier gehabt und geſagt: es läge an der dortigen Luft, daß man kein gutes zuwege bringen könne. Er merkte aber bald, daß es daran lag, daß die Leute das Brauen nicht verſtünden, oder unordentlich damit umgiengen. Er dachte nun, es wäre ſeiner Amtswürde, als eines Seelſorgers nicht zuwider, wenn er ſeine Pfarrkinder gut Bier brauen lehrte: da ihnen doch der liebe Gott gute Gerſte wachſen ließ, und da es dem Bauersmanne bey ſeiner Arbeit, wohl zu gönnen iſt, daß er ſich durch einen guten Trunk labe. Er ließ alſo den Gaſtwirth und die Brauknechte vor ſich kommen, und ließ ſich von ihnen alles erzählen, wie ſie mit der Brauerey umgiengen, um zu ſehen, was ſie für Fehler dabey machten. Hernach ſagte er ihnen, wie ſies anders machen müßten, und gieng ſelbſt einige mahl ins Brauhaus, um zu ſehen, ob ſies recht machten.

Da fand er nun zwar, daß das Brauhaus ordentlich auf einem trockenen Boden, mit der Vorderſeite gegen Mitternacht gebaut, tüchtig mit Steinen ausgepflaſtert, und eine Elle hoch über der Erde aufgemauert war, auch ordentliche hohe Fenſter hatte — ſo wie ein rechtes Brauhaus beſchaffen ſeyn muß. Aber er fand, daß die Leute es nicht reinlich genug hielten, daß ſie Pfützen darinne ſtehen ließen, und nicht darauf Acht hatten, ob der Fußboden feucht oder trocken ſey. Er gab ihnen alſo die Lehre, daß ſie immer reine und trockne Luft im Brauhauſe zu haben ſuchen müßten, und ließ unten in die Mauer kleine Luftlöcher einſchlagen,

und mit Thüren verſehen, die man verſchließen konnte, wenn es nöthig war.

Am **Brauofen** ließ er durch einen verſtändigen Maurer einen ordentlichen Roſt anbringen, und es ſo einrichten, daß die Hitze auch an die Seitenwände des Keſſels (der Pfanne) anſchlagen konnte: daher das Feuerloch mit einer eiſernen Thür verwahrt und zugehalten werden mußte, wenn das Feuer einmahl in völligem Brand war; und das Aſchenloch mußte offen ſeyn.

Die **Malzdörre** ließ er ſo einrichten, daß der Rauch nicht an das Malz ſchlagen konnte. Darauf gab er den Leuten folgende **Vorſchrift**, die ſie beym Brauen beobachten ſollten.

"1. Wer gutes Bier brauen will, muß gutes **Malz** dazu nehmen, und gutes Malz läßt ſich nicht aus ſchlechter **Gerſte** machen. Die Gerſte muß recht reif und rein von Geſäme ſeyn. Iſt **Hederich**, **Döberlein**, oder **Treps**, **Treſpe** und dergl. darunter: ſo ſchüttet man nur den 4ten Theil des Getraides auf einmahl in den Weichbottich (Weichkufe, Weichkaſten), und Waſſer dazu; dann rührt man tüchtig, und nimmt die leichten Geſäme oben ab. Und ſo macht mans mit jedem Theil beſonders. Die Treſpe macht toll, und der **Hederich** läßt das Bier nicht aufſtoßen und klar werden.

Sind die Gerſtenkörner von **Flogbrand**, oder die Waitzenkörner vom ordentlichen **Brand**, oder **Spitzbrand** beſchmutzet: ſo muß man beym Einweichen einige mahl friſches Waſſer aufgießen und das ſchmutzige ablaufen laſſen; damit kein Schmutz an den Körnern bleibe. Gerſte, die in friſch gedüngtem Acker, zumahl mit Schafmiſt, aufgewachſen iſt, taugt nicht zum Brauen. Am beſten iſt die in leichtem ſandigem Boden gewachſene.

Es muß auch einerley Frucht ſeyn, nicht von verſchiedenen Jahren, und nicht große und kleine Gerſte unter einander: ſonſt keimt das Malz nicht zu gleicher Zeit. Ein Theil überwächſt ſich und der andere bleibt zurück.

Die Gerſte muß aber im Weichbottig (Weichkufe) recht durchaus und überein quellen; ſonſt giebts trübes Bier. Die Probe iſt: man nimmt ein Korn die Queere zwiſchen die Finger; wenn da die Spitzen nicht mehr ſtechen, ſo iſt es gut. Oder man ſchreibt mit dem Korn auf ein Bret; da muß es weiſſe

Striche

Striche geben. Weicht es zu lange, ſo giebt es ſauer Bier: und zu wenig gequollene Frucht keimt nicht recht.

Hat man keine andere, als ausgewachſene Frucht: ſo muß man die Keime davon erſt mit den Händen abreiben und durch Wurfen auf der Tenne davon ſcheiden; ſonſt wird das Bier dumpfig und faulſchmeckend.

Die gequollene Frucht darf nun beym Wachſen nur zwey bis drey Wurzelkeime, oder kleine Würzelchen an den Körnern bekommen: aber ja keine Graskeime, (Ackerkeime) oder Blätter; ſonſt verliert das Malz alle Kraft. Es darf auch nicht verbrennen. Iſt es genug ausgewachſen, ſo muß es ſo oft mit Schaufeln gerührt und in die Höhe geworfen werden, daß alle Wärme herauskommt; alsdann auf dem Boden ſo oft gerührt und umgeſchüppt werden, daß man endlich mit Körnern auf Holz ſchreiben kann, wie mit Kreide.

Luftmalz muß durch die Luft, und nicht an der Sonne getrocknet werden. Dörrmalz muß erſt in der Luft getrocknet ſeyn und darf nicht feucht auf die Dörre kommen! ſonſt giebts ſaures und ſchales Bier.

Die Dörre muß auch ſchon erwärmt ſeyn, ehe man das Malz auflegt: ſonſt wird das Bier rauchicht. Es muß auf derſelben überall gleich hoch liegen und alle halbe Stunden gewendet werden, bis es gut iſt. Das Zeichen iſt, daß die Schaufel, womit mans wendet, nicht mehr ſchwitzt, und wenn das Malz lichtbraun, oder gelbbraun ausſieht und anfängt zu knicken und zu platzen, und der aufgebiſſene Kern einem lockern Mehle gleicht. Das Dörr-Feuer muß im Anfange gelinde ſeyn, nach und nach verſtärket werden, und allmählich wieder abnehmen. Trockenes feſtes Holz gehört dazu. Will man dunkelbraunes Bier haben, ſo muß man nicht das ganze Malz, ſondern nur einige Mulden voll dunkelbraun röſten und das übrige damit färben. Waitzen- und Hafermalz muß etwas ſtärker gedörrt werden, wenn es zum Braunbier kommen ſoll, als Gerſtenmalz.

Wer Hafer unter das Malz nehmen will, muß ihn nicht zugleich mit der Gerſte, ſondern beſonders malzen, und nicht leicht mehr, als den 8ten Theil Hafer dazu nehmen.

Nach dem Malzen muß man das Malz wenigſtens ein Vierteljahr ruhen laſſen, ehe es verbraut wird; ſonſt giebts trübes Bier: aber viel älter als ein Jahr, darf man es auch nicht werden laſſen; ſonſt verliert es die Kraft. Luftmalz ſollte man des Jahrs zweymahl malzen, im Frühling und im Herbſt.

Beym Brauen iſt folgendes zu beobachten. Vier und zwanzig Stunden vor dem Schroten muß das Malz angefeuchtet oder eingeſprengt und binnen dieſer Zeit einige mahl umgeſtochen werden. Man muß die Menge, die zu jedem Gebraue genommen wird, nicht meſſen, ſondern abwiegen, und dieſes muß vor dem Anfeuchten geſchehen. Auch thut man wohl, das Malz vorher auf der Scheune zu wurfen (zu fegen): damit die abgedorrten Keime und aller Staub heraus kommen; wozu man es auch durch die Kornrolle laufen laſſen kann. Was abgeht, giebt herrliches Schweinefutter.

Der Müller darf es nur gröblich ſchroten (brechen), daß kein Mehl daraus werde. Iſt es zu klar geſchrotet; ſo kann man dadurch helfen, daß man fein geſchnittenen Hexel oder Häkerling darunter menget. Von der Mühle muß es bald eingemaiſcht werden, ehe es ſich erhitzt.

Wenn das Waſſer des Orts hart iſt: ſo ſchöpfet man es etliche Tage vor dem Brauen in große Gefäße und läßt es offen in der Sonne ſtehen, oder man kochet es einige Tage zuvor ab, und läßt es wieder kalt werden. Das Malz wird zum erſten mahl mit lauwarmen Waſſer eingemöſchet. Alsdann wird ſiedendes Waſſer auf den Maiſch gegoſſen, und ſo lange tüchtig mit Krücken (Maiſchſcheiten) durchgearbeitet, bis die Pfanne wieder gefüllt iſt. Hierauf wird die Maiſchkufe zugedeckt und ruhig ſtehen gelaſſen, bis die zweyte Pfanne ſiedet. Da wird die Maiſchkufe wieder aufgedeckt, das ſiedende Waſſer wird allmählich zugegoſſen und eine halbe Stunde lang durchgearbeitet; alsdann wieder bedeckt. Es können noch ein oder zwey ſolche Aufgüſſe geſchehen, je nachdem man das Bier ſtark oder ſchwach verlangt. Beym letzten Aufguß läßt man ungefähr eine Viertelelle hoch Waſſer in der Pfanne, dämpfet das Feuer, daß es nicht weiter koche, und ſchüttet die beſtimmte Menge Hopfen in die Pfanne.

Der Hopfen muß reif ſeyn, ſo daß der gelbe Mehlſtaub darinn ſich leicht ausſchütteln läßt: aber nicht ſo ſehr, daß die Schuppen der Häupter (Trollen, Dollen) aus einander fallen. Er muß gut getrocknet ſeyn und einen kräftigen und lieblichen Geruch haben. Man reinigt ihn auch von allen grünen Blättern und von den Stängeln ſorgfältig, und feuchtet ihn etliche Stunden vorher mit kaltem Waſſer und ein wenig aufgelöſtem Salz an. Nun läßt man ihn eine halbe Stunde lang gelinde ausziehen, und vermehrt am Ende das Feuer mit einigen Holzſpänen, daß es einige Minuten lang gelinde ſiedet, ohne ſtark

auf-

aufzuwallen. Der Hopfenſatz muß dabey zuweilen mit der Krücke umgerührt werden. Wenn das Sieden vorbey iſt, wird die ganze Maſſe in die Maiſchkufe geſchlagen, umgerührt und etwa eine Viertelſtunde zugedecket.

Wenn nun die gehopfte Würze in den Colirbottig (der Hopfenſtande) oder Seigerbottig, deſſen Boden wohl mit Stroh belegt ſeyn muß, und aus dieſem in den Stellbottig (Kühlen) oder in die Kühlfäſſer (Gährkufe) oder Gährfäſſer gebracht und mit der Hefen (Bärme) vermiſcht wird: ſo iſt die größte Kunſt, daß man den rechten Punkt treffe, daß die Würze weder zu warm, noch zu ſehr erkaltet, ſondern eben milchwarm ſey, wie die Milch aus dem Euter kommt. Beym Weißbier und Bräuhan noch etwas wärmer. Wo noch kein gut Bier iſt, muß man Hefen von fremden Bieren nehmen. Unterhefen oder Faßhefen (Schwankhefe) taugen aber gar nicht zum Stellen (Gähren) des Biers. Es müſſen Oberhefen ſeyn.

Will man dem Bier einen gewürzhaften Geſchmack geben: ſo thut man Cardobenedicten und Tauſendgüldenkraut, Wacholderbeeren, Zitronenſchalen, Zittwer, Alant- und Enzianwurzel und Meliſſe in ein Säckchen, und hängt es bey der Gährung in das Bier. Man darf aber ja nicht viel von jedem nehmen.

Das Faſſen geſchieht, ſo bald der krauſe Hefenkranz auf dem weißen Bier vom Rande des Bottigs abtritt, und dabey müſſen die Tonnen ganz voll gemacht werden. So wie hernach die Hefen durch das Spundloch abfließt, darf das Nachfüllen nicht verſäumt werden. Hört die Gährung auf: ſo füllt man das Faß mit abgekochtem und wieder kalt gewordenem Waſſer ganz voll und verſpündet es wohl.

Das Bier darf nun nicht nach und nach, ſo wie es getrunken wird, von der Tonne abgezapft werden, wenn es nicht bald ſchal und abgeſchmackt werden ſoll. Man muß es lieber auf gläſerne oder ſteinerne Flaſchen abziehen, und dieſe feſt mit Korkſtöpſeln verwahren. Die Flaſchen müſſen aber jedesmahl, ſo bald ſie ausgeleert ſind, rein gemacht, offen und umgekehrt aufgeſtellt, und vor dem Gebrauch noch einmahl ausgeſpühlt werden; damit keine Fliegen, Spinnen oder ander Ungeziefer darein niſte. Die Korkſtöpſel müſſen vor dem Zupfropfen in reinem Waſſer aufgekocht, und dann recht feſt eingetrieben werden. Springen die Flaſchen im Keller, wegen der Wärme, oder weil neues Bier im Stellbottig in der Gährung iſt: ſo legt man ſie an einen kühlen Ort auſſer dem Keller in Sand, den man mit friſchem Waſſer anfeuchtet. Die Tonnen, die

man aus Mangel an Flaſchen länger liegen laſſen muß, ehe ſie abgezogen werden können, muß man zuſpünden, nachdem es vergährt hat, wenn etwa der 4te Theil des Aufſtoßens noch zurück iſt.

Zu dauerhaftem **Lagerbier** oder **Märzenbier**, auch rothem Bier, muß der fünfte Theil Malz und die Hälfte Hopfen mehr genommen werden. Das **Lagerbier** darf aber nicht eher gefaßt werden, bis es ſchon im Gährungsbottig alle Hefen ausgetrieben und unter ſich geworfen hat.

Beym Hausbrauen des ſogenannten **Keſſelbiers**, welches nicht im öffentlichen Brauhauſe, ſondern im Kleinen zum Haustrunk in der Küche gebrauet wird, iſt vornehmlich darauf zu ſehen, daß alle Gefäße recht rein gehalten werden. Man muß ſie daher, ſo oft man brauen will, erſt mit kochendem Waſſer ausbrühen. Das Malz muß friſch geſchrotet ſeyn. Der **Geſtellboden im Brauſtänder** muß rundum wohl anpaſſen, und auf drey gleichen Steinen feſt liegen. Oben drauf wird anderthalb Spannen hoch recht reines Roggenſtroh und rings herum ein kleiner Kranz von Stroh aufgelegt, damit keine Treber durchkommen kann. Das Zapfloch muß nicht im Boden, ſondern an der Seite des Ständers, zwiſchen dem obern und untern Boden angebracht ſeyn. Das Waſſer zum Einmöſchen muß abgekocht und wieder erkaltet ſeyn; da wird das Bier dauerhafter. Der Hopfen wird allein gekocht und unter die Würze gethan, wenn ſie in den Stellbottig abgezapft wird. Das Abzapfen muß langſam geſchehen; und wenn die Würze Eymerweiſe in den im Keller aufgeſtellten Gähr- oder Stellbottig geſchüttet wird, muß man ſie mit einer hölzernen Krücke auf und abrühren, daß ſie bald abgekühlt werde: alsdann ſetzt man erſt die Hefen zu.

Trübes Bier klar zu machen, nimmt man eine Hand voll Salz, brennt es wohl über Kohlen auf einer eiſernen Schaufel, vermengt es mit einer Kanne Waſſer und gießt ſolches in eine Tonne Bier, welche klar werden ſoll. Hilft dieſes nicht auf einmahl: ſo zieht man das Bier auf eine andere Tonne. Wenn die ſchlechte Bereitung des Malzes Schuld daran iſt, daß man trübes Bier bekommt; ſo nimmt man ein wenig Hauſenblaſe, kochet dieſe in Bier, daß ſie zergehet, und ſchüttet es unter das Bier; welches aber davon ſchwächer wird, und ſich nicht ſo lange hält.

Wenn das weiße Bier in der Gährung iſt, und es ſind **Gewitter am Himmel**, da es leicht umſchlagen und ſchal werden

den kann: ſo muß man die Bottige mit leinenen Tüchern, welche in Lauge eingeweichet und leicht wieder ausgerungen (ausgewunden) ſind, feſt zudecken, und dieſe Tücher, welche überhängen müſſen, ringsum den Bottig herum mit Bindfaden feſt umwickeln, daß ſie ſich nicht in das Bier einſenken. Auch iſt es gut, grüne ganz friſch abgeſchnittene große Brenneſſeln über das Lacken dicht herzuſtreuen. Hat man, wenn Gewitterluft iſt, junges Bier in Fäſſern, welches darinn noch abgähren ſoll, und darum noch nicht zugeſpündet werden darf: ſo ſetzt man einen blechernen Durchſchlag (Seiher) auf das offene Spundloch, mit dem Boden oberwärts, und legt unten um den Durchſchlag einen Kranz von Brenneſſeln.

Sauer gewordenes weißes Bier, wenn deſſen viel iſt, kann am beſten durch eine neue Gährung verbeſſert werden. Man zapft es von den Fäſſern in Bottige, macht einen Theil davon heiß und füllt es unter das andere. Hierauf nimmt man Waitzenmehl, vermiſcht es mit etwas Brandtwein, klein geſtoſſenen Ingwer und Pfeffer, und thut dieſes Gährungsmittel hinein; läßt es aufſtoßen und füllt das Bier auf andere reine Fäſſer. Iſt es auch kahnicht: ſo muß es vorher durch ein Haartuch gelaſſen werden. Damit das Bier nicht auf dem Faſſe ſauer werde, wenn man es allmählich abzapft, zum Trinken: ſo nimmt man eine Handvoll reines, einer Spanne lang geſchnittenes Stroh und ſo viel Hopfen, daß es die Oberfläche des Biers bedecken kann. Dieſes wirft man zum Spundloche hinein, und macht jedesmahl den Spund wieder zu.

Wenn das Bier nach dem Faſſe ſchmecket, ſo nimmt man heißes Gerſtenbrod, wie es aus dem Ofen kommt und legt es auf den Spund, und wiederhohlt ſolches ſo oft, bis der üble Geſchmack vergangen iſt. Auch kann man heiße Semmeln nehmen und ſolche zwey bis drey Tage nach einander in das ſtinkende Bier hängen, bis es hilft. — Wachholderbeere und Hopfen in Waſſer gekocht und mit reinem Bier vermiſcht in das übelſchmeckende Faß gegoſſen, verbeſſern es auch.

Nach dieſer Vorſchrift und aus der mündlichen Anleitung des liebreichen Pfarrherrn lernten die Leute zu **Schrebers** nach und nach alle, was zum Bierbrauen gehört, und weil ſie nun, wenn ſie im Wirthshauſe oder ſonſt zuſammen waren, viel davon ſprachen: ſo gab ein Wort das andere, und einer wußte dieß, der

 andere

andere das davon zu ſagen. Der Brauer mußte alſo vorſichtig ſeyn, damit er nichts verſah, und ſo auch der Schenkwirth: weil ihn die Biergäſte ſonſt damit aufzogen, wenn ſie einen Fehler am Getränke bemerkten. Dadurch kam nun die Brauerey daſelbſt ſo ſehr in Aufnahme, daß die Benachbarten an Sonn- und Festtagen nach dem goldnen Löwen zogen, wie die Bienen nach dem Stocke, und daß die Gemeinde in der Folge um ein Drittel mehr Pacht davon bekam, als ehedeſſen. Es hieß da auch: gute Waare, viele Käufer, und wenn man eine Sache beſſer macht, ſo wird ſie beſſer. Der Hr. Pf. gab den Leuten auch bey Gelegenheit von allerhand Kniffen und Pfiffen böſer Bierbrauer und Gaſtwirthe Nachricht: damit ſie ſich davor hüten könnten. Z. E. daß manche Pech hinein thun oder Ochſenfüße, damit das Bier kleben ſoll, als wäre es ſehr fett — oder Dubelkörner, damit es berauſchen ſoll und dergleichen; welches alles ungeſund iſt, und von der Obrigkeit mit Recht beſtraft wird, wenn man es anzeigt.

10.

Wie man ohne Malzdarre und ohne Pfanne und Keſſel einen guten Haustrunk bereiten könne.

Mit Vielem hält man Haus:
Mit Wenigem kommt man auch aus.

Der Arme richtet mit Verſtand und Klugheit oft ſo viel aus, als der Reiche mit vielem Gelde. Dies ſah man deutlich an dem kleinen Dörfchen Meyersberg, welches nicht mehr als 16 Häuſer hat, und von lauter Mittelleuten bewohnt iſt, die ſo eben ihr nothdürftiges Auskommen haben. Dieſe Leutchen hatten we-

der Wirthshaus noch Brauhaus im Dorfe: ſondern wenn ſie einen Krug Bier trinken wollten, mußten ſie auf ein benachbartes Dorf gehen, und ihre Weiber und Kinder mußten ſich unterdeſſen zu Hauſe mit Waſſer behelfen.

Nun begab ſichs, daß Hans Rode daſelbſt, der viele Kinder hatte, ſeinen Sohn Niklas das Schuhmacher-Handwerk lernen ließ. Und dieſer kam auf ſeiner Wanderſchaft auch ins Brandenburgiſche und ſtand eine Zeitlang in Treuenbrietzen in Arbeit. Da gieng er des Sonntags auf die umliegenden Dörfer ſpatzieren und machte ſich mit den Bauersleuten bekannt: weil er auch vom Bauernſtande her war. Dieſer Niklas Rode hatte aber die ſchöne Gewohnheit, daß er allen Leuten freundlich zuſprach, ſie fragte, wie es ihnen gienge, und gern Jedermann mit Rath und That zur Hand gieng. Desgleichen auch wo er irgend etwas nützliches lernen und erfahren konnte: da ſparte er keine Mühe. Nun fand er bey einem Bauersmann in der Gegend einen beſonders guten Haustrunk, und ſah doch kein Brauhaus im Dorfe, und nicht einmahl einen Keſſel in der Küche. Er erkundigte ſich alſo: woher die Leute das gute Getränk hätten, und ſie sagten ihm ganz accurat, wie ſie es machten. Da nun Niklas Rode von ſeiner Wanderſchaft wieder heim kam und ſich in Meyersberg ſetzte: ſo braute er auch ſo einen Haustrunk, wie ers in der Mark gelernt hatte. Als aber ſeine Nachbarn und Freunde davon koſteten, ſchmeckte er ihnen ſo gut, daß ſie ihn baten: er möchte es ihre Weiber auch lehren. Dieß that er, und ſo bekamen die Leute zu Meyersberg einen guten Trunk ins Haus, den ſie von ihrer eignen Gerſte bereiteten. Sie tragen nun ihr Geld nicht mehr in die benachbarten Wirthshäuſer, ſondern bleiben hübſch daheim und laben ſich mit ihren lieben Weibern und Kindern

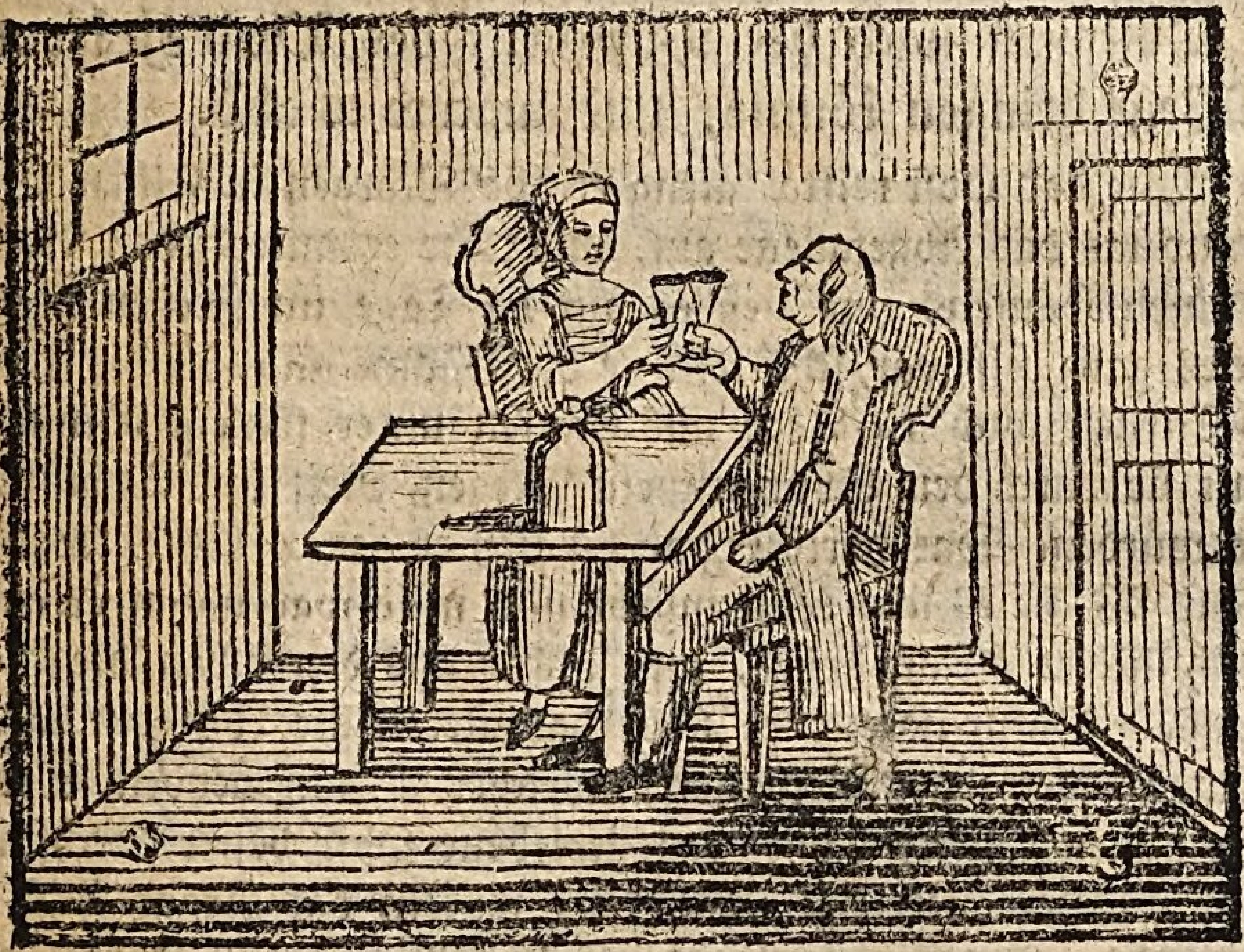
an dem Getränke, und danken Gott und dem **Nickel Rode** dafür, bis auf den heutigen Tag. Dieſes Getränk, welches ſie **Brodbier** heiſſen, machen ſie auf folgende Art.

"Sie kneten geſchrotenes Malz mit ein wenig grobem Roggenmehl und Kleye, wozu kaltes Waſſer gegoſſen wird, zuſammen, und machen kleine 3 bis 4 Pfund ſchwere Brode daraus. Mehl nehmen ſie nur ſo viel dazu, daß der Teig zuſammen hält: auch wird ein wenig Hopfen, klein zerrieben, mit hinein geknetet. Der Teig darf nicht aufgehen: ſondern die Brode werden gleich in den Backofen geſchoben, wenn ſie fertig ſind. Sie richten es aber ſo ein, daß ſie die Malzbrode machen, wenn ſie eben ordentliches Brod gebacken haben. Wenn dieſes heraus kommt, ſchieben ſie dieſelbe hinein. Wenigſtens einige dieſer Malzbrode müſſen eine ſchwarze etwas angebrannte Rinde bekommen: daher die Stelle, wo die Kohlen beym Streichen des Brodes gelegen haben, abgeräumt, und einige Malzbrode darauf geſchoben werden. Während des Backens ſetzt nun die Hausmutter den Brauſtänder oder Bottig (Kufe) zurecht und füllt ihn mit abgekochtem und wieder verſchlagenem Waſſer. Darauf werden die Malzbrode, wenn ſie gahr und braun gebacken ſind, aus dem Ofen gezogen, und ſogleich, ehe ſie erkalten, in Stücken etwa einer Wallnuß groß, auch noch größer zerbrochen und noch ganz heiß in den Ständer geſchüttet. Dieſer wird zugedeckt und bleibt zwey bis drey Stunden ſtehen. Alsdann wird die Würze abgezapft, in einen Zober (Trog, Kübel) gethan, mit Hefen (Bärme) angeſtellt, und wenn die Gährung geſchehen iſt, ſo wie gewöhnliches Bier gefaſſet: da es dann bald klar wird und getrunken werden kann. Zieht man es vom Faſſe auf Flaſchen, ſo wird es deſto beſſer. Auch nehmen einige, ſtatt der Kleye, das Kaff, (Abgang, Spreu) von geſtampſten Hirſen unter die Malzbrode, welches dem Getränke einen angenehm ſcharfen Geſchmack geben ſoll. Andere mengen den Hopfen nicht unter den Malzteig, ſondern kochen ihn beſonders und ſchütten ihn unter die Würze in den Stellbottig. Das Malz dörren ſie an der Luft und röſten beym Backen ein Paar Schaufeln voll im Ofen, um damit ihr Getränk zu färben, daß es ausſieht, wie Bier. Dieſes Getränk von Malzbrod iſt viel nahrhafter und geſünder, als **Layer** oder **Lauer**, welches arme Bauern und Weingärtner in Franken und am Rhein von den gepreßten Weintreſtern

kestern] durch zugeſchüttetes Waſſer bereiten. Die Beſchreibung zeigt aber, daß es ſich nur für arme und kleine Dörfer ſchickt, und für ſolche, wo jeder Einwohner ſeinen eignen Backofen hat. Und man ſieht daraus, daß die eignen Backöfen, neben der Gefahr, doch auch ihr Gutes haben, ſo wie die meiſten Dinge in der Welt, und daß man ſie nur da abzuſchaffen braucht, wo wirkliche Feuersgefahr dabey iſt.

11.

Wie der Schuſter Niklas Rode zu Meyersberg ſeinen Keller mit Wein verſehen, ohne einen Weinberg zu haben.



Man kann aus manchen ſchlechten Sachen
Durch Fleiß und Kunſt ein Labſal machen.
Doch biſt du ungeſchickt und faul:
So nimm vorlieb und wiſch das Maul!

Bey Meyersberg gab es viele Obſtbäume, und oft gute Obſtjahre: aber die Leute wußten weiter nichts damit zu machen, als daß ſie das Obſt roh oder getrocknet aßen, und einen Theil davon verkauften. In einigen benachbarten Dörfern wurde zwar auch Eſſig aus dem Obſt gemacht: aber er war ſehr ſchlecht, und

hielt ſich nicht lang; weil die Leute nicht recht damit umzugehen wußten. Nun las der Schuſter Niklas Rode des Sonntags manchmahl Bücher, die ihm ein Bekannter im nächſten Städtchen lieh, und vornehmlich ein Buch, der **Volkslehrer** genannt, welches Landleuten nützlich zu leſen iſt. In dieſem ſteht im 9ten Stück des erſten Jahrgangs deutlich beſchrieben: wie man aus Aepfeln und Birnen guten Wein machen kann. Meiſter Nickel war nun nicht von den Leuten, welche wohl leſen und hören, aber nicht darnach thun: ſondern er verſuchte es ſogleich den nächſten Herbſt, ob er den Obſtwein nach der Vorſchrift des **Volkslehrers** zu Wege bringen könnte, und machte es alſo.

"Wie das Obſt reifte, gieng er alle Morgen in ſeinen Garten und las das Abgefallene auf, und legte es unter jeden Baum auf einen Haufen, und ließ es auf 14 Tage im Freyen liegen. Wie es ganz reif war, ſchüttelte er die Bäume und ließ die Aepfel und Birnen auch 14 Tage auf Haufen unter freyem Himmel: damit ſie durch den Sonnenſchein, Regen, Reif und Thau recht mild würden. Das harte Spätobſt ließ er gar 4 bis 6 Wochen liegen. Wenn es nun recht mürbe und mild war, nahm er einen gewöhnlichen Krautshobel, und nahm aus demſelben die Eiſen heraus. Dafür nagelte er über das viereckigte Loch ein darauf paſſendes blechernes Reibeiſen, welches er auf beyden Seiten hatte hauen laſſen, damit das geriebene Obſt beſſer durchfallen könnte. Das viereckigte Käſtchen, worein das Kraut ſonſt gethan wird, ſetzte er wieder darauf, füllte es voll Aepfel oder Birnen, und legte dann ein kleines Brettchen darauf, zum Niederdrücken. So wurde er mit dem Reiben, welches beſſer iſt, geſchwinder fertig, als wenn ers geſtampft hätte. Den geriebenen Brey ließ er nun nicht lange in dem Zuber ſtehen: ſondern er hatte die Kelter oder Preſſe ſchon des Tags vorher tüchtig gereinigt und zurecht geſtellt. Nun legte er in dieſelbe erſt eine Lage reines Stroh, ſo daß das Stroh rund herum längs der Kelter in die Höhe ſtand. Darauf ſchüttete er ein Paar Zoll hoch geriebenes Obſt, bog das aufſtehende Stroh einwärts darüber her und legte eine neue Lage Stroh darauf. Auf dieſe wieder ein Paar Zoll dick Obſtbrey und das Stroh wieder eingebogen, und ſo fort, bis die Kelter voll war. Dann

legte er die Bretter und Klötzer darauf und kelterte ganz langſam nach und nach, daß der Saft hübſch Zeit hatte, heraus zu laufen. Auch preßte er den Saft nicht ganz rein heraus: ſondern gegen das Ende zu, da er bittrer wurde, ſetzte er ein anderes Gefäß unter, machte die Kelter los und goß ein wenig Waſſer zu. Dieſes gab eine geringere Sorte von Wein, zum täglichen Trunk für den Durſt. Den ausgekelterten Saft von beyden Sorten goß er nun, jeden beſonders, in eine große ſehr rein gebähte Butte, und zwar durch ein Sieb von Beuteltuch, oder ſonſt ein grobes locker gewebtes leinenes oder hänfenes Lacken (Tuch). Darinne blieben alle kleine Stückchen Stroh und die Obſtkrümchen, welche mit hineingekommen waren, zurück. In der Butte ließ er nun den Saft einen Tag ſtehen, bis ein Schaum auf demſelben hervor kam, und dieſer Schaum etwa eines Fingers dick ward. Nun zapfte er den Wein von der Butte auf kleine wohl ausgeſpühlte und ausgebähte Fäſſerchen. Das Zapfenloch in der Butte hatte er nicht zu nahe am Boden gebohrt: damit die Grundhefen zurück bliebe, welche den Wein verdirbt, wenn ſie mit ins Faß kommt.

Die Fäßchen brachte er nun in den Keller, füllte ſie ganz voll und ſah richtig alle Tage einmahl gegen Abend nach dem offen gelaſſenen Spundloche. Hatte ſich da wieder Schaum angeſetzt, ſo nahm er ihn herunter. Auch nahm er ein wenig Wein mit einem Heber heraus in ein reines Glas, und ſah, ob er hell und klar würde. Wenn dieſes in 4 oder 5 Tagen geſchah: ſo zapfte er ihn in ein reines wohl ausgebranntes Faß, und verſpündete es. Was noch nicht klar war, zapfte er gleichwohl den 5ten Tag in ein anderes Faß, ſah wieder alle Tage darnach, ob es hell wäre, und ſchäumte es, wenn es nöthig war. Manches Faß mußte er zum drittenmahl abſtechen, eh es klar wurde. Dieſes füllte er aber wieder ins erſte, nachdem er es gereinigt und ausgebrannt hatte. Wie nun aller Wein in den kleinen Fäßchen gut war: ſo füllte er ihn zuſammen auf zwey größere Lagerfäßer, und ſah darauf, daß ſie immer ganz voll blieben; denn ſonſt verdirbt der Wein.

In der Vorſchrift des Volkslehrers ſtand auch noch folgendes von den Fäſſern.

"Das beſte Mittel, Fäſſer rein zu halten, iſt, daß man ſie immer wohl zugemacht läßt. Will man ſie brauchen, ſo bäht man ſie mit heißem Waſſer recht aus: aber nicht eher, bis man den Obſtwein ſogleich darein zapfen will. Neuen Fäſſern benimmt

man den Holzgeſchmack auf die Art: man bäht die Fäſſer recht aus, gießt das Waſſer ſogleich weg, und ſchüttet ein Paar Maaß Obſtweinhefen hin. Dieſe läßt man zweymal 24 Stunden darin und dreht das Faß oft herum, daß die Hefen überall hinkommen; alsdann bäht man es noch einmahl.

Das Ausbrennen, wovon der Wein einen angenehmen Geſchmack und Geruch bekommt, macht man ſo. Man nimmt 4 Loth ganzen Schwefel, 1 Loth gebrannten Alaun und 2 Loth Hefenbrandtwein. Dies thut man zuſammen in einen irdenen Topf und hält ihn über Kohlfeuer, bis der Schwefel ſchmelzt und fließt; es darf aber ja keine Flamme hinein ſchlagen. Alsdann tunkt man kleine Stückchen neue Leinwand hinein, beſprengt ſie alsbald, wenn ſie noch feucht ſind, mit einem Pulver, welches aus Muscatenblüthen oder Muskatennüſſen, Gewürznägelchen und Coriander gemacht iſt. Hierauf dreht man die Fäſſer, welche gefüllt werden ſollen, ſo, daß das Spundloch faſt unten kommt; nimmt darauf ein ſolches Läppchen, hält es unter das Spundloch, zündet es mit einem Licht an und läßt es in das Faß flammen und rauchen. Nur darf kein Funke und keine Kohle ins Faß kommen. Sobald das Läppchen ausgebrannt iſt, ſpündet man das Faß zu und läßt es 24 Stunden liegen. Alsdann bringt man den Obſtwein hinein.

Alles dieſes beobachtete Nikolaus Rode mit großer Sorgfalt, und bekam dadurch 6 Eimer Wein, wovon er 2 für ſich behielt, um ſich an Sonn- und Feſttagen zu laben: 4 Eimer verkaufte er an einen Gaſtwirth um 4 Thaler den Eimer; daß er alſo 16 Thaler baar Geld daraus löſte. Das nächſte Jahr, da es beſonders viel Birnen gab, machte er noch eine andre Probe, die er aus dem Volkslehrer gelernt hatte. Er nahm gute Birnen, rieb und kelterte ſie, wie oben beſchrieben worden, und ließ den Saft in einem Keſſel zum dritten Theil einkochen. Dann brachte er ihn noch milchwarm in ein rein gebähtes Fäßchen, wo er bald klar wurde; worauf er ihn auf ein mit Schwefelläppchen ausgebranntes Faß brachte. Dieß wurde ein Wein, ſo köſtlich, wie der griechiſche, davon vornehme Herren das Maaß mit 1 Gulden und drüber bezahlen.

Einen Theil des Saftes kochte er ganz dick zu einer Lattwerge oder Mus, die er mit Brod verſpeiſte, auch ſtatt des Zuckers oder Honigs an Bierſuppen that.

Auf ſolche Art hatte **Rode** großen Nutzen und Vergnügen von ſeinem Obſt, und ſeine Nachbarn thatens ihm nach, wie mit dem **Brodbier:** ſo daß die **Meyersberger** ſich bey fleißiger Arbeit und Redlichkeit mehr zu gut thaten, als ihre Nachbarn in größern und reichern Dörfern. Dabey hatte das **Brodbier** und der **Obſtwein** für ſie auch den Nutzen, daß keinem einfiel, Caffee zu trinken: ſondern daß ſie das Geld, welches manche Bauersleute für dieſes ſchädliche Geſöff in die Stadt tragen, in ihrem Beutel behielten. So gut iſt es, über alles nachzuſinnen, wie es **beſſer** zu benutzen ſey.

12.

Vom Eſſig und deſſen groſſen Nutzen.

Den Geldſack, den Brodſchrank und Eſſigkrug
Laß niemahls leer! — ſagt Nachbar Klug!

Unter den Dingen, deren Gebrauch und Nutzen manche Bauersleute noch nicht recht wiſſen, iſt auch der Eſſig. Dieſer dient nicht allein zu vielerley Speiſen und zur Bewahrung des Fleiſches, daß es nicht fault; wenn man es in Eſſig legt, oder einen in Eſſig getauchten Lappen darum wickelt: ſondern er iſt auch ein gar vortrefliches Mittel, die Geſundheit bey Menſchen und Vieh zu erhalten. Ein paar Löffel voll guter Eſſig, in ein Maaß Waſſer gegoſſen, giebt das beſte kühlende Getränk, ſich bey großer Hitze damit zu erfriſchen und zu ſtärken. Ein Trunk ſcharfen Weineſſigs ſchützt bey großer Kälte den Wandersmann vor dem Erfrieren. In bößartigen Krankheiten iſt der Eſſig ein gutes Schweißtreibendes Mittel. Es dient wider viele

giftige Sachen. Warm im Munde gehalten, vertreibt er oft die Zahnſchmerzen. Wenn man ſich in die Finger ſchneidet oder ſonſt verwundet, muß man nur ſogleich das verletzte Glied in Eſſig halten, oder die Wunde mit Eſſig auswaſchen, und in Eſſig getauchte Tücher darauf legen: ſo hört es bald auf zu bluten und heilt bald, ohne zu ſchwären. In Ohnmachten, die von Blutflüſſen, oder hitzigen Fiebern entſtehen, auch bey Schlagflüſſen dient Eſſig vor die Naſſe gehalten und an die Schläfe oder Dünnige geſtrichen, dazu, daß der Kranke wieder zu ſich ſelbſt kommt. Bey anſteckenden Krankheiten ſpritzt man Eſſig auf glühende Kohlen, oder auf einen heißen Stein, daß es dampfet: ſo verwahrt der Dampf die Leute, welche um einen Kranken ſind, vor dem Anſtecken. Beſonders gute Dienſte thut er auf ſolche Art, wenn die Kinder-Blattern oder die Ruhr graßiren: da muß man des Tags drey bis viermal die Stuben und Kammern mit Eſſig durchräuchern und die Fußböden damit beſprengen. Wider das Ohrenbrauſen iſt es gut, den Dunſt von heiß gemachten Eſſig in das Ohr gehen zu laſſen; indem man das Ohr über den Topf hält und ein Tuch über den Kopf und den Topf her hängt, daß der Dunſt beyſammen bleibt. Böſe Dünſte in einem Hauſe und gefährliche Gerüche, als von friſchem Kalk und dergleichen, ſind auch am beſten durch ſolchen Eſſig-Dampf zu vertreiben.

Alles dieſes und noch viel mehr Dienſte leiſtet der Eſſig: nähmlich guter Weineſſig, oder Obſt- oder Bier-Eſſig, welcher eben ſo ſcharf, hell und klar iſt, wie der beſte Weineſſig.

Es wäre alſo eine ſchlechte Hausmutter, die nicht immer auf einen Vorrath von gutem Eſſig halten wollte, und die ihn nicht zu machen verſtünde. Wenn

alſo eine iſt, die es noch nicht kann, ſo lerne ſie es nach folgender Vorſchrift.

Bey allem Eſſig, es ſey Wein- Bier- Obſt- Möhren- Syrup- Honig- oder Zucker-Eſſig, kommt es vornehmlich auf zwey Stücke an: auf die Eſſigmutter und auf die Wärme. Die Eſſigmutter iſt das Mittel, welches die ſaure Gährung, durch welche der Eſſig entſteht, hervorbringt, und die Wärme unterhält dieſe Gährung. Zur Eſſigmutter nimmt man friſchgebackene oder geröſtete Brodrinde, weicht ſie in recht ſcharfen Eſſig, läßt ſie wieder trocken werden und wiederholt dieſes drey bis vier mahl. Dieſe Rinden thut man in das Gefäß, worin der Eſſig angeſtellt werden ſoll. Es iſt auch gut, wenn das Gefäß vorher mit ſcharfem Eſſig ausgeſpühlt und durchſäuert wird. Darein gießt man nun den verdorbenen Wein, oder das Bier, welches Eſſig werden ſoll. Man muß aber beydes vorher aufſieden und wieder abkühlen laſſen. In das Bier wirft man vorher glühende Kohlen, oder läßt glühendes Eiſen darin abkühlen, wodurch ihm die Bitterkeit und der Hopfengeſchmack benommen wird. Die ausgelöſchten Kohlen aber nimmt man wieder heraus. Das Gefäß ſetzt man nun in eine mäßige Wärme und rüttelt es täglich etlichemahl um, bis der Eſſig ſauer genug iſt. Je heller das Bier oder der Wein aufgegoſſen wird: deſto beſſer wird der Eſſig. Iſt er ſauer und ſcharf genug: ſo zieht man ihn klar von dem Gefäß ab in gläſerne oder irdene Flaſchen und verwahrt ſie wohl, mit Korkſtöpſeln verſtopft, im Keller. Einen Theil läßt man mit der Eſſigmutter in dem Gefäß, und dieſes bleibt an einem warmen Orte ſtehen. Wenn man nun immer wieder ſo viel abgekochtes Bier, Wein oder auch nur Regenwaſſer nachfüllt, als man Eſſig davon nimmt: ſo geht der Eſſig im Hauſe niemahls aus, und die Hausmutter kann manchen Pfennig von

ihren Nachbarinnen daraus löſen. Man kann auf eben dieſe Art aus den ſchlechteſten, ſauren und ſchon halb verfaulten Aepfeln und Birnen einen guten Eſſig bereiten, wenn man den ausgepreßten Saft rein ausgähren läßt, bis er klar geworden, und ihn dann in Fäſſern, welche wohl mit ſcharfem Eſſig ausgeſpühlt ſind, mit einer Eſſigmutter ordentlich anſtellet, wie oben geſagt worden. So kann man auch Eſſig aus Malz machen; indem man halb Gerſtenmalz und halb Waitzenmalz ohne Hopfen brauet, das Bier ausgähren läßt, und dann zum Eſſig anſtellet. Eben dieſes kann auch geſchehen, wenn man unter 8 Theile Waſſer Einen Theil Möhrenſaft gießt, ſolches in einem weiten Keſſel bey gelindem Feuer ſieden läßt, und es abſchäumt, bis es anfängt klar zu werden. Dieſes läßt man erkalten, und in einem reinen Faſſe vergähren, wie den Obſtwein: alsdann ſtellt man es zum Eſſig an. Ueberhaupt iſt aber bey allem Eſſig noch zu merken, daß die Gefäße, die man dazu braucht, recht rein ſeyn müſſen, und daß man ihn weder in kupfernen, zinnernen, bleyernen, noch inwendig glaſurten irdenen Geſchirren machen oder verwahren darf: weil in ſolchen giftige Theile ſind, welche der Eſſig auflöſet und dadurch ſehr gefährlich wird.

13.

Wie eine geſchickte, reinliche und ordentliche Hausfrau viel dazu hilft, daß ihre Leute geſund bleiben und ein hohes Alter erlangen.

Iß und trink mit Mäßigkeit!
Wach und ſchlaf zu rechter Zeit!
Reinlich ſey in allen Sachen!
Dieß wird recht geſund dich machen.

Es kommt in der Welt gar viel darauf an, wie man eine Sache angreift und damit umgehet. Die beſten Dinge verderben in ungeſchickten Händen, und die ſchlechteſten werden oft von klugen und verſtändigen Leuten zu großem Nutzen oder Vergnügen angewendet. So iſt es auch mit dem Eſſen und Trinken: dieſelben Speiſen und Getränke nutzen oder ſchaden der Geſundheit, und ſchmecken gut oder ſchlecht; je nachdem ſie zubereitet werden, wie folgende Geſchichte lehret.

In Frankſtätt wohnten zwey Brüder, Andres, und Thomas Zaunemann genannt. Dieſe hatten ſich in ihr väterliches Erbe getheilt, und jeder hatte zwey und eine halbe Hufe (75 Morgen) Land bekommen. Beyde hatten auch mit ihren Weibern eine Hufe (30 Morgen) erfreyt: ſo daß ſie recht gut leben konnten. Beyde waren fleißige Leute, hielten etwas auf ihr Vieh, zahlten ihre Steuern und Gaben zu rechter Zeit, und ihre Wirthſchaft gieng gut von ſtatten. Nur waren Andres und ſeine Frau und Kinder faſt immer ſchwächlich, und hatten bald dieß, bald das an ihrem Leibe; ſtarben auch in ihren beſten Jahren. Dagegen Thomas und ſeine Leute immer geſund blieben, und ſehr alt wurden: ſo daß ſie zuletzt das ganze Gut zuſammen erbten. Und das kam blos daher, daß die Thomſen beſſer wußte,

wie man durch Vorſicht beym Eſſen und Trinken, und durch Ordnung und Reinlichkeit im Hausweſen die Geſundheit erhält und ſtärket. Sie richtete nähmlich ihre Sachen folgendermaßen ein.

Fleiſch kochte ſie niemals an dem Tage, da es friſch geſchlachtet war: ſondern ſie ließ das Rindfleiſch und Schweinefleiſch im Sommer 2 oder 3 Tage und im Winter 5 bis 6 Tage alt werden; Schöpſenfleiſch und Kalbfleiſch aber im Sommer 2 und im Winter 4 Tage, und zum Braten noch etliche Tage älter. Dadurch wurde es mürber, und bekam dem Magen beſſer. Sie ließ es aber im Sommer nicht für die Fliegen und Mücken offen liegen: ſondern verwahrte es wohl, oder legte es in Eſſig, Bier, oder ſaure Milch. Auch wäſſerte ſie alles Fleiſchwerk vor dem Kochen recht ſauber aus. Die Braten klopfte ſie mit einem reinlichen Holze tüchtig durch, ehe ſie ans Feuer kamen: da brauchte ſie weniger Holz und es ſchmeckte beſſer, blieb auch nicht zwiſchen den Zähnen hängen. Fleiſch von ungeſundem oder krepirtem Vieh, oder ſchwarz gewordenes Pöckelfleiſch, (Sulzfleiſch,) auch verdorbenes und madigtes Geräuchertes durfte nicht in ihre Küche kommen.

Alles Gemüſe wuſch ſie ganz rein ab, und brühte es, daß es weniger blähen ſollte. War der grüne Kohl im Sommer mit Honigthau überzogen: ſo weichte ſie ihn etliche Stunden in Waſſer ein; damit ſich das ſchädliche Zeug los wuſch. Was vom Ungeziefer zerfreſſen war, gab ſie den Schweinen. Gurken, (Kümmerlinge) welche vom Mehlthau weiß und verdorben waren, ſetzte ſie ihren Leuten auch nicht vor. Dürre Erbſen und Bohnen weichte ſie den Tag zuvor in kaltes Waſſer, und goß etlichemal friſches Waſſer auf. Desgleichen ſetzte ſie Erbſen, Bohnen, Linſen, Stockfiſch und alles zähe Fleiſch allezeit mit kaltem, aber grüne Gewächſe und junges ſaftiges Fleiſch mit ſiedendem Waſſer zu.

Dann

Dann ließ ſie alles gahr, aber nicht zu lange kochen, daß es auch Saft und Kraft behielt. Ihr weiß Kraut und Sauerkraut durfte nicht von allzulangem Kochen roth werden. Den Brey machte ſie lieber zu dünn, als zu ſteif. Klöſe oder Knötel wußte ſie recht locker zu machen: weil ſie eben die rechte Zeit im Kochen traf; nicht zu lang und nicht zu wenig. An Salz ließ ſie es nirgends fehlen: am wenigſten beym Fleiſchwerk, beym Einſalzen und bey Fiſchen.

Sie ſah auch darauf, daß ſie oft abwechſelte mit dem Eſſen und nicht einerley Speiſe vielmahl nach einander auf den Tiſch brachte; damit ihre Leute deſto mehr Luſt zum Eſſen hätten. So wußte ſie aus den Kartoffeln (Potacken) wohl zehnerley Gerichte zu machen. Milchſpeiſen gab ſie weniger, als andere Weiber im Dorfe. Dafür ſchafte ſie von dem aus der Butter gelöſten Gelde deſto öfter friſches Fleiſch an. Sie kochte aber nicht eben an Sonn- und Feſttagen Fleiſch: ſondern lieber an ſolchen Tagen, wo es die meiſte und ſchwerſte Arbeit gab. Von getrocknetem Obſt hielt ſie immer auf etliche Jahre Vorrath, und kochte alle Woche ein oder zweymal davon.

Das Brodbacken verſtand ſie ſo gut, wie Meiſter Conrad in Zückertshofen. Auch ſchnitt ſie das Brod niemahls denſelben Tag an, da es aus dem Ofen kam: ſondern erſt den folgenden. Kuchen (Küchlein) buck ſie nur an den hohen Feſttagen, und ließ niemand viel auf einmahl davon eſſen. Ihre Leute machten ſich auch nicht viel daraus: weil ſie immer gutes Brod und andere gute Speiſen hätten. Ob nun gleich andere Weiber im Dorfe ſich durch die Geſchicklichkeit, leckerhaftes Backwerk zu machen, recht vor einander hervor zu thun ſuchten: ſo kehrte ſich die Thomſen doch nicht daran. Sie wußte, daß die fetteſten Kuchen eben die ungeſundeſten ſind; beſonders für Weibsleute und Kinder: und wenn ſie nachrechnete, wie viel ſie Jahr aus Jahr

ein

ein Butter verkaufte, ſo kam bey ihr noch einmahl ſo viel auf eine Kuh, als bey den Kuchenbäckerinnen. Ihre Kinder ließ ſie in den erſten Jahren kein Fett, keine harten Klöſe, auch keine dicken Breye eſſen, und ſtopfte ſie nicht zu voll. Denn ſie wußte, daß ſie davon dicke Bäuche und Köpfe bekommen; da denn manche unwiſſende Leute meynen, ſie wären behext oder ausgetauſcht. Sonſt hielt ſie auch gute Ordnung in den Mahlzeiten, daß jedes ſein Frühſtück, Mittagseſſen und Abendbrod immer zu rechter Zeit bekam. Den Kindern gab ſie aber lieber oft und wenig als zu viel auf einmahl. Und eben ſo gute Ordnung hielt ſie im Wachen und Schlafen, und in der Arbeit und Ruhe. Morgenſtunde hat Gold im Munde, war ihr Sprichwort: aber des Abends konnte auch jedes zu rechter Zeit ins Bett kommen; weil alle Geſchäfte ordentlich eingetheilt waren.

Saures und hefiges Getränke kam bey der Thomſen auch nicht auf den Tiſch. Wenn ja etwas verdorben war, gab ſies lieber den Schweinen unters Futter, als daß ſie es ihren lieben Mann und ihre Kinder hätte trinken laſſen, und ihnen Bauchgrimmen damit machen ſollen. Guten Obſt-Eſſig und etwas Honig hatte ſie immer in Vorrath. Wenn es nun viel zu thun gab, daß die Leute über ihre Kräfte arbeiten mußten: ſo nöthigte ſie dieſelben, viel Waſſer zu trinken, in welches auf das Maaß ein Spitzglas guter Weineſſig oder Obſteſſig mit einem Löffel voll Honig gemiſcht war. Dieſes Getränk giebt eine angenehme Kühlung und erhält die Kräfte. Hatte ſie Buttermilch: ſo gab ſie ſolche ihrem Manne und den Kindern, die am ſtärkſten arbeiten mußten. Sie warnte aber ihre Leute oft, daß ſie ja nicht auf die Hitze trinken möchten, weder Waſſer noch kaltes Bier. Der einfältigſte Knecht, ſagte ſie oft, verwehrt es ja den Pferden, daß ſie nicht ſaufen, wenn

ſie

ſie erhitzt ſind, weil er weiß, daß es ihnen tödtlich ſeyn kann; da die Pferde doch eine viel ſtärkere Natur haben, als der Menſch. Und euer Leben muß euch doch noch lieber ſeyn, als euer Pferd! —

Eben ſo vermahnte ſie die Kinder von Jugend auf, wenn es ihnen ſehr heiß wäre und ſie ſtark ſchwitzten, nicht an einem ſehr kühlen oder feuchten Orte auszuruhen. Denn dadurch wird der Schweiß zurück getrieben und dieſes verurſacht allerhand Flüſſe und oft die ſchlimmſten hitzigen Krankheiten. Auch mußten ihre Leute, wenn ſie bey der Arbeit die Kleider ausgezogen hatten, ſolche des Abends auf dem Heimwege wieder ordentlich anhaben, um ſich nicht zu erkälten. Die Kinder mußten ſich in der Woche zwey, drey mahl mit kaltem Waſſer am ganzen Leibe waſchen, Sommers und Winters, und alle Morgen die Hände und das Geſicht, und auch hinter den Ohren, im Nacken und auf der Bruſt. Die Köpfe ließ ſie ihnen nicht warm halten, und ſie durften in der größten Kälte keine Pelzmützen aufſetzen. Dagegen mußten ſie, wenn ſie vom Regen naß nach Hauſe kamen, allezeit andere Hemden und Strümpfe anziehen. Froren ſie ſchon von der Näſſe: ſo mußten ſie ſich mit laulichtem Waſſer waſchen, oder die Füſſe in ein laulichtes Bad ſetzen; wenn nur dieſe erkältet waren.

Weil die Reinlichkeit in der Wäſche und Kleidung auch gar viel zur Geſundheit hilft: ſo gab die Thomſen ihren Leuten alle Sonntage friſche Hemden und Strümpfe und Handtücher (Handzwehlen) und legte ein friſches Tiſchtuch auf. Die Bettüberzüge (Bettwäſche) wechſelte ſie alle 4 bis 6 Wochen.

Alles Geſchirr in der Küche und im Keller hielt ſie eben ſo rein, als den Leib. Denn ſie wußte, daß in einem unreinen Faſſe das beſte Getränke verdirbt, und daß den Menſchen nicht aller Unrath wohlbekömmt, wie den Schweinen. Ihre Stube und Kammern wur-

den gefegt, ſo oft ſie ſchmutzig waren, und mußten immer ganz trocken ſeyn und friſche Luft haben. Hatte ſie im Winter ja etwas darinne zu verrichten, wobey es Feuchtigkeiten und Dünſte gab, als Futter fürs Vieh zurecht zu machen und dergleichen: ſo mußten alle Pfützen aufgewiſcht und hernach die Fenſter eine Weile aufgemacht, und die Stube mit Wachholderbeeren ausgeräuchert werden; damit ſie und ihre Leute nicht die garſtige feuchte Luft einzuſchlucken brauchten. Sie ruhte auch nicht eher, bis ihr Mann den Höllhafen, (Ofenhafen,) welcher ſonſt in der Stube war, auſſen in der Küche in dem Ofen anbringen ließ; damit der Dunſt, der aus dem Waſſer aufſteigt, nicht in die Stube gienge. Denn davon werden die Menſchen geſchwollen und bekommen Kopfſchmerzen und Flüſſe. Die Schlafkammer mußte alle Tage, auch im Winter gelüftet, und die Betten zuweilen an die Sonne gebracht und aufgeklopft werden.

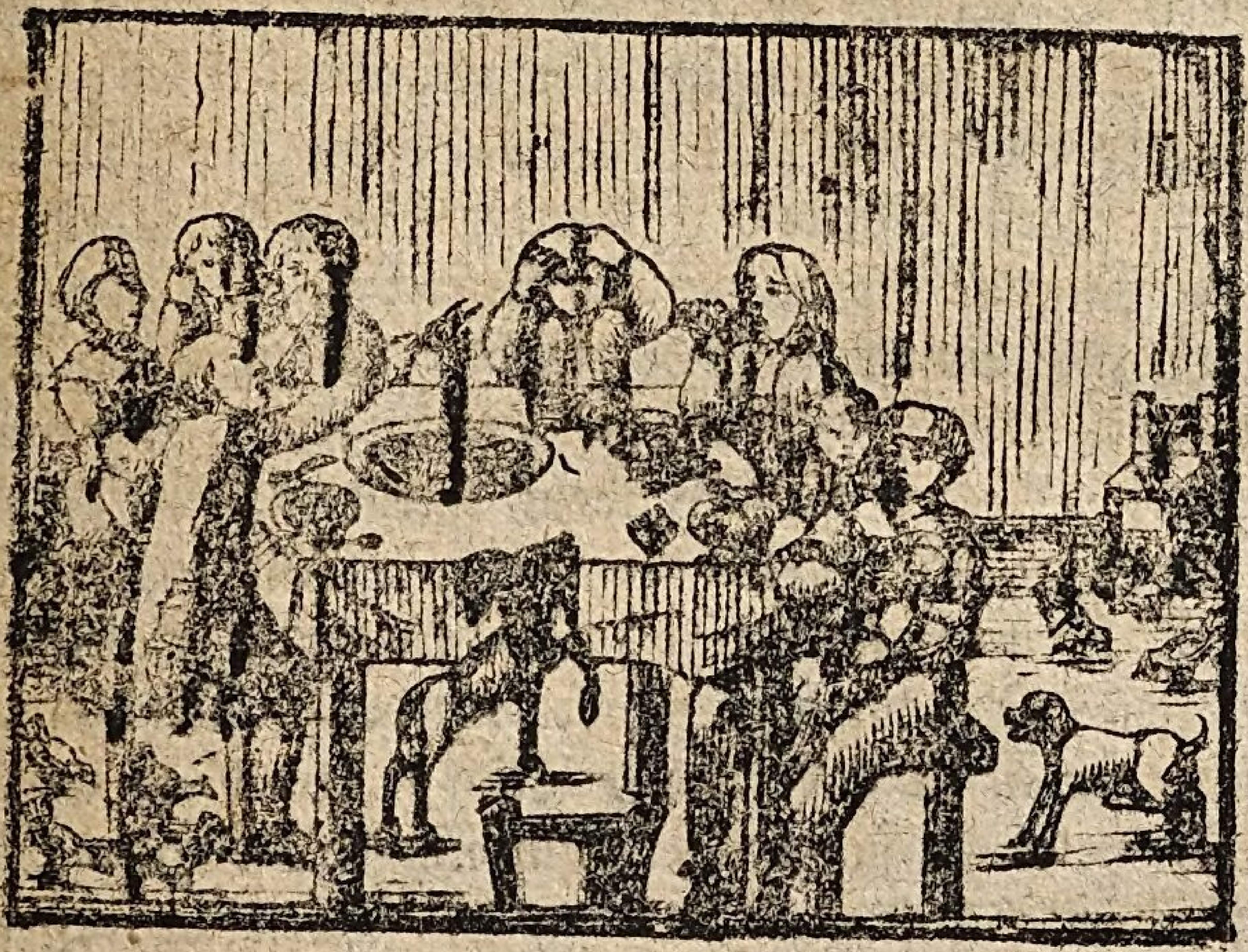
So machte es die Thomſen in allen Stücken, daß ſie überlegte, ob eine Sache geſund oder ſchädlich ſey, und ſich dann darnach richtete: und auf dieſe Art that ſelten jemandem in ihrem Hauſe nur eine Ader wehe. Klagte aber ja eins von ihren Leuten über Leibesſchmerzen, Kopfweh, Hitze und Froſt oder andere Beſchwerden: ſo fieng ſie die Cur damit an, daß ſie ihm kein Fleiſch, keine Fleiſchſuppen, keine Eyer, und ſonſt nichts nahrhaftes oder ſchwer verdauliches zu eſſen gab. Dann folgte ſie den **Geſundheits-Vorſchriften**, welche in Nr. 35. dieſes Büchleins zu leſen ſind.

Durch dieſe gute Einrichtung in allen Stücken geſchah es nun, daß **Thomas Zaunemann** und ſeine Frau und Kinder die große Gabe Gottes, die Geſundheit, immer genoſſen, dabey munter und vergnügt waren, brav arbeiteten und etwas vor ſich bringen konnten, und daß ſie endlich alle ein ſchönes Alter erlangten:

und

und die brave Thomſen hatte alle Tage eine herzliche Freude, wenn ſie ihren Mann mit den Kindern und dem Geſinde alle friſch und geſund am Tiſch ſitzen und recht mit Luſt eſſen ſahe: und dankte Gott dafür, daß er ihr die Gnade gab, die Speiſe für Menſchen ſo lieblich zuzurichten, wie er das Gras für das Vieh und das Geſäme und Gewürme für die Vögelein bereitet.

14.
Wie bey einer ungeſchickten, ſäuiſchen und unordentlichen Hausfrau immer alles kränkelt und elend iſt.



Mädchen, ſoll ich dich noch freyn?
Mußt nicht dumm, nicht ſäuiſch ſeyn!
Will dich ja zu meiner Frau,
Nicht zur Kuh und nicht zur Sau.

Wenn Andreas Zaunemann des Morgens an den Acker zog, lag ſeine Frau mit den Kindern oft noch in den Federn. Nun wurde Caffee gekocht und

dem Manne ein Topf voll aufs Feld nachgeſchickt. Dieſes warme Geſchlampe machte ihm den Magen ſo ſchlapp, daß hernach das harte Mittagsbrod, oder die halbgahren (halbgequollenen) Erbſen, die er auf den Abend bekam, wie Steine darinne liegen blieben. Ueber dem langen Schlafen und dem Caffee-Geſöff vertrödelte die Frau auch oft ſo viele Zeit, daß die Leute, wenn ſie vom Felde kamen und hungrig waren, noch lange auf das Bischen Eſſen warten mußten. Da ſchluckten ſie es hernach ſo gierig wie die Wölfe hinunter, ohne es ordentlich zu kauen; welches keine guten Säfte in den Leib geben konnte. Denn je langſamer einer kaut, deſto beſſer verdaut er. Dagegen kochte ſie ein andermahl Fleiſch und Gemüſe alles zu einem Brey, daß es weder Saft noch Kraft behielt. Raupen, Schnecken, Fliegen (Mücken) und anderes Ungeziefer brachte ſie im Gemüſe oft mit auf den Tiſch: desgleichen auch Haare, alte Lumpen und dergleichen, daß man vor Ekel nicht eſſen konnte. Auch war es ihr einerley, in der Schüſſel, worin ſie Windeln ausgewaſchen hatte, bald wieder Milchbrey anzurichten. An den Löffeln und Meſſern konnte man oft noch ſehen und ſchmecken, was den Tag zuvor war gegeſſen worden. Die kleinen Kinder nahm ſie mit an den Tiſch, und blieb daran ſitzen, wenn ſie ſich auch verunreinigten, daß der Geſtank allen die Luſt zum eſſen benahm. Sie wollte gern den Ruhm einer guten Wirthin haben und ließ daher nicht gern etwas umkommen. Nun hatten ſie einmahl zur Kirmeß ein Merzſchaf geſchlachtet, davon waren die Kaldaunen (Wänſtlein) den dritten Tag ſchon ziemlich faul und ſtinkend geworden. Sie kochte ſie aber doch, und weil ihre Leute nichts anders hatten, ſchluckten ſie den Unrath hinunter und hoben die Zähne dabey, ſo hoch ſie konnten. Was geſchah? Ein böſes Faulfieber überfiel ſie alle nach einander, und zwey Kinder ſtarben daran.

daran. Nur dem Knechte thats nichts: der hatte einen Magen wie ausgepicht.

Die Käſe mochten noch ſo ſehr verfault, ſcharf, ſtinkend oder voller Würmer ſeyn, ſo ſchmierte die **Andreſen** doch die garſtige Schmiere davon ihren Kindern aufs Brod. Da ſie das Backen auch oft bis auf die letzte Stunde verſchob, ſo fielen die Kinder hernach hungrig über das friſche Brod her, und ſchlangen es ganz heiß hinunter: wovon drey auf einmahl krank wurden, daß ſie den Doktor brauchen mußten. Sie war auch wohl im Stande Buttermilch und Sauerkraut zuſammen auf den Tiſch zu bringen, und einer Magd, die eben vom kalten Fieber aufgeſtanden war, Erbſen, Klöſe (Knötlein) oder andere harte Koſt vorzuſetzen; oder ſauern Salat, wenn die Leute den Durchlauf hatten. Der Brandtwein ſollte dann das ſchlechte Eſſen gut machen und die Flaſche gieng alle Tage am Tiſche herum, wenn ſie auch fettes Fleiſch, Milch, Käſe, Sauerkraut, Hering und dergleichen gegeſſen hatten, womit ſich der Brandtwein im Magen nicht verträgt. Einen guten Tropfen Covent oder Nachbier (Hefenbier) konnte man bey ihr deswegen nicht bekommen, weil ſie die Gefäße nicht rein hielt, und die alte Säure im Faſſe immer das neue Getränk wieder verdarb. Ans Waſchen wurde kaum Sonn- und Feſttags gedacht, und die Hemden behielten die Kinder am Leibe, bis ſie halb verfault waren, ſo daß ſie von Ungeziefer ſtarrten. Der Fußboden in der Stube war meiſtens ſo naß und ſchmutzig, als der Kuhſtall: weil die kleinen Kinder ſich nicht ehrbar darinne hielten, auch oft die Hühner, Schweine und der Ziegenbock, den die Kinder hatten, darinn herum liefen, und niemand aufwiſchte, wenn etwas beſchüttet wurde. Da patſchten ſie nun mit bloßen Füßen in der Brühe herum und steckten doch die Köpfe in dicke Pelzmützen, daß ſie darunter dampf-

 ten.

ten. Im Winter ſtand auch immer ein Sauerkraut-Faß und ein paar Covent-Fäßgen in der Stube, und die Leute ſchluckten den Dunſt davon ein. Die Fenſter und Thüren wurden auch ſorgfältig zugehalten und es wurde dabey ſehr ſtark eingeheizt. Da ſaßen ſie denn meiſtens ohne Oberkleider und giengen aus der Hitze ſo hinaus in die Kälte, daß ſich eins ums andere erkältete.

Dieſe ungeſunde und unordentliche Lebensart war nun Urſache, daß Krätze, Grind, Schnupfen, (Strauchen) Flüſſe und Zahnſchmerzen da wie zu Hauſe waren, und daß alt und jung ausſahen, daß einem davor graute. Andres ſtarb auch in ſeinen beſten Jahren und die Kinder, deren ſie doch ſieben gehabt hatten, erreichten alle nicht das 15te Jahr. Es gieng ihnen nähmlich ſo damit. Das älteſte Mädchen ſtarb im zehnten Jahre an der Schwindſucht. Zwey Kinder ſtarben, wie ſchon geſagt, am Faulfieber von ſtinkenden Kaldaunen (Schaf-Wänſtlein). Eins ſtarb an der Ruhr, und eins an den Kinderblattern: weil ſie entſetzlich einheitzte in der Stube, wo ſie lagen, und ihnen Bier mit Schafdreck abgekocht zu trinken gab. Eins erſtickte im erſten halben Jahre an einem ſogenannten **Zuller**, (Nuller, Schlozer, Sauger, Lappenditz) den es hinunter ſchluckte. Sie hatte nähmlich die üble Gewohnheit, die kleinen Kinder, wenn ſie vor Hunger ſchrien, oder weil ihnen etwas wehe that, mit einem ſolchen Dinge ſchweigen zu machen. Da band ſie gekautes Brod und Syrup oder Möhrenſaft (Gelbrübenſaft) in einen ſchmutzigen Lappen und ſteckte es dem Kinde in den Mund. Durch die Süßigkeit, welche mit dem Brod verſauerte, bekam dann das Kind oft Leibſchneiden und ſchrie noch ärger. Endlich ließ ſie einmahl ein Kind eine ganze Stunde lang mit einem Zuller im Munde allein in der Wiege liegen, und als ſie wieder nach Hauſe kam, war ihm der garſtige

Lappen in den Hals gekommen, und es war jämmerlich daran erſtickt. Dieß waren ſechs Kinder. Das ſiebente, ein Knabe, überlebte ſeinen Vater: ſah aber immer aus, wie der Tod. Endlich begieng die Frau einmahl die Unvorſichtigkeit, daß ſie in einem kupfernen Keſſel, von dem das Zinn herunter war, und der viel Grünſpan angeſetzt hatte, Milch abkochte, und darin erkalten und gar verſauren ließ, ehe ſie dieſelbe aß. Dadurch hatte ſich der giftige Grünſpan in die Milch gezogen, und wie ſie mit ihrer Magd und dem Knaben davon gegeſſen hatte, bekamen ſie entſetzliches Bauchgrimmen, und Mutter und Kind ſtarben nach einander binnen 8 Tagen, unter entſetzlichen Schmerzen. Dieſes wäre ihr nicht widerfahren, wenn ſie den Keſſel vorher recht rein ausgefegt und ausgeſpühlt hätte.

Nun erbten Thomas Zaunemann und ſeine Kinder das Gut: aber an Geld und andern Sachen fanden ſie gar wenig Vorrath. Denn die Andreſen hatte bey ihrem ſchlechten Eſſen doch nichts erworben: indem wegen der Unordnung und des beſtändigen Kränkelns gar viel zu Grunde gegangen war.

15.

Von der Unmäßigkeit.

Speis und Trank ſind Gottes Gaben.
Iß und trink! — das will er haben.
Aber friß und ſauf doch nie!
Biſt ja Menſch und kein Stück Vieh!

Gottfried Klaus lag elendiglich an der Waſſerſucht darnieder. Sein Leib war aufgeſchwollen, wie eine Tonne, und man hatte ihm ſchon 36 Maaß Waſſer abgezapft. Dabey war er ſehr ſchwach und kraftlos. Seine Frau und ſeine Kinder ſtanden um das Bett herum und weinten. Da tröſtete er ſie und ſagte: "liebe Frau und ihr Kinder, vertraut auf Gott, den himmliſchen Vater, der ſorgt gern für Witwen und Waiſen. An ihm habt ihr einen beſſern Vater, als an mir. Seht! da liege ich nun ſeit einem halben Jahre, und bin mir und euch zur Plage. Aber ich fühle, daß es nun bald aus iſt. Betet für mich, daß mich

mich Gott ſtärke in der letzten Stunde!" Da weinten und ſchluchzten die Frau und die Kinder noch mehr. Klaus nahm aber ſeine wenigen Kräfte zuſammen, und ſprach: "Kinder, wollt ihr eurem ſterbenden Vater noch einen Gefallen thun?" Gern alles, lieber Vater, ſchrien ſie, wenn wir euch nur helfen könnten! "Es iſt beſſer, daß ich von der Welt ſcheide, fuhr er fort. Ich möchte nur gern den Troſt mit nehmen, daß ihr brav und gut würdet, und daß es euch wohl gienge und beſſer, als mir. Hört nun, was ich euch noch offenbaren will, Kinder! Ich bin ſelbſt Schuld daran, daß ich jetzt ſterbe, und euch nicht vollends auferziehen kann. Aber Gott wird mirs vergeben. Zu meiner Zeit lernte man in der Schule ſehr wenig von ſolchen Dingen, die dem Menſchen im irdiſchen Leben nütze und gut ſind. Da thaten denn die Kleinen ſo ohne Ueberlegung nach, was ſie von den Großen ſahen; es mochte gut oder böß ſeyn. Da ſah ich nun, daß die großen Burſche auf Hochzeiten, Kindtaufen, Leichtrunk, (Leide-Eſſen), Kirchweihen und andern Schmäuſen ſo viel in ſich hinein fraßen, als ſie nur ſchlucken konnten, und daß unter zehen kaum einer nüchtern blieb, ſo ſoffen ſie Bier und Brandtwein durch einander. Ich dachte, der wäre kein rechter Burſch, der nicht tüchtig ſchlingen könnte. Und ſo gewöhnte ich mir allmählich das unmäßige Freſſen und Saufen ſo an, daß ichs nicht mehr laſſen konnte, und daß ich zuletzt auch bey allen Mahlzeiten mehr hinunter ſchluckte, als der Magen verlangte, und daß ich ſelten ohne Rauſch aus dem Wirthshauſe heim kam. Der barmherzige Gott mag mirs vergeben: ich wußte nicht, was ich that. Nun da ich das halbe Jahr her ſo liege und nachſinne, wie alles gegangen iſt, und weil mich unſer lieber neuer Hr. Caplan und auch der Doctor in der Sache verſtändigt hat: nun weiß ich wohl, was man

man thun muß, wenn man nicht in ſeinen beſten Jahren an der Waſſerſucht ſterben will. Seht, Kinder, es iſt mit dem Menſchen, als wie mit einem Obſtbaume. Dieſer zieht ſeine Nahrungsſäfte durch die Wurzeln aus der Erde. Finden die Wurzeln nicht genug Säfte, die ihm zur Nahrung taugen: ſo vertrocknet er. Pflanzt ihr ihn aber in eine Miſtgrube, ſo wird er ſich überwachſen, wird lauter Blätter, ſtatt der Früchte bringen, und über lang oder kurz gar verderben. Bey dem Menſchen dient nun der Magen ſtatt der Wurzeln. Die Speiſen und Getränke, die man hinein ſchluckt, ſind aber noch kein Nahrungsſaft, der in die Glieder ausfließen und ſie nähren und ſtärken kann: ſondern ſie ſind gleichſam erſt die Erde, aus welcher der Nahrungsſaft ausgezogen wird. Dieſes Ausziehen geſchiehet aber durch einen gewiſſen Saft, welcher der Magenſaft heißt und aus der Galle kommt. Von dieſem Saft iſt bey einem geſunden Menſchen immer nicht mehr und nicht weniger im Magen, als ſo viel, daß er eben genug nahrhafte Theile aus den Speiſen und Getränken abſondern kann. So hat es der weiſe Schöpfer eingerichtet. Wenn nun eine zu große Menge von Speiſe auf eine Mahlzeit in den Magen kommt: ſo kann ſie der Magenſaft nicht überwältigen. Schüttet man aber den Magen voll Getränk, ſo wird der Magenſaft dadurch zu dünne und verliert ſeine Schärfe. Beydes iſt dann Urſache, daß die nahrhaften Theile nicht recht ausgezogen werden können, und daß die Speiſe und das Getränk zwar den Hunger und Durſt ſtillet: aber den Leib und die Glieder nicht dabey nährt und ſtärket. Im Gegentheil kommen faulichte oder zu ſcharſe, oder zu dicke Säfte ins Geblüt: daher dann die meiſten Krankheiten kommen; und man kann gewiß rechnen, daß eher hundert Menſchen von unmäßigen Eſſen und Trinken ſterben, als

einer

einer vor Hunger. Von meiner Waſſerſucht, ſagt der Doctor, iſt eben dieſes die Urſache, daß ich gar zu oft den Magen mit Speiſe und Trank überladen, und dadurch zähe ſchleimichte Säfte bekommen habe, durch welche die zarten Aederchen und Drüſen im Darmfell verſtopft worden ſind. Nun muß ich ſterben, und bin ſelbſt Schuld daran, daß eure Mutter eine Witwe und ihr Waiſen werdet. Der gnädige Gott wird mirs aber nicht zurechnen: weil ich unwiſſend geſündigt habe. Aber ihr Kinder, ihr lernt nun nach der neuen Ordnung in der Schule beſſer, was zur Geſundheit gehört. So verſprecht mir doch, daß ihr auf alles merken und auch darnach thun wollt." Die Kinder reichten ihm die Hände und verſprachen ihm zu gehorchen; er ſolle doch nur nicht ſterben! Klaus lebte aber kaum noch drey Tage, da ſtarb er. Seine Wittwe erzog nun die Kinder vollends zu allem Guten, und erinnerte ſie gar oft an ihres Vaters letzte Reden von der Mäßigkeit, und was er für Schmerzen auf ſeinem langen Krankenlager hätte ausſtehen müſſen. Dieſes nahmen die guten Kinder zu Herzen und aßen niemahls ſo viel, daß ihnen das Eſſen oben an ſtund: ſondern nur bis ihr Hunger geſtillt war; es mochte nun Alltags-Koſt, oder was beſſers ſeyn. Im Trinken richteten ſie ſich genau nach dem Durſte. Wenn ſie aber von andern zum Freſſen und Saufen angereitzt und darüber ausgeſpottet wurden, daß ſie nicht mitmachten: ſo dachten ſie an das Sterbette ihres Vaters, und an den Spruch: **Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.** Denn es iſt Gottes Ordnung, daß man nicht mehr genießen ſoll, als zur Erhaltung des Lebens dient. Sie konnten auf dieſe Art auch den Armen ein größeres Stück geben, als die Freſſer und Säufer, und konnten auf beſſere und nahrhaftere Speiſen halten, als jene. Bey öf-

fent-

fentlichen Schmauſereyen und Luſtbarkeiten waren ſie auch immer vergnügter und fröhlicher als andere; ob ſie gleich eben nicht über laut juchzten und lärmten. Denn ein überladener Magen macht die Leute verdrüßlich und ſchläfrig, und die Völlerey verwandelt das Lachen in Trauren, wenn die garſtigen Vollzapfen ſich mit einander raufen und balgen, daß oft Mord und Todſchlag entſteht. Der liebe Gott, der es gern ſieht, wenn Menſchen fröhlich ſind, und ſeine ſchönen Gaben mit Freuden genießen, hat es daher gar wohl mit uns gemeint, da er geboten hat: ſaufet euch nicht voll Weins, daraus ein unordentlich Weſen folgt, und keine rechte Freude für verſtändige Menſchen. Auch thun weiſe Obrigkeiten recht daran, wenn ſie der Freſſerey und Völlerey Schranken ſetzen: wenn ihre Unterthanen nicht von ſelbſt ſo klug ſind, ein vernünftiges Maaß darinne zu halten.

16.
Vom Brandtwein und deſſen Nutzen und Schaden.

Luſtig gelebt und ſelig geſtorben:
Heißt dem Teufel die Rechnung verdorben!

Dieſen gottloſen Spruch führte Hans Jochen, den man nur Saufjochen nannte, beſtändig im Munde: wenn ihm vernünftige Leute zuredeten, daß er nicht ſo arg ſaufen ſolle. Dieſer Mann war bey guten Mitteln geweſen: kam aber ſo herunter, daß zuletzt ſeine Kinder nackt und blos giengen und Brod bettelten. Und an dieſem Elend war nichts Schuld, als der Brandtwein. Er war aber nach und nach ein ſolcher Saufaus geworden: indem er zuerſt des Morgens mit einem Schlückchen anfieng, dann zwey nahm, dann drey und ſo fort. Der Pfarrherr des Dorfes, ein guter Mann, der mit Jochens Frau und Kindern Mitleiden hatte, gab ſich anfangs viele Mühe, ihn von dem ſchändlichen Laſter des

des Saufens abzubringen. Einmahl ließ er ihn zu ſich kommen und ſtellte ihm recht freundlich vor: daß er ſich doch beſſern, und um des Geſöffs willen, ſich und die Seinigen nicht ins Unglück ſtürzen möchte. "Hört, Jochen ſagte er, der Brandtwein iſt eine Arzeney. Ich habe gar nichts darwider, daß ihr dann und wann ein Schlückchen nehmt, wenn ihr früh bey neblichtem oder feuchtem Wetter ausgehet. Ihr thut aber ſehr übel, daß ihr dieſe Arzeney zu eurem täglichen Trank macht. Dazu iſt ſie viel zu ſcharf und hitzig. Ihr werdet ſelbſt wiſſen, daß euch der Brandtwein die Luſt zum Eſſen benimmt, daß er euch die goldne Ader, Herzklopfen, Zittern der Glieder, und Schwäche des Gedächtniſſes verurſachet. Ich muß euch auch offenherzig ſagen, daß ihr mir lange nicht mehr ſo verſtändig vorkommt, ſeitdem ihr zu viel trinket, als ihr ſonſt waret, und ich fürchte, ihr kommt einmahl gar von Sinnen, wenn ihr ſo fort fahret. Daß eure Sachen den Krebsgang gehen, ſeht ihr ſelbſt! Der Exequirer (Peiniger) kommt euch ja faſt nicht vor der Thür weg. Dazu verſpottet euch das ganze Dorf, und die Kinder rufen Saufjochen hinter euch her, ſo weit ſie euch ſehen können. Denkt nun einmahl zurück: wie euch ſonſt jedermann werth hatte, ehe ihr euch aufs Saufen legtet! Wie eure Wirthſchaft ſo gut vor ſich gieng! Wie euch eure Frau ſo lieb hatte, die nun Tag und Nacht über euch ſeufzet und weinet! Hört Jochen, beſinnt euch! und werdet anders! Jetzt iſt es noch Zeit. Ich will thun was ich kann, euch wieder im Dorfe zu Ehren zu helfen, und euer Schwiegervater will euch unter die Arme greifen, daß ihr auch wieder zu Brod kommt! Nun, lieber Jochen, gebt mir eure Hand! Ihr waret ſonſt ein guter Mann. Faßt euch ein Herz, daß ihr Herr werdet über das ſchändliche und gottloſe Sauf-Laſter!"

So ſprach der liebreiche Herr mit ihm, und Jochen, der dieſen Morgen nüchtern geblieben war, weil er in die Pfarre kommen ſollte, weinte wie ein Kind vor Reue über ſein Vergehen. "Gott vergelts Ihnen, hochwürdiger Herr! Sie ſind mein Engel! Sie retten mich vom Verderben!" Mehr konnte er vor lauter Schluchzen nicht ſagen, und er gieng mit dem feſten Vorſatze weg, keinen Brandtwein weiter zu ſaufen. Wie er heim kam, fiel er ſeiner Frau um den Hals, erzählte ihr mit Thränen, wie ihm der hochwürdige Herr das Herz ſo weich gemacht habe, und daß er nun, bey Gott! keinen Brandtwein mehr trinken wolle. Die Frau fiel mit den Kindern vor Freuden nieder auf die Knie und dankten Gott, daß der Vater ſich beſſern wolle, und daß ſie nun ſich wieder aus ihrem Elende heraus arbeiten könnten. Sie verſprach auch ihrem Manne: ſie wolle ihm gern dann und wann einen Schluck Brandtwein heim holen: nur ſolle er nicht mehr in das Wirthshaus, (die Schenke, den Kretſcham, Krug) gehen, und mit andern loſen Geſellen um die Wette ſaufen. Jochen hielt auch wirklich drey Wochen lang Wort, und blieb zu Hauſe. Allein in dem Dorfe, wo er wohnte, welches in der Oberlauſitz liegt, iſt die Gewohnheit, daß bey Hochzeiten und Kindtaufen Bierzüge gehalten werden. Da gehn die Gevattern, deren oft 10 bis 12 ſind, in das Wirthshaus, ſaufen tüchtig, und ſetzen auf jeden Tiſch für die Gäſte auch eine große Humpe Bier und ein Quart Brandtwein. Nun ward ein Vetter von Jochen Gevatter: dem zu Ehren gieng er mit. Weil ihn nun ſeine alten Saufgeſellen foppten und höhnten, daß er nicht mehr trinken dürfe, und ſein Verschen vergeſſen habe, ſeit dem der Pfarrherr ihm den Pelz gewaſchen; ſo dachte er: einmahl iſt ja nicht immer, und ſoff darauf los; bis er ſo voll war, daß er ſeinen gottloſen Vers wieder ſang.

Nun kam die alte Luſt wieder, er ſoff nun alle Tage wie zuvor, und noch mehr; um gleichſam ſein Gewiſſen zu erſäufen. In der Beſoffenheit führte er dann unnütze Reden, gerieth in Streit und Zank, wurde oft geprügelt und verfiel in Strafe. Seine Wirthſchaft gieng immer weiter hinter ſich: bis er endlich von Haus und Hof kam und ſeine Kinder nach Brod gehen mußten. Er kam auch am Ende völlig von ſeinen Sinnen und ſtarb in einer Miſtlache, in welche er in der Beſoffenheit gefallen war. Auf hohen Befehl wurde er des Nachts auſſerhalb des Gottesackers wie ein Vieh eingeſcharrt und niemand gieng mit zur Leiche. Auch weinte niemand um ihn. Denn ſeine Frau hatte der Gram ſchon vorher aufgerieben und ſeine Kinder liefen im Lande herum. Zwey ſaßen gar im Zuchthauſe: dahin ſie gerathen waren, weil ihr Rabenvater ſich nicht um ſie bekümmert und ſie zu nichts Gutem erzogen hatte.

Dieſes Exempel, dergleichen in mehrern Dorfſchaften anzutreffen, lehret klärlich: **was es für ein großes Unglück und Laſter ſey, wenn ein Mann ins Saufen geräth**; es ſey nun in Brandtwein, Wein oder Bier. Jedoch iſt der Brandtwein, das allerſchlimmſte und gefährlichſte, und am ſchwerſten wieder abzugewöhnen. Gott bewahre daher jeden Chriſtenmenſchen davor! und welcher Brandtweinſchenke oder Gaſtwirth ſein Gewiſſen verwahren will, der gebe jedem Gaſte nicht mehr, als ihm nütze iſt! Sonſt werden endlich die hohen Obrigkeiten ſich dazwiſchen legen und für jeden, der beſoffen aus der Zechſtube kommt, den Wirth tüchtig ſtrafen. Den Saufaus werden ſie 4 Wochen gefangen ſetzen, und ihm dieſe Zeit über alle Tage etwas weniger Brandtwein geben laſſen, bis er von dem Laſter loskommt. Man ſollte auch nicht meynen, daß Menſchen, welche bey ihren fünf Sinnen ſind, mehr Getränke zu ſich nehmen könnten, als Kopf und

Magen

Magen verträgt; wenn ſie nur jemahls einen Beſoffenen geſehen haben. Es iſt doch ganz abſcheulich anzuſehen, wie ein ſolcher garſtiger Menſch die gemißbrauchte Gabe Gottes wieder wegbricht; wie er dummer und ungeſchickter da liegt, als ein Ochſe oder Eſel; und wie auch die unverſtändigen Kinder ihn honecken und aushunzen. Man hat ſogar Exempel, daß der Brandtwein ſich bey einem ſo unmäßigen Säufer im Leibe entzündet und die blaue Flamme zum Halſe heraus fährt, daß es zum Entſetzen iſt.

Dennoch giebt es Eltern, welche ſo unverſtändig ſind, ihren neugebohrnen Kindern bald nach der Geburt einen Löffel voll Brandtwein einzuſchütten, und ſie auch ſonſt dieſes Getränke trinken zu laſſen, oder es ihnen aufs Brod zu gießen. Sie meynen nähmlich: ein Junge würde dadurch ein rechter Kerl, wenn er bald Brandtwein ſaufen lerne: und es iſt doch bekannt, daß man den jungen Hunden Brandtwein eingiebt, wenn ſie ganz klein bleiben ſollen, wie Zwerge. Dieſes Getränke muß ja alſo den Kindern noch ſchädlicher ſeyn, als den Hunden: weil dieſe einen ſtärkern Magen haben. Am allergefährlichſten iſt aber der Brandtwein dem weiblichen Geſchlecht. Vor dem 50ſten Jahre ſollte eine Frauensperſon billig keinen Tropfen davon zu ſich nehmen; es ſey denn als Arzeney, um etwa die Blähungen fort zu treiben, oder bey der Waſſerſucht. Man hat davon ein trauriges Exempel in dem großen Dorfe N. N. Daſelbſt iſt die Gewohnheit, daß bey Luſtbarkeiten und Tänzen die Burſche den Mädchen ein großes Bierglas voll Brandtwein zubringen, und meynen, ſie würden beſchimpft, wenn ihnen die Mädchen nicht Beſcheid thäten: daher ſie dieſelben gewaltig dazu nöthigen. In dieſem ganzen Dorfe ſieht man nun faſt kein einziges rothes friſches Geſicht: ſondern alle Weiber und erwachſene Mädchen ſehen blaß und

gelb aus, wie die Leichen; woran dieſes Brandtwein⸗trinken vorzüglich Schuld iſt. Was aber ſonſt für Gottloſigkeiten daraus entſtehen, wie manches Mädchen über dieſem Beſcheidthun ins Unglück kommt, kann hier nicht erzählt werden. Auch wird das Dorf nicht genannt: weil die Einwohner ſonſt brave Leute ſind; welche dieſe ſchlimme Gewohnheit nun wohl von ſelbſt unterlaſſen werden, ehe ſie deshalb eine ſchlimme Nachrede bekommen.

Der rechte Gebrauch des Brandtweins, zu dem ihn Gott durch die Menſchen hat erfinden laſſen, iſt aber der, daß er als eine Arzeney ſowohl wider einige innerliche Krankheiten als äußerliche Schäden diene, und daß man alte und ſchwache Magen damit ſtärke. Dieſe gute Wirkung thut er, wenn man wenig davon trinkt: er ſchwächt aber, wenn man ſich darinne übernimmt. Wem nichts fehlt, der ſollte auch keinen trinken. Dabey iſt noch wohl zu merken, daß er auf Sauerkraut, Hering, Milch, Käſe, fettes Schweinefleiſch oder Schmalz durchaus ſchädlich iſt. Dagegen auf ſchwere Mehlſpeiſen, Hülſenfrüchte und andere blähende Sachen kann man wohl einen Schluck nehmen. Auch dient er, wenn man von einer Reiſe oder von der Arbeit in der Sonnenhitze ſehr müde und ermattet iſt: da iſt es beſſer, einen kleinen Schluck Brandtwein zu thun, und eine Brodrinde dazu zu eſſen, als kaltes Bier oder Waſſer zu trinken.

Ueberhaupt iſt es mit dem Brandtwein, wie mit allen Gaben Gottes. Man muß ihn mit Vernunft und Ueberlegung gebrauchen, ſo nützt er: wer dieſes nicht thut, dem ſchadet er.

---

17. Von

17.

Von der Kleidung.

Kleider machen Leute—
Der Spruch iſt nicht wahr:
Silber, Gold und Seide
Trägt auch mancher Narr.
Selbſt geſponnen, ſelbſt gemacht,
Rein dabey — iſt Bauern-Tracht.

„Kinder! Ich habe euch neulich gelehrt: was man den **Endzweck** bey einer Sache nenne; nähmlich dasjenige, was wir durch die Sache zu Stande bringen wollen. Und ſo wißt ihr auch noch, daß alles was dazu dient, den Endzweck zu erlangen, ein **Mittel** heißt; ſo wie z. E. Fleiß und Aufmerkſamkeit **Mittel** ſind zu dem **Endzwecke**, daß ihr in der Schule etwas lernet. Wer ſich nun einen **nützlichen** und **löblichen Endzweck** vorſetzt, und die **rechten Mittel** dazu anwendet, von dem ſagt man — **er handle klug**. Wer aber einen **verkehrten Endzweck** hat, oder wer **verkehrte Mittel** anwendet,

 han-

handelt albern. Nun ſagt mir einmahl, was iſt der Endzweck davon, daß wir Kleider tragen?"

So fieng der brave Schulmeiſter zu Poppenhauſen an, ſeine Kinder über den Spruch: 1 Tim. 2, V. 9. 10. zu befragen, und ein Knabe antworte ihm: Wir ziehen Kleider an, damit wir nicht frieren. Ein anderer ſagte: daß uns die Sonne nicht auf den bloßen Leib brennt; und einer: damit wir uns nicht zu ſchämen brauchen. "Recht ſo, meine Kinder! ſagte der Herr Schulmeiſter. Aber Anne Marie, ſag du einmahl, was iſt der Endzweck davon, oder wozu dient es, daß man Perlen, Corallen, ſilberne Ketten oder Goldſtücke an den Hals hängt?"

A. Weil es ſchön ſteht, und den Leuten wohl gefällt. Sch. Was denken denn die Leute, wenn ſie die ſchönen Halsbänder ſehen? A. Sie denken: ach hätt' ichs doch! und, das Mädchen iſt recht glücklich, daß ſie ſo ſchöne Sachen hat. Sch. Was gefällt denn nun eigentlich den Leuten, die ſchönen Sachen oder das Mädchen? A. Die Sachen. Sch. Wenn nun ein Mädchen den Endzweck hat, daß ſie ſelbſt den Leuten gern gefallen will, und behängt ſich deshalb mit lauter koſtbaren und ſchönen Sachen: thut dieſe klug oder albern? A. Albern. Sch. Und warum das? A. Sie braucht verkehrte Mittel zum Gefallen. Sch. Iſts denn aber ſonſt erlaubt und recht, daß man den Leuten zu gefallen ſucht? A. Das weiß ich nicht. Sch. Sag mir einmahl, was geſchieht, wenn du deinen Eltern oder Großeltern wohlgefällſt? A. Da ſind ſie freundlich gegen mich, und geben mir gern, was ich haben will. Sch. Iſts nun wohl recht, wenn wir es ſo machen, daß alle Menſchen freundlich gegen uns ſind, und uns gern Gutes thun? A. Ja wohl! Sch. Wir dürfen alſo auch allen zu gefallen ſuchen? A. Ja, ſo dürfen wir wohl. Sch. Nun ſage mir, was denken denn die Leute, wenn ein Mädchen

fleißig arbeitet, wenn ſie freundlich gegen Jedermann und behülflich iſt, ſich ſittſam aufführet und dabey ſchlecht, aber reinlich und ordentlich angezogen iſt? A. Sie denken: das iſt ein gutes liebes Mädchen. Sch. Was gefällt nun da den Leuten — die Kleider, oder das Mädchen ſelbſt? A. Das Mädchen. Sch. Wenn nun ein ſolches Mädchen ſich den Endzweck vorgeſetzt hat, daß ſie gern gefallen will: wie macht ſies? klug oder albern? A. Sie iſt klug. Sch. Warum nenneſt du ſie klug? A. Sie fängts klug an, daß **ſie ſelber** den Leuten gefällt, und nicht ihre Kleider. Sch. Du willſt alſo ſagen, daß ſie zu ihrem **guten Endzweck** auch die **rechten Mittel** gebraucht, welche wirklich dazu dienen. Und da haſt du recht, meine Tochter. Wer den Leuten gefallen will, muß es durch ſich ſelbſt, durch Geſchicklichkeit und gute Aufführung thun: das hält länger und hilft mehr, als Gold und Silber und Sammt und Seide. Jenes iſt alſo das rechte Mittel zum Gefallen. Die Kleider haben aber blos den Endzweck, daß wir uns gegen Froſt, Hitze und Näſſe ſchützen und, der Schamhaftigkeit wegen, den Leib damit bedecken ſollen. Aber Görge, du weißt wohl noch, daß ich dich etliche mahl aus der Schule gewieſen habe, weil du nicht gekämmt wareſt und garſtigen Schmutz am Hemde und an den Kleidern hatteſt. Warum habe ich das wohl gethan?

G. Es ſieht garſtig aus, und ekelt die Leute, wenn man unrein iſt.

Sch. Es hindert alſo, daß man den Leuten nicht gefällt, und darum müſſen wir lieber den Leib und die Kleider hübſch reinlich halten: ſonſt achten die Leute nicht auf uns, wenn wir gleich andere gute Eigenſchaften haben. Das Sprichwort: **Kleider machen Leute**, iſt daher nur ſo zu verſtehen, daß man reinlich und ordentlich angezogen ſeyn ſoll. Denn wenn man einen Eſel oder eine Sau auch in Sammt und Seide kleidete, und

mit den ſchönſten Halsbändern zierte: es würde doch kein Doctor und keine Prinzeſſin daraus.

Nun will ich euch noch eine Geſchichte ſagen, die ihr mir morgen wieder erzählen ſollt.

Der alte Hans Weiſe zu Schlimmbach gab ſeinen Kindern auf dem Sterbebette unter andern auch folgende gute Lehren.

"Kauft nicht, was ihr braucht; ſondern nur das, was ihr nicht entbehren könnt.

Wer Sachen kauft, die er ſelber machen kann, der beſtiehlt ſich ſelber: und ein gekaufter Rock ſteht Bauersleuten wie ein geborgter, wo ſie nicht recht daheim ſind.

Lieber den Acker im Felde, die Kuh im Stalle, und das Geld im Sacke: als die Thaler auf dem Buckel und die Ducaten am Halſe!"

Dieſen Lehren folgte ſeine Tochter, und ſie iſt noch jetzt eine brave Frau, und gehet ihr wohl. Der Sohn, Niklas Weiſe, nahm aber ein reiches Mädchen aus einem andern Dorfe zur Frau. Dieſe hieß Ficke, und war hübſch von Geſicht, hatte auch ſonſt ein gutes Gemüth. Nur putzte ſie ſich gern und mochte es wohl leiden, wenn die Leute große Augen über ihre ſchönen Kleider machten. In ihrem Dorfe war nun ſchon die thörichte und ſchädliche Mode eingeſchlichen, daß die Weibsleute Schürzen von Cattun und manche gar ſeidne Hauben und Mieder (Bruſtfleck) trugen, und daß es eine der andern im Putzen zuvor zu thun ſuchte. Dagegen war in Schlimmbach noch nichts Mode, als bunte Leinwand und halb-wollen Zeug, wozu die Leute das Garn aus eigner Wolle und Flachs ſpannen und es ſelbſt weben (wirken) ließen. Wie nun die junge Frau ſich in ihrem Staate zeigte, fanden ſich ſogleich etliche Weiber und Mädchen, die es ihr nachthaten: weil ihre Männer und Väter meinten; ſie müßten es dem Niklas Weiſe

gleich

gleich thun, da ſie mehr im Vermögen hätten, als er. Daraus entſtand nun eine rechte Jagd unter den Weibern. Der Weiſin waren ihre Sachen nicht mehr gut genug, wenn andere auch dergleichen hatten. Sie kaufte nun noch ſchönere, die noch theurer waren, und die andern thatens ihr wieder nach. Es blieb auch nicht bey den Kleidern allein: ſondern die Putznarren wollten am Ende alles vornehmer haben. Die hölzernen Teller und blechernen Löffel waren ihnen nicht mehr gut genug; es mußten zinnerne ſeyn. Zu den vielen Hauben und Kleidern mußten neue Schränke und Kaſten angeſchafft werden. Der Mann mußte theurer Tuch zum Rock nehmen und ſilberne Knöpfe an den Bruſtlatz. Sie machten ſich auch mit Stadtleuten bekannt, und wußten ſich viel darauf, wenn dieſe zu ihnen kamen und ſie beſchmauſten. Dieſe mußten mit Caffee tractirt werden, und dazu war porzellanenes Geſchirr nöthig. Es mußte ein Gaſtbette mit Vorhängen von Cattun aufgeſtellt ſeyn: dazu baute man eine neue Kammer mit Tafelfenſtern. Und ſo giengs immer weiter fort, daß endlich, wenn der Mann Getraide zu Markte fuhr, von dem gelöſten Gelde das meiſte in der Stadt bey den Krämern und Kaufleuten blieb. Wenn dann Steuern zu geben waren: ſo fehlte es in allen Ecken, und wenn ein Nothfall kam, war kein Nothpfenning im Hauſe. Die Männer merkten nun noch eben zu rechter Zeit, was es mit dem Hoffahrt zuletzt für ein Ende nehmen müſſe, welches ſich bey dem Niklas Weiſe gar bald zeigte. Dieſer hatte kaum 10 Jahre gewirthſchaftet: ſo ſaß er in Schulden bis über die Ohren, Hof und Haus wurde ihm weggenommen, und er mußte ſein Gut mit dem Rücken anſehen, und mit Weib und Kindern nach Pohlen wandern. Man hörte auch, daß die Haushaltungen in dem Dorfe, wo die Weiſin her war, eine nach der andern zu Grunde giengen: weil ſie dort den Hoffahrt

noch ärger trieben Die verſtändigſten Hausväter in Schlimmbach dachten alſo: es ſey beſſer mit andrer Leute Schaden klug werden, als mit ſeinem eigenen, und giengen zuſammen und berathſchlagten ſich darüber, wie ſie es anfiengen, daß ihre Weiber und Töchter den Hoffahrt fahren ließen und wieder ſo ſchlecht und recht einher giengen, wie ihre Mütter gethan hatten. Sie wurden einig, daß jeder ſeine Frau dazu nöthigen ſolle, den Bettelſtaat zu Markte zu tragen, und ihre leinwandene Wämſer und Schürzen (Flecke), ihre ſchwarzen Sonntags-Hauben, und die ſelbſt geſponnenen, halbwollenen Zeug-Röcke wieder hervor zu ſuchen, und den nächſten Sonntag darin zur Kirche zu gehen. Das Caffezeug ſollte auch in der Stadt auf dem Trödelmarkte, und das Zinn bey dem Zinngießer für altes verkauft werden. Dieſes beſchloſſen die Männer. Weil ſie aber die Weiber nicht mit in den Rath genommen hatten: ſo kams viel anders, als ſie beſchloſſen hatten. Wie jeder ſeiner Frau ankündigte, daß ſie ihre ſchönen Kleider fort ſchaffen, und nächſten Sonntag ihre gewöhnlichen Sachen wieder anziehen ſolle: ſo entſtand ein ſolches Unglück im Dorfe, als bey Menſchengedenken nicht geſchehen war. Eine ſagte ihrem Manne gerade zu ins Geſicht: er habe in ihre Kleider nichts zu reden, und ſie thäte es nicht, wenn er ſich auf den Kopf ſtelle. Eine andere legte ſich aufs Bitten und Weinen, und klagte, daß der Mann ſie nicht mehr lieb habe. Etliche liefen gar wieder heim zu ihren Eltern. Sie traten auch an den Ecken des Dorfes haufenweiſe beyſammen und hielten Rath, wie ſie den Männern ihren heilloſen Anſchlag aus den Köpfen bringen wollten. Was hitzige Männer waren, da kam es gar zu Schlägen. Kurz es war eine ſolche Noth, daß die meiſten Hausväter endlich zufrieden waren, daß es nur wieder ſtill wurde, und daß ſie den Handel aufgaben. Sie dachten:

ten: wir haben das unſrige gethan. Wollen die Weiber ſich und ihre Kinder mit Gewalt an den Bettelſtab bringen: ſo mögen ſies haben!

Es war nun ſchon Unrecht von den Männern, daß ſie eine Unart, die ſich die Weiber nach und nach angewöhnet hatten, Knall und Fall wieder abgeſtellt wiſſen wollten: aber noch übler thaten ſie, daß ſie ganz daran verzweifelten; weil die Sache nicht ſogleich auf einmahl gieng. Zum Glück war ein Leinweber in dem Dorfe, der auf der Wanderſchaft geweſen und ſich was verſucht hatte. Der ſah wohl, daß die Leute zuletzt wenig mehr bey ihm würden weben laſſen, wenn ſie immer mehr fremde Zeuge zu Kleidern nähmen. Er ſteckte ſich daher hinter einige Hausväter und gab ihnen einen andern Anſchlag, wie ſie die Weiber vom Hoffahrt abbringen könnten. Die Väter mußten mit ihren erwachſenen Söhnen von der Sache ſprechen, und mußten ihnen vorſtellen, daß ſie niemahls im Stande ſeyn würden, zu heyrathen und eine eigne Wirthſchaft anzufangen, wenn die Weiber ſo viel Geld koſteten.

Alle Burſche, die mit Heyraths-Gedanken umgiengen, beredeten ſich nun unter einander und verſchwuren ſich ordentlich darauf: daß keiner um ein Mädchen freyen wolle, die auch nur einen Faden am Leibe trüge, den ſie nicht ſelbſt geſponnen habe. Lieber wollten ſie Mädchen aus fremden Dörfern holen, wo keine Hoffahrt ſey, und wollten die in ihrem Dorfe ſitzen laſſen: wenn ſie nicht davon abgiengen. Auch ſolle keiner ſeiner Braut mehr als für 3 Thlr. Geſchenke an Putz oder Kleidungsſtücken machen, und ſtatt der Perlenſchnuren, ſilbernen Ketten und angeöhrten Goldſtücken, wollten ſie lieber eine tüchtige Kuh oder ein Paar Schafe zum Brautgeſchenk geben. Dieſes beſchloſſen die Burſche in der Stille für ſich. Es waren aber etliche, die ſich ſchon Bräute ausgeſucht hatten. Denen ſagten ſie heimlich,

was vorgegangen war, und baten ſie recht freundlich: ſie möchten ſich darein fügen. Die Sache ſey gut gemeint, und ſie könnten ja mit Gottes Hülfe einander deſto eher heyrathen, und würden weniger Noth haben, in ihrem Eheſtande, wenn ſie im Anfange etwas ſparten. Die Mädchen lieſſen ſich das gefallen, und ſagten es ihren Freundinnen und Bekannten immer weiter. Da verſchwand nun an den jungen Leuten immer eine Goldmütze, (goldene Haube) und ein ſeidenes Mieder (Bruſtfleck) und Halstuch nach dem andern. Ehe zwey Jahr vergiengen, ſah man die Mädchen in Leinen gekleidet, weiß und bunt von allen Farben. Denn der Leinweber verſtand etwas von der Färberey und wuſte die ſchönſten Muſter zu weben (wirken). Die Weiber ſchämten ſich nun des Flitterſtaates und legten auch ein Stück um das andere ab. Weil aber doch die Weiber und Mädchen ſich alle vor einander hervorthun und ein gutes Lob haben wollten: ſo ſuchte nun eine vor der andern immer feineres linnen und wollen Zeug zu Hemden und Kleidern zu haben, und ihren Leib und alle ihre Sachen ſauberer und reinlicher zu halten. Dadurch geſchah es, daß im ganzen Dorfe allmählich eine ſo ſchöne Ordnung und Reinlichkeit Mode wurde, daß es eine Luſt zu ſehen war. Es fehlte nicht viel, ſo war es wie in den Dörfern in Holland. Wenn nun Weiber und Mädchen zu Markt giengen, und die Leute ihren saubern Anzug und die reinlichen Gefäße, und die ſchönen Tücher daran ſahen, riſſen ſie ſich faſt um ihre Waare; ſo daß die Schlimmbacher Butter immer einen oder zwey Pfennige mehr galt, als die von andern Dörfern. Denn reinliche Waare lockt Käufer. Alles Geld, das ſie ſonſt für Cattun, ſeiden Zeug und allerhand Firlefanz in der Stadt gelaſſen hatten, brachten ſie nun mit nach Hauſe und aßen dafür mehr Fleiſch, tranken mehr Bier, blieben der Herrſchaft keine Abgaben ſchuldig, und

konn=

konnten auch einen Nothpfennig zurücklegen. Der kluge Leinweber bekam aber ſo viel zu thun, daß er zwey neue Stühle anſchaffte und ein wohlhabender Mann wurde."

So erzählte der brave Schulmeiſter zu **Poppenhauſen** den Kindern die Sache, und ermahnete ſie dann, beſonders die Mädchen, daß ſie es auch ſo machen möchten, wie die Mädchen zu **Schlimmbach**. Zuletzt lehrte er ſie den Vers, der oben über dieſem Capitel ſteht, den ſie auf 3 mahl Herſagen auswendig wußten, und noch ein beſonderes Kunſtſtück: nemlich zu machen, daß man an keinem Kleidungsſtücke, auch in keinem Strumpfe niemahls ein groſſes Loch zu flicken bekomme. Dieſes beſtand darinne: **daß man alle Löcher zuflicken muß, wenn ſie noch klein ſind.**

18.

Von der Wohnung und den Hausgeräthſchaften.

Die Schwalbe baut ihr Neſt mit kluger Vorſicht an,
Wo ſichs am beſten ſchickt, nimm ein Exempel dran!
Auch hält ſie's innerlich recht trocken, nett und rein:
Darum gedeihen wohl die kleinen Schwälbelein.

Man hat viele Exempel, daß in einem Dorfe oder in einer Stadt von einerlei Zahl Menſchen jährlich mehr ſterben, oder daß in gewiſſen Gegenden manche Krankheiten häufiger und gefährlicher ſind, als in andern. Und dieſes rührt oft davon her, daß ſolche Oerter in tiefen eingeſchloſſenen Thälern liegen, wo der Nord- und Oſtwind nicht durchſtreichen kann; oder auf Plätzen, wo viele böſe Feuchtigkeiten und Dünſte aufſteigen, die durch den Athem und durch die Schweißlöcher in den Menſchen kommen, und ihn krank machen. So war die Herzogliche Wirtembergiſche Reſidenzſtadt **Stuttgard** in

in Schwaben vor Zeiten mit einer Art von langwierigen Fiebern geplagt, die man das **Stuttgardter Fieber** nannte. Verſtändige Leute forſchten daher fleißig nach, was wohl die Urſache davon wäre und wie dem Uebel abzuhelfen ſey? Man ſchöpfte Verdacht auf einen großen Fiſchteich (Weiher), der gegen Morgen lag, auf der einzigen Seite, wo die Gegend eben iſt. Nun wurde dieſer Teich abgelaſſen und ausgetrocknet: und von der Zeit an hat ſich das Fieber verloren. Auch herrſchte vor einigen Jahren in der ſchönen Stadt **Mannheim** in der **Pfalz** ein böſes Wechſelfieber, welches davon herkam, daß die groſſe Hitze die Stadtgräben faſt ausgetrocknet und die faulen Dünſte aus dem Schlamme in die Luft aufgezogen hatte, daß ſie die Menſchen mit einathmeten. Denn es erkrankten vornehmlich die Soldaten, welche auf den Wellen längs den Gräben Schildwache ſtehen mußten. Hat nun ein Dorf einmahl eine ſolche ungeſunde Lage, ſo können freylich die Leute ihre Häuſer nicht anders wohin tragen: aber ſie können doch die Moräſte und Sümpfe durch Abzugsgräben wegſchaffen. Wo dichte Wälder ſind, kann man durch Aushauen eines Theils der Bäume den Winden Raum machen, welche Gott dazu geordnet hat, daß ſie die Luft von böſen Dünſten reinigen ſollen. Auch hilft es viel, wenn man die Straßen des Dorfs ſowohl, als die Häuſer, Höfe und Ställe ſehr reinlich hält, wie es die **Holländer** machen, welche an manchen Orten zwiſchen lauter Sümpfen und ſtehenden Waſſern wohnen, und ſo reinlich ſind, daß es in ihren Kühſtällen ſchöner ausſieht, als in manchen deutſchen Dörfern in den Stuben. Denn bey uns zu Lande kommt man oft in Dörfer, welche in trocknen hohen Gegenden liegen, und doch ſo moraſtig und kothig ſind, daß es, wenn ein Wagen durchfährt, nicht anders ſtinkt, als ob man einen Miſtpfuhl (Pfütze, Sumpf, Kothlachen) aufrührte. Da fluchen

denn

denn freylich die Durchreyſenden den Einwohnern alles an den Hals, wenn ihre Pferde und Geſchirre im Moraſte zu Schaden kommen: und ſolche Dörfer gerathen mit Recht in üblen Ruf und werden Drecklöcher genannt; wenn es an der Faulheit der Einwohner liegt, daß ſie ſo im Schlamme ſtecken. Sind nun dieſe noch dazu ſo unchriſtlich, daß ſie ruhig zum Fenſter heraus ſehen, und nicht helfen, wenn ein Kutſcher oder Fuhrmann ſich und ſein armes Vieh vor ihren Augen zermartert: ſo iſt es noch ſchlimmer. Und ſo war es lange Zeit im Scherfenburg, wo die Leute faſt das ganze Jahr hindurch auf Stelzen giengen, um nicht bis an die Knie im Kothe zu waden, bis ſie den liebeswürdigen Herrn Luz zum Pfarrherrn bekamen. Dieſer hatte nicht allein Gottes Wort, ſondern auch noch andere Sachen ſtudiert, die zur Wohlfahrt der Bauersleute dienen. So verſtand er z. E. die Wiſſenſchaft von der Geſundheit, Bequemlichkeit und Reinlichkeit der Gebäude, von der Sicherheit und Hülfe bey Waſſers- und Feuersnoth und dergleichen. Als er nun einmahl die Geſchichte der Iſraeliten aus den Büchern Moſe in ſeinen Predigten vortrug: ſo nahm er aus 5 Buch Moſe C. 23. V. 12. 13. Anlaß, von der Reinlichkeit zu reden, und führte den Leuten beſonders zu Gemüthe: daß es für die Iſraeliten ein rechter Schimpf geweſen wäre, daß ihnen Moſes, als ihre Obrigkeit, erſt hätte befehlen müſſen, wie ſie Reinlichkeit halten ſollten, und daß ſie es nicht von ſelbſt gethan hätten. Darauf beſchrieb er die Fehler, welche noch in Scherfenburg in dieſem Stücke gemacht wurden, und ermahnte ſeine Zühörer, ſie abzuſtellen. Er brachte ſie auch durch ſeine Vorſtellung, und weil er alles deutlich erklärte, wie ſies machen ſollten, dahin, daß ſie allmählich dieſe Fehler verbeſſerten, und daß binnen 10 Jahren das ganze Dorf verſchönert wurde, und die Einwohner, jung und alt, ein feineres und hübſcheres

Anſehen durch die Reinlichkeit bekamen. Die Mädchen wurden dann öfters von Burſchen aus benachbarten Dörfern zur Ehe begehrt, und die Burſche wurden ſelten abgewieſen, wenn ſie um fremde Mädchen freyten. Die Veränderungen aber, die ſie nach und nach im Dorfe und in ihren Häuſern machten, waren folgende.

Gegen Mittag lag unter dem Dorfe ein Moraſt, welcher dicht mit Erlen und Weiden bewachſen war. Dieſer war ſo ſumpfig, daß man das jährlich darinn gefällte Holz nur mit groſſer Gefahr heraus bringen konnte, und wenn der Wind von Mittag kam, brachte er eine Menge fauler Dünſte aus demſelben ins Dorf, die es ungeſund machten. Durch dieſen Moraſt hieben ſie etliche Gänge von Morgen nach Abend, jeden 20 Schritt breit, und rotteten alles Buſchwerk mit Stumpf und Stiel darinnen aus. Auf beiden Seiten dieſer Gänge zogen ſie Gräben, und warfen den ausgegrabenen Schlamm in der Mitte auf. Dieſes gab in der Folge trefliche Krautländer; die übrigen Erlen wuchſen beſſer, weil ſie mehr Luft hatten, und weil das Waſſer einen Abzug bekam, ſo wuchs nun auch brauchbares Gras dazwiſchen, wo ſonſt nichts als Schilf, Binſen und Farrenkräuter fortgekommen waren. Die Gaſſen und Wege im Dorfe trockneten ſie durch Abzugsgräben aus, wo es ſich ſchickte, und erhöheten ſie in der Mitte durch etliche tauſend Karren Kieſelſteine. Dieſes brachten die Scherfenburger binnen einigen Jahren, ohne große Verſäumniß zu Stande: weil die ganze Gemeinde einmüthig Hand anlegte. Da hieß es: **Viel Hände, wenig Arbeit.** An den Seiten machte jeder Hauswirth mit ſeinen Leuten einen hohen Steinweg, ſo weit ſein Haus und Hof reichte; desgleichen auch auf dem Hofe ſelbſt, vom Hauſe in die Scheure und zu jedem Stalle. Die Steine ließen ſie durch die Kinder von den Aeckern zuſammen leſen, und wenn ſie von der

Feld=

Feldarbeit nach Hauſe fuhren, nahm jeder ein Häuflein Steine mit, das ihm eben am Wege lag. Auf dieſe Art wurde das Dorf rein und trocken. Mit den Gebäuden machten ſie es ſo. Wenn einer neu baute, ſo ließ er die Stube eine Elle höher machen, und auch etwas gröſſer, als ſonſt die meiſten waren. Wer nur ſein Haus ausbeſſerte, ließ doch die Fenſter größer machen. Sie gewöhnten ſich auch an, alle Tage, auch im kälteſten Winter, die Fenſter dann und wann zu öffnen, um friſche Luft in die Stuben und Kammern zu laſſen: weil friſche reine Luft zur Geſundheit und Stärke ſo nothwendig iſt, als Eſſen und Trinken. Auch machten ſie in zwey Ecken der Stube, an der Seite nach der Straße zu, kleine Löcher in die Wand, etwa 4 Zoll ins Gevierte, eins unten am Boden und eins oben an der Decke, und verſahen ſie mit Schiebern, die man aufmachen und die Luft durchſtreichen laſſen konnte, wenn es feucht in der Stube war. Die Ofenblaſen oder Höllhäfen brachten ſie aus den Stuben hinaus in die Küchen und ließen ſie da in den Ofen einmauern: weil die aus dem heißen Waſſer beſtändig aufſteigenden Dünſte mit Urſache ſind, daß ſo viele Bauersleute am Dumpfen und Keichhuſten leiden. Einige hatten noch keine Rauchfänge und Schlöte in ihren Küchen und ſahen immer aus, wie geräuchert. Dieſe bauten ſolche allmählich, und ſahen hernach auch aus, wie andere Menſchen, und konnten ihre Kleider und Leinenzeug rein behalten. Die Miſtſtätte hatten viele ſonſt nahe bey der Hausthür und unter den Stubenfenſtern, da ſie beſtändig den Geſtank davon einſchlucken mußten, und den Unrath an den Füßen in die Stube trugen. Dieſe brachten ſie, wo es angieng, weiter von der Wohnung weg.

Viele Gebäude waren ſonſt vom Schwamm angeſteckt, ſo daß man gar oft neue Schwellen und Fußböden

böden einlegen mußte. Dagegen brauchten ſie folgende bewährte Mittel: 1) Wenn einer neu baute, ſo nahm er kein andres Holzwerk dazu, als ſolches, welches 2 Jahr lang unter einem Wetterdache (aufgeſtapelt) in der freyen Luft gelegen, und von der Luft ausgetrocknet war. 2) Zur Füllung des Fundaments (Grundes) oder Füllmunds (Fußbodens) nahmen ſie nicht die friſch ausgegrabene Erde: ſondern 2 Fuß hoch Sand, der 6 Wochen lang im Sommer vor der Näſſe verwahrt gelegen, fleißig umgeſchaufelt, und dadurch völlig trocken und ausgewittert worden war. Wer es noch beſſer machen wollte, ſtampfte erſt eine Lage trocknen Thon (Leimen) einige Zoll hoch feſt ein, und ſchüttete den getrockneten Sand darauf. 3) Eben ſo ließen ſie auch die Leimen-Wände völlig austrocknen, ehe ſie Fenſter und Thüren einſetzten und den Luftzug verſchloſſen. War der Schwamm in einem Hauſe an den Schwellen, Lagerhölzern oder Fußböden einmahl da, ſo vertrieben ſie ihn durch folgendes ſichere Mittel. Sie riſſen die Fußböden, die den Schwamm zeigten, wieder auf, brachten die angefaulten Lagerhölzer und Dielen weg, und dafür neu ausgetrocknete hinein, gruben den Grund 2 Fuß tief aus, und füllten ihn mit ausgewittertem Sand. Das neue Holzwerk bereiteten ſie auf folgende Art zu. Man läßt ein Pfund Kupferwaſſer oder Kupfervitriol in 2 Maaß Waſſer zergehen und rührt es zuweilen um. Nach 24 Stunden beſtreicht man die Lagerhölzer und Schwellen, die gegen den Schwamm geſichert werden ſollen, auf allen Seiten damit, vermittelſt eines ſtarken Haarpinſels, ſo daß das Waſſer überall hinkömmt. Nach einer Stunde wiederhohlt man dieſes und legt ſie ſodann ein. Die Fußboden-Dielen werden auf der inwendigen rauhen Seite eben ſo getränkt. Nun wächſt der Schwamm nicht weiter.

Ehemahls, da das Dorf ſo ſehr feucht und ſchmutzig geweſen, hatte auch die Kirche und andere ſteinerne

Ge-

Gebäude, viel vom Salpeter-Fraß gelitten. Wider dieſen lehrte der Herr Pf. **Luz** die daſigen Maurer folgendes Mittel.

1) Um zu verhindern, daß ſich in neu aufgerichtetem Mauerwerk kein Salpeter erzeuge, müſſen die Steine feſt, hart, ſehr trocken und nicht friſch gebrochen ſeyn. Je länger ſie an der Luft und Sonne gelegen haben, deſto beſſer. Ziegelſteine müſſen bis zum Klingen hart gebrannt ſeyn, und noch beſſer ſind ſogenannte Glasziegeln, welche von der Hitze mit einem grünen Glanz überzogen ſind. Auch dürfen die Ziegelſteine an keinem feuchten Orte gelegen und Näſſe angezogen haben. Zum Kalk muß man keinen andern, als Sumpf- oder Lederkalk nehmen, und je länger dieſer in der Grube eingerührt gelegen hat, deſto beſſer; und wenn er 10 Jahr alt wäre. Hat man keinen andern als Mehl-Kalk; ſo muß er wenigſtens vor allem Staub und Schmutz verwahrt bleiben, und man rührt ihn in eine Grube und macht Sumpfkalk daraus. Vom Sande ſchwemmt oder wäſcht man alle thonigte oder leimigte Theile in einer Grube mit vielem Waſſer ab, läßt ihn hernach lange an einem trocknen Orte in der Luft liegen, und wendet auch den Haufen zuweilen um, daß er recht austrocknet. Durch dieſe Vorſicht bleiben die Mauern nicht allein vom Salpeter verſchont: ſondern werden auch viel dauerhafter. Die Hauptſache iſt aber, daß man Steine, Kalk und Sand zwey, drey Jahr vorher anführt, ehe der Bau angeht. Denn bey keiner Sache trift das Sprichwort: **was bald wird, vergeht bald**, mehr ein, als beym Bauen.

2) Solchen Mauern, welche einmahl vom Salpeter angefreſſen ſind, iſt auf folgende Art zu helfen. Man bricht an den Flecken, welche angefreſſen ſind, nicht nur den Kalk los, ſondern auch die angegangenen Steine, ſo tief der Fraß in die Mauer hineingeht. Dann ſpritzt man das ganze Fleck vielmahl mit Waſſer aus, um das Salz heraus zu laugen; und wenn es ganz ausgetrocknet iſt, mauert man es mit Glasziegeln oder andern völlig dürren und feſten Steinſtücken wieder zu. Statt des Sandes nimmt man zum Bewerfen der Mauer klar zerſtoſſene Scherben von zerbrochenen Töpfen, Schüſſeln und dergleichen, welches einen dauerhaften Mauer-Ueberzug giebt, in welchen kein Salpeter aus der Luft eindringen kann. Und dergleichen braucht man auch an feuchten Orten, wo Salpeterfraß zu fürchten iſt, zum Aufmauern ſelbſt. Man ſieht daraus, daß nichts ſo ſchlecht

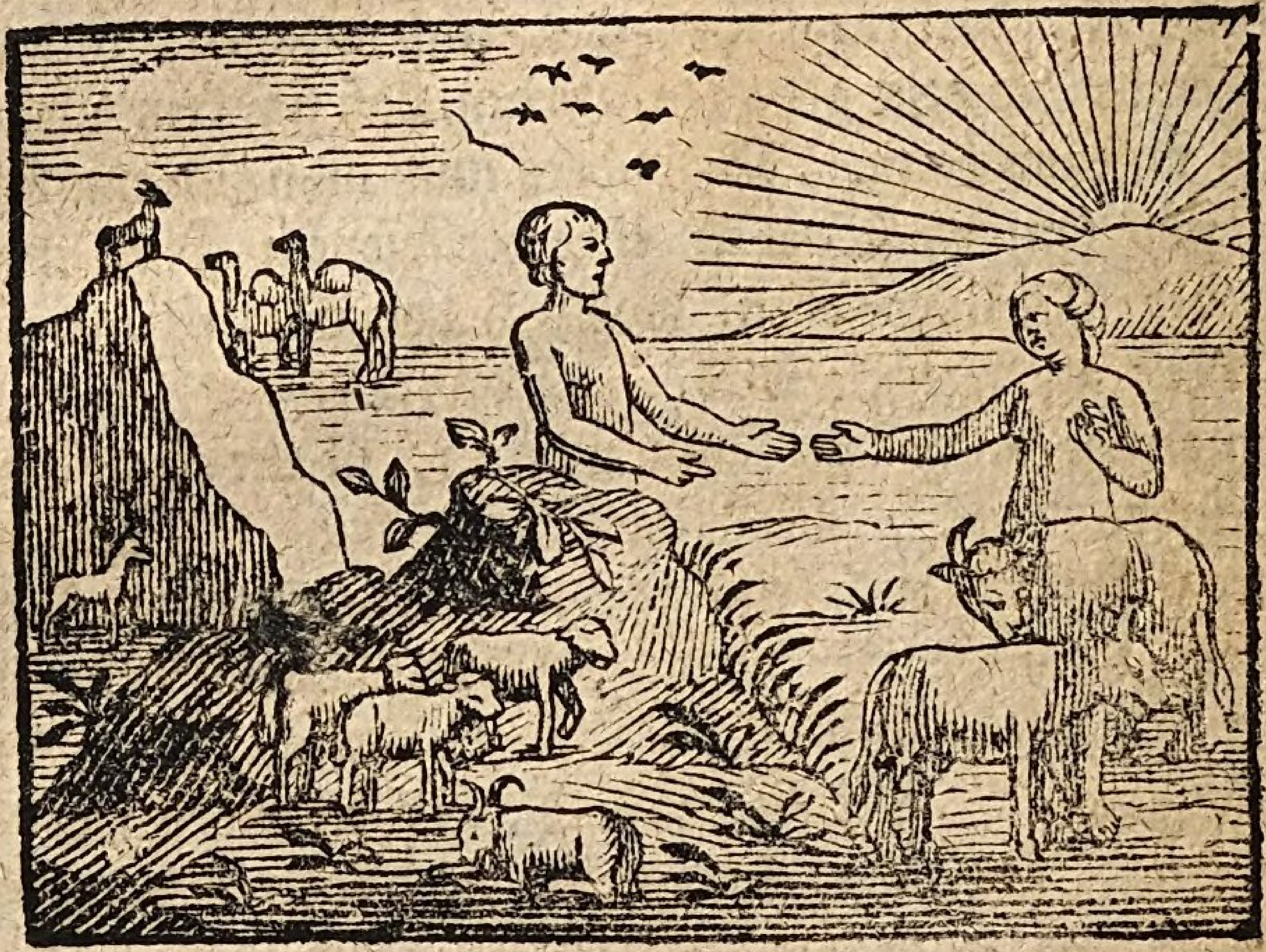
iſt, aus dem der Menſch nicht durch Verſtand und Klugheit Nutzen ziehen könnte, und daß ein guter Hauswirth auch die zerbrochenen Scherben an einem ſonſt unnützen Orte aufſammeln muß, um ſie zu ſeiner Zeit zu gebrauchen, oder andern damit zu dienen.

Mit den Hausgeräthſchaften, als Tiſchen, Stühlen, Bänken, Schränken, Behältern, Milchgefäßen, Töpfen, (Häfen) und Schüſſeln und allen andern Sachen hielten es die Scherfenburger folgendermaſſen. Es war für eine Frau, Tochter oder Magd eine groſſe Schande, die Töpfe, Hafen, Tiegel, Schüſſeln und Teller, auch Meſſer und Gabeln, welche des Mittags gebraucht worden, bis auf den Abend unaufgewaſchen ſtehen zu laſſen, und wenn es eine gar über Nacht hatte ſtehen laſſen, und es kam aus, ſo war ſie nicht ſicher, daß nicht muthwillige Burſche den Vers hinter ſie drein ſangen: **Mädchen, ſoll ich dich noch freyn** ꝛc. Eben ſo ſpühlten ſie die Brau- und Waſchgefäße nach dem Gebrauch mit reinem Waſſer wieder aus, und kehrten ſie um, daß keine Feuchtigkeit darinne blieb, und die Sachen nicht vermoderten und faulten. Am vorſichtigſten waren ſie mit kupfernen, meſſingenen, zinnernen uud bleyernen Geſchirren. Man weiß aus gar vielen traurigen Exempeln, daß der **Grünſpan**, der ſich in den kupfernen Geſchirren anſetzt, wenn ſie nicht immer blank und reinlich gehalten werden, ein tödtliches Gift iſt. So ſpeiſten vor ohngefähr 10 Jahren über 40 Perſonen von der königlichen franzöſiſchen Leibgarde in ihrem Gaſthauſe grüne Bohnen (Faßeliche). Nach der Tafel klagten ſie ſich alle und wurden krank. Mehrere ſtarben an ſolchen Zufällen, wie ſie vom Gift herkommen, und die übrigen mußten alle lange davon leiden. Man unterſuchte die Sache und fand, daß die genoſſenen Bohnen in Kupfer gekocht und einige Zeit darin ſtehen geblieben waren, und das Kupfer war nicht über-

überzinnt geweſen. Wenn aber auch die kupfernen Geſchirre überzinnt ſind, iſt es doch gefährlich. Man muß aber vor allen Dingen keine Speiſe, die darinne gekocht iſt, darinne ſtehen und erkalten laſſen, und ſie müſſen immer rein gehalten werden, daß ſich kein Grünſpan anſetzen kann. Beſonders muß man ſich mit ſauren und fettigen Speiſen oder zerlaſſenem Fett, auch mit der Milch vorſehen, wodurch der **Grünſpan** am ſtärkſten ausgezogen wird. Das Bley, welches die Zinngießer unter das Zinn miſchen, iſt ein eben ſo gefährliches Gift. Man darf daher keine Milch oder ſaure Speiſen, auch keine ausgeſchlagenen Eyer in Zinn ſtehen, noch weniger darinne erkalten laſſen. Meſſingene Geſchirre ſind gleichfalls gefährlich wegen des Grünſpans. Die beſten ſind aber eiſerne inwendig mit **Zink** überzogen, dergleichen zu **Neuwied** verfertigt werden, und dann irdene. Doch dürfen dieſe keine ſtarke Glaſur haben: weil die Töpfer (Häfner) gemeiniglich zu viel Bleyaſche zur Glaſur nehmen. In **Scherfenburg** wohnte ein Töpfer, der lernte nach der Vorſchrift eines Buches, das ihm der Hr. **Pf. Luz** lieh, eine Art feinen Sand, den man in der Gegend findet, mit einem Zuſatz von Salpeter, ohne Bleyaſche, zu einer ſchönen Glaſur bereiten; ſo daß ſeine Geſchirre hernach weit und breit geſucht wurden.

Man ſieht aus dieſer ganzen Erzählung, daß der Menſch durch Ueberlegung auch in ſeiner Wohnung vieles **beſſer** machen kann, daß er geſunder, vergnügter darinne lebet, und weniger Schaden und Verdruß hat.

19.
Vom Heyrathen.



Für den Mann ſchuf Gott das Weib,
Ihn für ſie nicht minder.
Eins fürs andre leben ſoll:
Beyde für die Kinder.

"Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey. Ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn ſey. — Dieſes ſagt der Schöpfer ſelbſt, der wohl am beſten verſteht, was ſeinen Geſchöpfen gut iſt, zu allen Männern, deren Stand und Geſchäfte ohne eine Hausfrau nicht von ſtatten gehen können, alſo auch vornehmlich zu den Landleuten. Und doch ſehe ich viele unter euch, die ihrem Alter und ihren Umſtänden nach, wohl heyrathen könnten: die aber das ſanfte Joch des Eheſtandes verſchmähen, und ihr Leben in freudenleerer Einſamkeit hinbringen, wenn ſie gleich die Gabe der Keuſchheit nicht beſitzen. Und das ſind nicht die Armen, die ſelbſt kein Brod haben: es ſind mei-

ſtens

ſtens die wohlhabendſten, denen Gott eben dazu mehr Güter, als andern, gegeben hat, daß ſie ſeinen Segen mit einem lieben Weibe und mit einem Haufen lieber Kinder theilen ſollen. Meine Freunde! als Prediger der göttlichen Wahrheit muß ichs euch ſagen: es iſt **nicht gut, daß der Menſch allein ſey** und noch ſchlimmer, **daß der Landmann allein ſey!** Da ſitzt hernach ſo ein Trutzer hinter dem Tiſche. Niemand lacht und ſcherzt mit ihm, wenn er traurig iſt; niemand freut ſich mit ihm, wenn ihn Gott ſegnet, und niemand tröſtet ihn oder ſteht ihm bey, wenn ihn eine Noth überfällt. Er hat niemand, dem er die geheimen Gedanken ſeines Herzens anvertrauen könnte. Alles Vergnügen des Lebens muß er auſſer dem Hauſe ſuchen; jede Dienſtleiſtung muß er verlohnen. In der Wirthſchaft muß er ein Topfgucker (Häfelesgucker) ſeyn, oder ſich auf Dienſtbothen verlaſſen, die ſeine Sachen niemahls ſo gut wie ihre eignen, in Acht nehmen, wenn ſie noch ſo brav ſind. Da geht ihm dann jährlich gar vieles zu Grunde. Kommt er aber ins Alter, ſo ſtirbt er der Welt bey lebendigem Leibe ſchon ab. Da iſt niemand, der ihn Vater oder Großvater nennt; niemand, der ihn unterſtützt, wenn ſeine Füße wanken; niemand, der ihn leitet, wenn ſeine Augen dunkel werden; niemand, der ſeiner auf dem Krankenlager pfleget, und mit ihm betet. Er muß es denn alles mit Geld verlohnen, und wenn die Stunde des Scheidens kommt, muß er noch die Hand bezahlen, die ihm die Augen zudrückt. So geht es dem Einſamen, wenn er unſchuldig wandelt und durch Gebet und Wachſamkeit den natürlichen Trieb zum andern Geſchlecht zu unterdrücken weiß. Iſt aber einer ſo gottlos, daß er die Freuden des Eheſtandes auf unerlaubten Wegen ſucht, der iſt noch ſchlimmer daran. Er kommt dadurch auf dem nächſten Weg zum Bettelſtabe.

Solche Sünden koſten oft heimlich vieles Geld, und wenn ſie an den Tag kommen, nicht weniger. Alles Dichten und Trachten des Wollüſtigen iſt dann auf die Erfüllung ſeiner böſen Luſt gerichtet, daß er nicht mehr weiß, was er thut, und daß ſeine Wirthſchaft bald den Krebsgang geht. Giebt er ſich mit lüderlichen Weibsbildern ab: ſo bringen ſie ihn um das Seinige und er darf nicht ſcheel dazu ſehen. Verführt er ein ehrliches Mädchen: ſo fallen alle Seufzer und Thränen einer ſolchen Unglücklichen, alle Flüche und Verwünſchungen ihrer Eltern und Freunde auf ſeinen Kopf. Vielleicht mordet ſie in der ſchwarzen Stunde der Verzweiflung die Frucht ihres Leibes: da iſt er der Mörder vor Gott, wenn er auch hier nicht in des Scharfrichters Hände fällt. Verführt er aber das Weib eines andern: ſo iſt er Schuld an allem dem Unheil, das daraus entſteht, wenn eine Frau die vor Gottes Altar beſchworne Treue bricht. Allen Zank und Streit, ja oft Mord und Todſchlag unter den Eheleuten, die Vernachläßigung der Kinderzucht, den Verfall der Wirthſchaft, ſammt dem Unglück der Kinder und Kindeskinder eines ſolchen Hauſes, hat der Verführer zu verantworten. Und wie mag ihm einſt ums Herze ſeyn, wenn ihm auf dem Todtenbette vielleicht noch der Spruch einfällt: **Hurer und Ehebrecher wird Gott richten?** Meine lieben Freunde! **Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey!**"

Mit dieſer Anrede fieng der Herr Pfarrer **Weiße** einmahl die **Chriſtliche Lehre** mit den erwachſenen ledigen Burſchen an. Er hatte nemlich die Gewohnheit eingeführt, daß er des Sonntags nach der Veſper einmahl die Hausväter, einmahl die Hausmütter, einmahl die Eheleute zuſammen, einmahl die ledigen Burſche und Mädchen zuſammen, und ein andermahl die Burſche oder Mädchen **allein** in der Kirche behielt, und

und mitten unter ſie trat, wie **Chriſtus der Herr** unter das Volk, und ſich mit ihnen freundſchaftlich über alles, was jeder Claſſe eben gut und nützlich war, unterredete. Zuweilen nahm er auch die ganze Gemeinde zuſammen. In ſolchen Lehrſtunden hielt er gemeiniglich eine Warnungs- und Strafrede wider eine beſondern Untugend, die er an ſeinen Zuhörern wahrgenommen hatte. Und ſo fieng er auch einmahl bey den ledigen Burſchen mit obiger Rede an. Darauf fragte er diejenigen, welche in den Umſtänden waren, daß ſie wohl hätten heyrathen können, einen nach dem andern um die Urſache, warum ſie es nicht thäten? Da ſagte einer: er thäte es ſeiner alten Mutter wegen nicht; einer wollte erſt noch die Schulden abtragen, die auf ſeinem Gute hafteten; ein anderer gab an, er habe keine Luſt zu heyrathen; einer, ſein Vater wolle ihm nichts von dem Gute abgeben; etliche geſtunden, daß ſie ſich wohl ſchon eine Braut ausgeſucht hätten, aber deren Eltern wollten nicht einwilligen. Viele wußten aber nichts beſſers vorzubringen, als daß ſie kein Mädchen finden könnten, das ſich für ſie ſchicke. Und da brachte der Hr. Pf. durch Fragen und Antworten heraus, daß dieſe meinten: ein Mädchen, das ſich für ſie ſchicken ſolle, müſſe eben ſo viel, oder nicht viel weniger Vermögen beſitzen, als ſie. Er legte ihnen alſo aus dem Spruche: **ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn ſey**, die rechte Natur und Abſicht des Eheſtandes aus. Mann und Frau ſollten nähmlich ein Herz und eine Seele ſeyn. Sie ſollten alle Freuden des Lebens mit einander theilen, alle Leiden mit einander tragen, und ihr tägliches Brod mit einander durch fleißige Arbeit gewinnen. Die Hauptſache, wodurch ſich der Menſch in der Verbindung beyder Geſchlechter von dem Vieh unterſcheiden müſſe, ſey aber dieſes: daß Mann und Frau eins dem andern dazu

helfe, immerfort klüger, redlicher und durch ihre beſtändige Liebe und Zärtlichkeit immer liebreicher und gütiger zu werden, bis der Tod ſie wieder ſcheide. Segnete ſie Gott mit Kindern: ſo ſollten ſie durch ihre Lehre und Exempel dieſelben zu eben ſo braven Leuten machen, als ſie ſelbſt wären. Dieß ſey die rechte Abſicht des Eheſtandes. Es käme alſo dabey nicht auf die Güter, ſondern auf die Gemüther an. Wenn ſich dieſe zuſammen ſchickten und wenn ein armes Mädchen fleißig, ordentlich und klug ſey: ſo könne es leicht eine beſſere Ehe geben, als wenn zwey große Güter zuſammen gebracht würden und die Gemüther hernach wie Hund und Katze gegen einander wären. Es gehöre ja eben nicht eine gewiſſe Anzahl Grundſtücke zu einer Haußhaltung: ſondern ein nothdürftiges Auskommen, nebſt einem Sparpfenning für Nothfälle, ſey ſchon genug; und ſo viel könne ein Mann, der geſunde Gliedmaßen habe, und eine gute Hausordnung verſtehe, aus dem kleinſten Gütchen herausbringen, ja ſogar durch bloſſes Taglöhnern erſchwingen. Der Herr Pf. wandte ſich darauf an diejenigen, deren Eltern ihnen am Heyrathen hinderlich waren. Dieſen erklärte er, was in Eheſachen Rechtens im Lande ſey. Er ſagte: es ſey zwar billig, den Eltern auch hierinne Gehorſam zu beweiſen: aber die Eltern dürften doch die Kinder nicht an ihrem Glücke hindern, und ihnen keine Gewalt anthun. Denn auf die Neigung derjenigen Perſonen, die einander heyrathen und zeitlebens mit einander haushalten ſollten, komme das meiſte an. Er warnte ſie auch, daß ſie ja keine Eheverſprechung und Verlöbniſſe eingehen ſollten, bis ſie im Stande wären, die Heyrath zu vollziehen. Der lange Umgang tauge in der Wurzel nichts. Oft entſtehe daraus Mißhelligkeit der Gemüther und dann Streit und Zank, und die verderblichſten Proceſſe. So gab der brave Seelſor-

ger

ger den ledigen Burſchen noch andre Lehren vom Heyrathen, die er für nöthig hielt, und ermahnte ſie zuletzt: wer irgend ein Anliegen dieſer Art auf dem Herzen habe, ſolle ſich ihm anvertrauen und er wolle ihm gern rathen, auch bey den Eltern für ihn zum Beſten reden. — Zum Schluß erzählte er ihnen noch folgende traurige Geſchichte von einer durch eine unglückliche Heyrath gänzlich zu Grunde gegangenen Haushaltung, welche ihm ein Freund aus **Schweden** geſchrieben hatte.

20.
Michel Wolfs Eheſtandsgeſchichte und Kinderzucht.

Eheſtand iſt Weheſtand,
Wenn du freyſt mit Unverſtand.
Wählſt du wohl? iſt er gewiß
Dir ein irdiſch Paradies.

Klas Richmann in **Langholm** hatte das Geld lieb und war ein harter herriſcher Mann. Er legte den Spruch: **dein Wille ſoll dem Manne unterworfen und er ſoll dein Herr ſeyn,** ſo aus, als ob die Frau gar keinen Willen haben dürfe, und dem Manne blindlings gehorchen müſſe. Was er nun befahl, es mochte vernünftig oder unvernünftig ſeyn, das mußten ſeine Frau und Kinder auf der Stelle thun; ſonſt ſchlug er ſie braun und blau. Daher wurde die eheliche und kindliche Liebe von der Furcht vor ihm faſt unterdrückt, und man ſah kein freundliches uud vergnügtes Geſicht um ihn herum. Er hatte eine Tochter, **Maria** genannt, die war ein bildſchönes und gutes Mädchen. Wer ſie ſahe, mußte ihr gut ſeyn: nur ihr Vater hatte wenig Liebe zu ihr und hielt ſie übel mit Scheltworten und Schlägen; als ob ſies noch ſo arg verſchuldet hätte. Als ſie erwachſen war, freyte einer

der bravſten Burſche im Dorfe um ſie, und das Mädchen konnte ihn leiden, ſo daß es wohl eine glückliche Ehe gegeben hätte: aber er war dem Vater nicht reich genug. Einen andern Freyer, der reich genug war, wies er blos deswegen ab: weil er merkte, daß es ſeiner Frau und Tochter Wille war, und weil der Freyer dieſen ſeine Neigung eher zu verſtehen gegeben hatte, als ihm. Der harte Mann bedachte nicht, daß es bey der Heyrath auf der Tochter Glück ankomme, nicht auf ſeines; und daß alſo ihr Wille dabey ſeyn müſſe. Endlich kam **Michel Wolf** und hielt um ſie an. Dieſer war der einzige Sohn des größten Geizhalſes im Dorfe, dem einfältige Leute nichts Gutes Schuld gaben: weil ſie nicht begreifen konnten, wo er ſein vieles Geld und Gut her hatte. Er hatte es aber zuſammen gekratzt und geſchunden und ſeinem eigenen Leibe abgezwackt. Sein Sohn Michel war nicht ſo geizig: es war aber ein grober ungezogener Mann, der ſich viel auf ſein Geld einbildete und immer Recht haben wollte; ob er gleich wenig Verſtand hatte. Auch hatte er ſchon ein armes Mädchen zu Fall gebracht, der er heimlich die Ehe verſprochen hatte, und die er mit einem Stück Geld abfertigte: weil ſein Vater dawider war. **Maria** konnte ihn nicht ausſtehen. Sie hätte ſich lieber als Dienſtmagd vermiethet, als ſich entſchloſſen, den Grobian zu nehmen, und ihre Mutter konnte ihn eben ſo wenig leiden. Da nun **Richmann** dieſes merkte, ſo beſtand er nur deſto hartnäckiger darauf, daß ſie ihn nehmen ſolle, und gab ihm ſein Wort. Er bedachte nicht, daß er einſtens vor Gottes Richterſtuhle werde Rechenſchaft davon ablegen müſſen, wie er ſein Kind verheyrathet habe, zum Glück oder Unglück. Er folgte blos ſeinem Starrkopfe; und weil die Mutter und Tochter einmahl zu ſehr in Furcht geſetzt waren, ſo wagten ſie es nicht, ihm ſtandhaft zu widerſprechen. Die Mutter

bat

hat daher den Freyer im Vertrauen: er ſolle doch von dem Mädchen abſtehen, weil ſie ihn nicht leiden könne! Aber der lachte dazu und ſagte: "wenn wir nur erſt beyſammen ſind, da will ichs ihr wohl anſtreichen." Weil nun bey dieſem Grobian auch nichts auszurichten war: ſo vermahnte ſie die unglückliche Maria, ſich darein zu ergeben, und tröſtete ſie damit, daß vielleicht Michel Wolf ſich im Eheſtande noch beſſern würde, wenn ſie recht liebreich und freundlich mit ihm umgienge. Die Tochter dachte: es könne ihr bey ihm doch nicht ſchlimmer gehen, als bey ihrem Vater, und ſie ſey einmahl zum Unglück gebohren. So ließ ſie ſich zum Traualtar führen, wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wird: kaum daß ſie vor Weinen und Schluchzen das erzwungene Ja herausbringen konnte. Beym Hochzeitſchmauſe gab es denn genug zu eſſen und zu trinken, und die Muſicanten ſpielten auf, was ſie konnten und wußten: aber in den Herzen der Brautleute und der Gäſte war kein rechtes Vergnügen. Das mußte nun wohl eine erbärmliche Ehe und eine ſchlechte Kinderzucht werden: da Mann und Frau, die doch Lebenslang an einem Strange ziehen ſollten, einander vom erſten Tage an gram waren. Im Anfange verbiß Maria ihren Groll und gab ſich Mühe, den groben Michel durch Freundlichkeit und Leutſeligkeit zu gewinnen. Aber der war ein Kloz und blieb einer. Er gab ihr kein gutes Wort. Wie nun das erſte Kind kam, welches ein Knabe war, ſo hieng die unglückliche Frau ihr ganzes Herz daran und liebte es über die maßen: weil ſie bey dem Kleinen wieder Liebe fand. Und nun war ihr etwas beſſer zu Muthe; indem Gott des Menſchen Herz einmahl ſo eingerichtet hat, daß es immer etwas zu lieben haben muß, wenn es zufrieden ſeyn ſoll. Allein der Mann hielt ihr auch darinne das Widerſpiel. Er ſchmählte den ganzen Tag auf das Kind, und ſtieß

es von ſich weg, wenn es ihn lieb haben wollte. Er meinte fälſchlich: es müßten alle Kinder hart und mit Schlägen erzogen werden: und überlegte nicht, daß man darinne einen Unterſchied machen muß, nach dem die Gemüther der Kinder ſind, und daß bey manchen mit guten Worten und mit Liebe mehr auszurichten iſt, als mit Schimpfen und Schlagen. Je härter nun der Vater das Kind hielt: deſto mehr verzärtelte und verhätſchelte es die Mutter; ſo daß ein Taugenichts daraus werden mußte. Denn das Verzärteln der Kinder macht ſie zu eigenſinnigen Köpfen und weichlichen Butter-Memmen, die ſich nicht zum Bauernſtande ſchicken. Die Eltern ſtritten ſich alſo ordentlich darum, wer von beyden den Knaben am meiſten verderben ſolle, und weil er ſich, wie man denken kann, mehr zur Mutter hielt, die ihm alles zu Liebe that: ſo behielt ſie die Oberhand in dieſem Stücke. Sie wollte nun auch lieber kein Kind mehr haben; weil der Vater ſich aus dem erſten nichts machte: aber ſie bekam drey Jahr darauf noch ein Mädchen, zu ihrem größten Verdruſſe. Dieſes war ein bildſchönes Kind, welches **Michels** Mutter ſehr ähnelte. Weil es nun **Marie** nicht leiden konnte; ſo hatte es der Vater deſto lieber, und weil Er Herr im Hauſe war und ein gar ſtrenges Regiment führte: ſo mußte dem Töchterchen aller Wille geſtattet werden, und es wurde ein eigenſinniges, hochmüthiges und eitles Ding. Wegen der Kinder gab es nun alle Tage immer mehr Zank und Streit, daß es ein Leben in dem Hauſe war, ſchlimmer als im Zuchthauſe. Endlich wollte **Michel** gar einmahl bemerkt haben, daß **Marie** mit ihrem erſten Liebhaber, der noch ledig war, freundlich gethan hätte. Darüber gieng der Höllentanz erſt los. Er fiel wie ein Straßenräuber über die arme Frau her, ſchleppte ſie bey den Haaren herum, ſchalt ſie eine Hure und zerſchlug ſie, daß es zum Erbarmen war. Da hätte ſie

nun ſollen zu ihrem Vater oder zum Pfarrherrn ihre Zuflucht nehmen, der die Gemüther hätte beſänftigen und den Hausfrieden wieder herſtellen können. Allein, da ſie kein Vertrauen zu ihren Vater hatte: ſo begieng ſie den Fehler, daß ſie ſogleich zu einem Advocaten lief und ihren Mann beym geiſtlichen Gericht verklagte. Dieſer nahm auch einen Advocaten an, der verhetzte ihn, daß er die Frau des Ehebruchs beſchuldigte, den er ihr doch nicht beweiſen konnte. Da gab es nun einen grauſamen Proceß, der ein Jahr lang dauerte und über 100 Thaler an Koſten und Strafgeldern zu ſtehen kam: und doch war das Ende davon, daß beyde Eheleute einander Abbitte thun und wieder zuſammen gehn mußten; welches ſie, ohne einen Heller Unkoſten, hätten thun können, wenn ſie ſo klug geweſen wären, bey ihrem Streit den Pfarrherrn oder ſonſt einen verſtändigen und chriſtlichen Mann um Rath zu fragen.

Daß nun durch dieſen langen und verdrüßlichen Streit die Gemüther nicht liebreicher geworden waren, kann man leicht denken. Doch hatte Michel etwas von ſeinem unbändigen Jähzorn verlohren. Er legte ſich aber nun aufs Saufen, um ſich die Grillen zn vertreiben und die Rache zu erſäufen, die er nicht auslaſſen durfte. Zum Unglück war Marie noch während des Prozeſſes mit einem Sohne niedergekommen. Den haßten Vater und Mutter: er, wegen des falſchen Verdachts, den er gegen ſeine Frau hegte; und ſie, wegen des vielen Herzeleids, das ſie darüber ausſtehen mußte, da ſie doch ein gutes Gewiſſen hatte.

Der Junge wurde alſo wie ein Hund aus einer Ecke in die andere geſtoſſen und alles, was er anfieng, war nicht recht. Davon wurde er heimtückiſch, boshaft und rachgierig: weil ihm immer unrecht geſchah und niemand ihn lieb hatte. Auch legte er ſich aufs

heimliche Naſchen und Mauſen: weil er oft von Vater und Mutter Schläge bekam, wenn er Brod forderte. Die Eltern hätten nun fleißig mit einander davon ſprechen und ſich bereden ſollen, wie ſie den Kindern ihre Fehler abgewöhnen könnten; allein dies thaten ſie nicht: ſondern ſie begiengen wohl gar oft die Thorheit, daß ſie ſich in Gegenwart der Kiuder zankten, und einander die bitterſten Vorwürfe machten. Wenn hernach eins mit dieſem oder jenem Kinde allein war, ſo redeten ſie einander alles Böſe nach, gegen die Kinder. Da hielt es denn der älteſte Sohn immer mit der Mutter und die Tochter mit dem Vater, und ſie zankten und ſchlugen ſich wohl unter einander darüber, wer von beyden Recht hätte. In der Hölle kann es nicht ſchlimmer ſeyn, als in dieſer Haushaltung. Auch ſtarb die Frau in ihren beſten Jahren und der Mann gerieth immer weiter in das Saufen, daß er ſelten nüchtern war und alles drunter und drüber gieng in ſeiner Wirthſchaft; bis er endlich, ſeiner Tochter wegen, in Ketten und Banden kam und im Gefängniſſe ſtarb, wie ich nun weiter erzählen will.

21.

Was dabey heraus kommt, wenn Bauernmädchen ſich mit vornehmen Herren gemein machen.

Hoffarth gehet vor dem Fall:
Schande folgt ihm überall.

Michel Wolf hatte, wie ſchon geſagt, ſeiner Tochter, welche Lieſe hieß, allen Willen gelaſſen, und die Mutter hatte ihr nichts ſagen dürfen. Da war nun eine ſaubere Dirne daraus worden. Ein ſchönes Geſicht, große blaue Augen, die ſie künſtlich zu drehen wußte, ſchnippiſche Antworten, ſchöne Kleider, und flinke Füße, wenns ans Tanzen gieng — ſo war Wolfs Lieſe: aber keine Suppe konnte ſie recht kochen, keine Kuh recht ausmelken; der Graſebürde ſchämte ſie ſich; über ihr Garn ärgerte ſich der Weber krank, ſo ſchlecht wars geſponnen, und nach ihrer Mutter Tode ſah es in ihrem Hauſe immer aus, wie im Sauſtalle. Nur das Jüngferchen war alle Tage aufs ſchönſte geputzt. Wenn

Wenn nun auf die Kirchweihe oder beym Flurgang und andern Gelegenheiten die jungen Herren aus der Stadt kamen, die Bauersleute zu beſchmauſen: da hieß es Jungfer Wolfen hinten, Jungfer Wolfen vorn, und ſie riſſen ſich um das ſchöne Lieschen. Ihr Vater war ſo thörigt, daß er ſich viel darauf wußte, wenn ſo ein Geck ihm auf die Schulter klopfte und ſagte: Ey, Herr Wolf, hat er nicht eine brave ſchöne Tochter! Und er ließ das Mädchen ganze Nächte durch mit den Leichtfüßen herum hüpfen und ſchöckern. Der Krug geht aber ſo lange zu Waſſer, bis er bricht: ſo giengs auch dem ſchönen Lieschen. Es kam ein junger Herr mit breitem Gold auf der Achſel zur Kirchweihe. Der war ein Edelmann und ein Officier: aber ein ſolcher unchriſtlicher Böſewicht dabey, daß er ſich eine Freude daraus machte, ein einfältiges Bauermädchen wie Lieschen war, ins Unglück zu ſtürzen. Er ſetzte ihr in den Kopf, er wolle ſie zu ſeiner gnädigen Frau machen, und machte ſie zur Hure. Alsdann ritt der ſchlechte Menſch von dannen, und bekümmerte ſich nicht weiter um das arme Mädchen. Sie gieng nun manchen lieben Tag den Weg hinan, da er ihr versprochen hatte, wieder her zu kommen, und ſie zu holen, und des Abends kam ſie mit Thränen in ihren blauen Augen wieder heim, wälzte ſich ſchlaflos auf ihrem Lager die Nächte hindurch und ſeufzte nach ihm. Aber der vornehme Böſewicht kam nicht wieder, daß er auch nur gefragt hätte, wie es ihr gienge. Als ſie nun merkte, daß ſie ſchwanger war, ſchämte ſie ſich entſetzlich, und verbarg den hohen Leib, ſo gut ſie konnte. Sie fürchtete ſich, die andern Mädchen im Dorfe möchten ſie nun deſto grauſamer verhöhnen und beſchimpfen: weil ſie dieſelben ſonſt alle kaum über die Achſel angeſehen hatte. Man hat nun freylich in Langholm die löbliche Gewohnheit, daß jedes Mädchen,

chen, welches keine Mutter hat, eine andere brave Hausfrau im Dorfe zu ihrer Halbmutter erwählen muß, der ſie alles anvertrauet und die ſie über alles um Rath fragt. Aber **Lieſe Wolfin** hatte dieſes nicht gethan: weil ſie ſich einbildete, ſie ſey ſelber klug genug; woran ihr Vater Schuld war, daß er gar zu viel aus ihr machte. Jedoch war ſie ſo vorſichtig, daß ſie ihrem Vater bekannte, was ihr für ein Unglück widerfahren ſey. Weil der aber immer beſoffen war, und ſein bischen Verſtand voliens vertrunken hatte: ſo achtete er nicht ſonderlich darauf und gab ihr weder Rath noch Troſt, wie er als Vater hätte thun ſollen. Als nun die Zeit ihrer Niederkunft nahe kam, wartete ſie eines Abends auf ihren Vater, bis er aus dem Wirthshauſe kam. Da fiel ſie ihm um den Hals und bat um Gottes willen: er möchte ihr doch rathen und helfen; das Unglück ſey einmahl geſchehen. Er ſolle ſie doch nur zu einer Verwandtin auf einem andern Dorfe bringen: daß ſie nicht im Dorfe zu Spott und Schanden würde. Aber der Trunkenbold antwortete: was kümmerts mich, da ſiehe du zu! Und als ſie ihn ängſtlich fragte: was ſie um Gottes willen mit dem Kinde anfangen ſolle, wenn ſie Gott davon erlöſte? fuhr er ſie an und ſagte: meinethalben magſt du es kochen oder backen! Und da legte er ſich aufs Ohr und ſchlief. Da gieng die Unglückliche in ihre Kammer, rang und wand die Hände vor Betrübniß, und die Thränen floſſen ihr in hellen Tropfen die Backen herab. "Gott hat mich verlaſſen! ſchrie ſie ſchluchzend, mein Vater verſtößt mich! Der Treuloſe kommt nicht! Wo ſoll ich hin? Wo iſt Hülfe? Wo iſt Rath? Ach Gott im Himmel erbarm dich über mich!" Bald warf ſie ſich aufs Bett, bald lief ſie ans Fenſter und ſah an den Himmel, der mit ſchwarzen Wolken bedeckt war. So ängſtete ſie ſich bis um Mitternacht, und oft kams ihr

vor, als ſähe ſie ſchon alle Menſchen im Dorfe mit Fingern auf ſie deuten, und als kniete ſie vor der Kirchthüre und thäte Kirchenbuße. Und da war ihr zu Muthe, als ob ſie lieber ſterben wolle, als ſolchen Schimpf zu ertragen. Zum Unglück ward ſie noch dieſelbe Nacht, als ſie ſich mit ſo böſen Gedanken quälte, von einer Tochter entbunden, und hatte eine ſo leichte Geburt, daß ſie völlig bey Kräften blieb. Nun, da ſie das Kind ſahe, kam ſie gar von Sinnen, aus Furcht vor der Schande, und da fielen ihr die unvernünftigen Reden ihres Vaters, daß ſie das Kind ſeinethalben kochen oder backen möchte, wieder ein. Sie dachte: mein Vater hats befohlen, der mags verantworten. Und ſo rannte ſie in voller Wuth zum Backofen, der den Nachmittag zuvor geheizt geweſen war, und warf das arme Würmchen hinein, welches bald erſtickte. Das Mutterherz erwachte aber ſogleich wieder. Sie lief wie raſend ins Dorf, rief die Leute zuſammen und ſchrie: wißt ihrs, mein Kind hab ich gebacken, der Vater hats befohlen. Hängt mich! köpft mich! mein Kind iſt gebacken! — So ſchrie ſie die Leute an, die eben aus den Häuſern an ihre Arbeit giengen. Da nun ſchon vorher das Gerede gegangen war: es ſey mit **Wolfs Lieschen** nicht gar zu richtig; ſo hielt es der Dorf-Richter, (Dorf-Schulz, Dorfhauptmann,) der das Geſchrey auch hörte, für ſeine Pflicht bey **Michel Wolfen** Hausſuchung zu thun. Und da fanden ſie das erſtickte Kind im Backofen. **Wolf** lag noch und ſchlief ſeinen Rauſch aus. Als man ihn weckte, erſchrack er gewaltig über das Unglück, und wollte von nichts wiſſen. Der Richter ließ ihn aber ſogleich feſt machen, weil **Lieſe** dabey blieb, der Vater hab es ihr befohlen. Nun berichtete er die Sache an die hohe Obrigkeit, und da kam der Befehl, den Vater und die Tochter ſcharf zu bewachen, bis die Tochter ſich von ihrer Niederkunft etwas

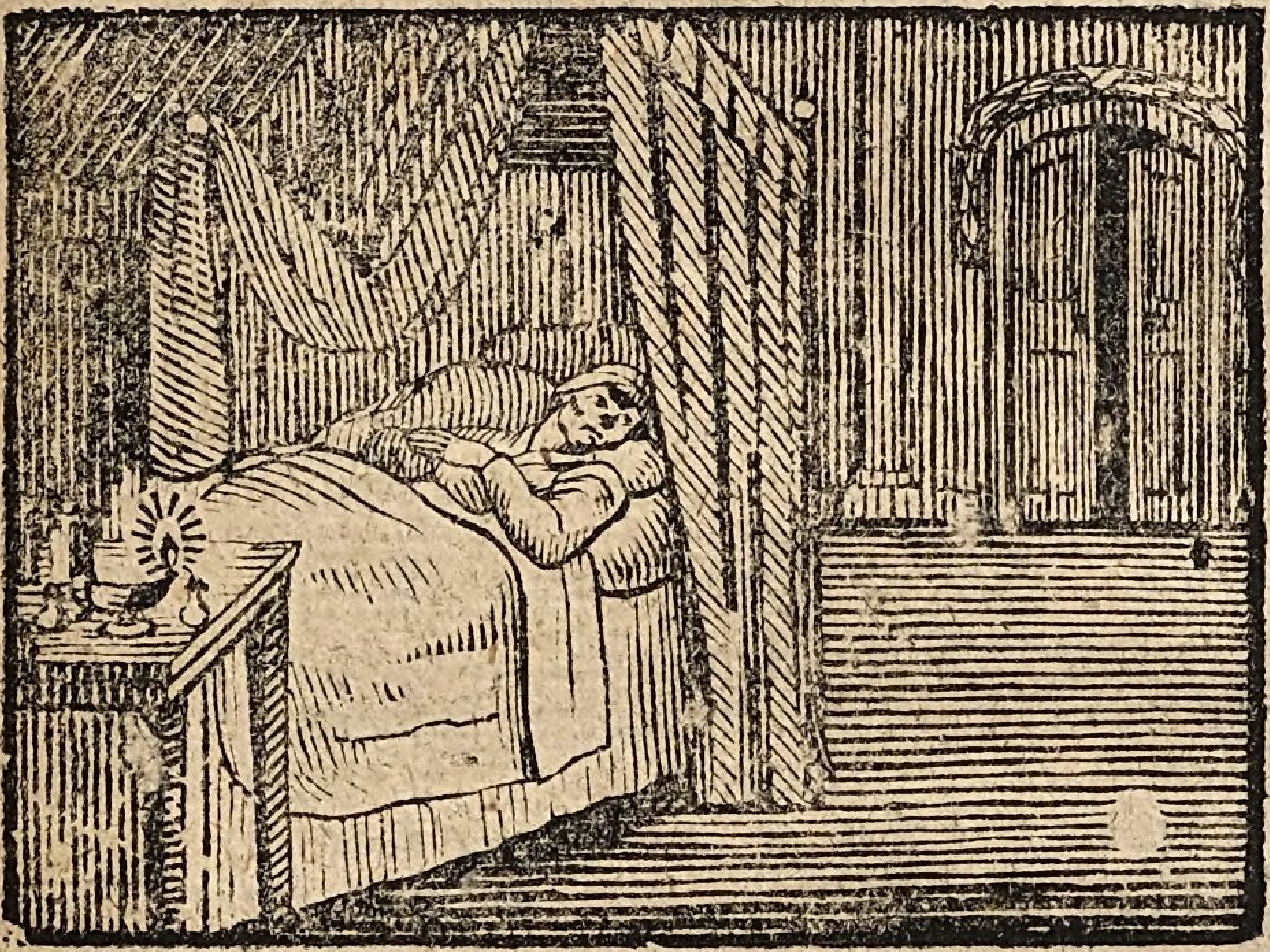
was erholt habe: alsdann alle beyde kreuzweiſe geſchloſſen auf einem Karren nach der Stadt ins Gefängniß zu liefern, welches auch geſchah.

Wie nun Michel Wolf da allein im Dunkeln ſaß, und keinen Brandtwein mehr zu ſaufen bekam, gieng er in ſich und erkannte, daß er an dem Unglück ſeiner Tochter Schuld ſey; ob er ihr gleich nicht befohlen habe, daß ſie ihr Kind umbringen ſolle. Sein Gewiſſen quälte ihn ſo ſehr darüber, daß faſt kein Schlaf in ſeine Augen kam. Immer ſaß er und betete, "O du gnädiger und barmherziger Gott, vergieb mir meine ſchweren Sünden, die nicht zu zählen ſind. Ich habe geſündiget, daß ich nicht die arme Anne zur Frau genommen. Ich habe geſündiget, daß ich meine ſelige Marie zur Heyrath zwingen helfen. Ich habe geſündigt, daß ich ſie ſo oft geſchimpft und geſchlagen, da ſies doch nicht verdiente. Ich habe geſündigt, daß ich der Lieſe immer gegen ſie die Stange gehalten und ihr durch die Finger geſehen. Ich habe geſündigt, daß ich dem Mädchen zu viel Staat gekauft und es damit eitel und hochmüthig gemacht. Ich habe geſündigt, daß ich dem gottloſen Offizier nicht die Thür gewieſen, und ihm geſagt: Herr! gehe er zu ſeines Gleichen! Ich habe geſündigt, daß ich mich dem Trunk ergeben und nicht bey Zeiten auf die Lieſe Acht gehabt, und ihre Klagen nicht angehört habe. Ich bin Schuld, daß ſie eine Kindermörderin geworden iſt und nun auf dem Rabenſteine ſterben muß! meine liebe Lieſe! meine Tochter! Ach gnädiger Gott! vergieb mir meine ſchweren Sünden!" So ängſtigte ſich der Mann beſtändig, daß er endlich krank wurde und ſtarb, ehe der Richter das Urtheil über ihn ſprach. Die Tochter wurde auf zeitlebens zum Zuchthauſe verurtheilt, wo ſie noch ſitzt, und ihr Unglück beweint. Sie kam hier bald zu der Erkenntniß, daß ſie beſſer und chriſtlicher gethan hätte, ihren aus ein-

fältiger Eitelkeit begangenen Fehltritt zu bekennen, die Strafe dafür mit Gedult zu tragen, und ſich zu beſſern: als daß ſie ihn habe verbergen wollen, und darüber den ſanften Muttertrieb unterdrückt habe und die Mörderin ihrer eignen Leibesfrucht geworden ſey. Ein ſo ſchreckliches Ende nahm es mit dem **Michel Wolf** und ſeiner Tochter. Seinen Söhnen gieng es nicht viel beſſer.

Jedoch, ſagte hier der Herr Pfarrer zu den Burſchen, die während der ganzen Geſchichte kein Auge von ihm verwandt hatten, ehe ich auf die Söhne komme, muß ich euch erſt einen Brief vorleſen, welchen der vornehme Officier, der die **Lieſe** verführt hatte, an den **Michel Wolf** geſchrieben, und den dieſer kurz vor ſeinem Tode erhielt. Er zog darauf ein Papier aus der Taſche, welches eine Abſchrift von dem Briefe war, und las ihn langſam und mit nachdrücklicher Stimme den Burſchen vor. Auch ſahe er dabey bald dieſem bald jenem, von denen er wußte, daß ſie nicht ganz reines Herzens waren, ſcharf ins Auge.

22.
Angſtbrief eines Wollüſtlings und Verführers, auf dem Todtenbette geſchrieben.



Gott ſtraft gewiß den Frechen,
Der die Unſchuld verführt.
Ihm giebt ſelbſt ſein Verbrechen
Den Lohn, der ihm gebührt.

Unglücklicher, bedauernswürdiger Vater! du ſitzeſt in Ketten und Banden. Die Blutrichter fertigen dein Urtheil. Dein Leichtſinn und deine Unmäßigkeit iſt Urſache, daß deine Tochter eine Kindermörderin geworden iſt. Schon ſiehſt du in Gedanken den Scharfrichter das Schwerd zucken und ihr Haupt abſchlagen. Und darüber blutet dir dein Herz im Leibe: dein böſes Gewiſſen zerreißt es, wie mit Löwenklauen. Armer Mann! Doch nein! Du biſt ein glücklicher Mann! Ich bin elender, als du! Ich bin der Mörder deiner Tochter und ihres Kindes! Ich bin dein Henker, der die letzten Tage deines Lebens vergiftet. Ihr habt aus Unverſtand gefehlt: ich aus Muthwillen. Euch ſtraft der menſchliche Richter: Gott verzeiht euch! Mich läßt der irdiſche Richter ungeſtraft: dafür ſtraft mich Gott. Hier liege ich. Mein Leib iſt voller Schwären und Beulen. Meine Stimme lautet wie das Pfeiffen einer Schlange. Die Wund-

Ärzte ſchneiden mir ein verfaultes Glied nach dem andern ab. Morgen wollen ſie den Naſenknorpel auslöſen. Bald werden mich die Würmer auffreſſen, ehe ich noch in die Erde komme. Den linken Arm kann ich vor Gichtbeulen nicht rühren. Das letzte, was ich mit der rechten Hand verrichte, iſt, daß ich dir dir dieſes ſchreibe. Es tröſtet dich vielleicht, zu wiſſen, daß der Verführer elender iſt, als die Verführte, der Betrüger unglücklicher, als die Betrognen. Deine arme Tochter war die letzte von den vielen unſchuldigen Seelen, die ich der Wolluſt aufgeopfert habe. Wenig Tage, nachdem ich mit Hohngelächter über ihre Einfalt, daß ſie glaubte, ich würde wiederkommen und ſie nachhohlen, zum Regiment gieng, machte ich mich mit einer Gaſſenhure gemein, derer erſter Verführer ich auch geweſen war. Dieſe gab mir den verdienten Lohn, und ſteckte mich mit einer garſtigen Krankheit an. Mein Geblüt hatte ich vorher ſchon durch mein unzüchtiges Leben verdorben und alle Kräfte geſchwächt. Die Krankheit fraß alſo plötzlich um ſich und ſetzte mich in den abſcheulichen Zuſtand, darin ich mich befinde. Alle Kunſt der Aerzte iſt nun vergebens. Ich verfaule bey lebendigen Leibe. Der Geſtank, der von mir ausgehet, tödtet mich faſt ſelbſt. Alle Menſchen fliehen vor mir, wie vor der Peſt. Und wenn ich ſo einſam und verlaſſen da liege, iſt mir immer, als hörte ich ſchon die Unglücklichen, die ich verführt habe, mit denen, die wieder durch ſie verführt werden, und den Eltern aller vor dem Richterſtuhl Gottes wider mich um Rache ſchreyen. Mir iſt, als ſähe ich allenthalben um mich her die verwahrloſten vaterloſen Kinder dieſer Elenden wegen Diebſtahl, Einbruch, Mord und Brand in Ketten und Banden werfen, und ich höre ſie alle alle wider mich, als den Urheber ihres Unglücks zeugen. Ich kann und mag nicht mehr leben und fürchte mich zu ſterben. Wenn nur die Erde ſich unter mir aufthäte und mich verſchlänge!

— — — — — — — — — —

Die Feder war mir vor Mattigkeit aus der Hand gefallen. Jetzt erhole ich mich wieder, und fahre fort, das letzte, vielleicht das einzige gute Werk meines Lebens zu thun. Ja, unglücklicher Vater, und du arme Betrogne, deren unſchuldiges junges Blut durch meine Schuld vom Schwerd des Nachrichters trieft! Ja, es iſt ein gutes Werk und iſt Pflicht, daß ich den elenden Reſt von Lebenskraft, den ich noch habe, zu eurem Troſte und zur Lehre und Warnung für die unſchuldige Jugend anwende. Schickt dieſen Brief in euer Dorf, laßt ihn in der

Schule

Schule und Kirche vorleſen, und macht ihn von Dorf zu Dorf weiter bekannt. Alles was ich leide, die unſäglichen Schmerzen, der unerträgliche Geruch, der kalte Angſtſchweiß, der Ekel vor mir ſelbſt, der Abſcheu anderer, das böſe Gewiſſen und die Höllenangſt und Verzweiflung — alles kommt von der Hurerey, dem Ehebruch und andern ſtummen Sünden, die ich mein Lebenlang verübt habe. Nun muß ich euch ſagen: in den Spitälern liegen auch manche Bauerntöchter und Bauernſöhne in gleichem Elend und ſchmachten nach dem Grabe. Als Mägde und Bediente ſuchen ſie in der Stadt ein beſſeres Fortkommen, werden von meines Gleichen verführt, fallen dann immer tiefer ins Laſter und nehmen ein Ende, wie ich: wenn ſie die Noth, in die ſie oft gerathen, nicht zu Dieben macht und der Gerechtigkeit in die Hände liefert. So geht es vielen, die ſich einbilden, in den großen ſchönen Häuſern ſey alles Gold, was glänzt, und die ein faules Bären-Häuter-Leben der geſunden, Gott und Menſchen wohlgefälligen Landarbeit vorziehen. Ich möchte mit meinem letzten Athemzuge allen Töchtern und Söhnen des Landes zurufen: bleibt, wo ihr ſeyd! Hütet euch vor meines Gleichen! und fliehet vor jeder Gelegenheit zur unerlaubten Wolluſt, wie vor der giftigen Schlange! Ich ſchreibe dieſes zitternd auf dem Todesbette mit der letzten Kraft, die mir die Wolluſt übrig gelaſſen hat. Gott erbarme ſich meiner armen Seele!"

Baron von S...

Hauptmann von der Infanterie."

Als der Herr Pf. dieſes geleſen hatte, ſah er, daß alle Burſche mit niedergeſchlagenen Augen ganz ſtill da ſtanden und einige ſehr blaß ausſahen. Er ſetzte daher kein Wort weiter zu dem Angſtbriefe hinzu, und es war eine lange Weile ſo ſtill, als ob keine Seele mehr in der Kirche wäre. Endlich kniete einer von den anweſenden Jünglingen, den der hochwürdige Hr. Pfarrer dazu vorbereitet hatte, nieder, und ſprach folgendes Reimgebet: und die andern fielen von ſelbſt auch auf ihre Knie und beteten ihm nach.

Mein Leib ſoll, Gott, dein Tempel ſeyn,
Mit allen ſeinen Gliedern.
Ihn will ich dir zum Dienſte weihn,
Zum Dienſt auch meinen Brüdern.
Er iſt, o Herr! ja dein Geſchenk,
Gieb, daß ich, deſſen eingedenk,
Ihn unbefleckt bewahre!

Gieb eine keuſche Seele mir,
Daß ich mit meinem Leibe
Nie frevle: daß geheiligt dir
Ein jedes Glied verbleibe;
Daß rein und keuſch mein Auge ſey,
Und ſittſam, daß ich immer frey
Gen Himmel blicken könne!

Von meinen Lippen komme nie,
Was ſchändlich iſt, zu hören!
Nie mögen freche Reden ſie
Und grober Scherz entehren!
Mein Ohr laß taub dagegen ſeyn!
Mein Herz, o Gott, erhalte rein,
Vom Gift der ſchnöden Lüſte.

Wo einmal Wolluſt herrſcht, da flieht
Der Seelen Ruh und Stille,
Im Herzen, wo ihr Feuer glüht,
Stirbt ſelbſt der gute Wille.
Und immer tiefer, tiefer ſinkt,
Wer ihren giftgen Becher trinkt,
Ins Elend und Verderben.

Entferne von mir, treuer Gott!
Der Wolluſt Zauber-Schlingen,
Die Leib und Seel in gleiche Noth
Und Schmach und Schande bringen.
Hilf, daß ich auf der Laſter-Bahn
Den erſten Schritt ſtets meiden kann,
Und reines Herzens bleibe!

Nun ſprach der fromme Pfarrherr weiter nichts mehr, als die Worte: **Guter Gott, Vater der Menſchen, erhöre die Bitten dieſer Jünglinge, um deiner ewigen Liebe willen. Amen! Gehet hin in Frieden! Der Herr ſey mit euch auf euren Wegen! Amen! Amen!** Und ſie ſtanden auf und giengen ſittſam und ſtill nach Hauſe. Jeder überlegte nun für ſich, wie er dem Reiz der unerlaubten Wolluſt am ſicherſten entgehen, und bald eine brave Braut vor den Altar führen könne; und etliche thatens noch denſelben Herbſt. Die Fortſetzung der Geſchichte von den beyden Söhnen des unglücklichen **Michel Wolfs** hätten ſie über der Tochter ſchier vergeſſen, wenn nicht den Sonntag darauf der Herr Pf. in der **chriſtlichen Lehre** von der Kinderzucht gehandelt, und bey dieſer Gelegenheit ſie vollends auserzählt hätte, wie ſie hier folget.

23.
Was noch ferner für Unheil aus der ſchlechten Kinderzucht Michel Wolfs entſtanden.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer:
Wie Hänschen ſich gewöhnt, bleibt Hans immer.

Die Einwohner zu **Langholm** waren ſo chriſtliche gute Leute, daß ſie Michel Wolfs Söhne, wegen der Schande, die ihrem Vater und ihrer Schweſter widerfahren war, nicht verachteten und verſpotteten: weil dieſe nicht Schuld daran waren. Wären ſie alſo durch dieſes Unglück zum Nachdenken gekommen, und hätten nun ihre durch die ſchlechte Zucht angenommenen Fehler und Laſter abgelegt: ſo konnten ſie noch brave Leute werden und glücklich und vergnügt leben. Denn ſie blieben noch ziemlich reich: obgleich ihr vä-

terliches Erbe in drey Theile gieng, und die Gefangenſchaft ihres Vaters viel Geld gekoſtet hatte. Allein man ſah an ihrem Exempel, wie ſchwer ſich Eltern verſündigen, welche ihre Kinder ſchlecht erziehen; indem auch dieſe beyden Brüder, ſo wie ihre Schweſter, ins gröſte Elend geriethen, blos deswegen: weil ihre Eltern ſie nicht in der frühen Jugend zu allem Guten angehalten und vor böſen Gewohnheiten bewahrt hatten. Nun hieß es: was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer, und wie Hänschen ſich gewöhnt, bleibt Hans immer. Bey dem älteſten, der Adam hieß, hatte es die Mutter darinne verſehen, daß ſie ihm zu viel Willen ließ und ihn verzärtelte: der jüngſte aber, mit dem Vornahmen Paul, war dadurch verdorben, daß er von beyden Eltern gar zu hart gehalten wurde. Beyden hatte es auch geſchadet, daß ihr Vater ein gar zu hitziger und grober Mann war. Denn vernünftige Eltern ſtrafen ihre Kinder niemahls im Zorn: ſondern ſie warten, bis ſich die erſte Hitze gelegt hat, und überlegen unterdeſſen, wie ſie den Kindern das Unrecht, das ſie gethan haben, recht deutlich mit Worten vorſtellen können. Alsdann thun ſie dieſes und ſagen zuletzt: ſieh, mein lieber Sohn oder Tochter! damit du es merkeſt und ſolch Unrecht nicht wieder thuſt, muß ich dich ſtrafen. Und da geben ſie ihn ein Paar Streiche auf den Hintertheil des Leibes; ja nicht an den Kopf: denn davon werden die Kinder dumm. Auch Maria, welche doch ſonſt eine gute Seele war, hatte es in dieſem Stücke verſehen. Die meiſte Schuld an dem Verderben der Kinder hatte aber die Aufführung der Eltern ſelbſt, daß ſie ihnen nicht mit ihrem Beyſpiel im Guten vorgiengen. Denn das hilft mehr als alles Vermahnen und Strafen. Auf ſolche Art war nun Adam, das Mutterſöhnchen, ein fauler Tagedieb und eine rechte Buttermemme geworden. Des

Mor-

Morgens war er nicht aus dem Bette zu bringen. Wenn Regen oder Schneegeſtöber war, kroch er hinter den Ofen, zog die Mütze über die Ohren und getraute ſich nicht zur Stube hinaus. In Wind und Sturm klapperte er vor Furcht nnd Froſt, wie ein Storch. Der Dreſchflegel (die Driſchel) war ihm zu ſchwer. Er dachte: Was brauchſt du dich denn ſo ab zu arbeiten? du haſt ja Geld und Gut genug! er überlegte aber dabey nicht, daß die Arbeit geſund und fröhlich macht, und daß dem Feißigen das Eſſen und der Schlaf beſſer ſchmeckt und beſſer bekommt, als dem Faulen. Gleichwohl aß und trank er doch gern was Gutes, und ließ ſich gern vor den Leuten ſehen. Weil er nun nicht nachrechnete, wie viel er jährlich von ſeinem Gute einnahm, und wie hoch ſich ſeine Ausgaben beliefen: ſo wußte er niemahls, wie ſeine Sachen ſtanden. Außerdem war nach ſeiner Mutter Tode und ſeitdem ſich der alte *Wolf* dem Sauſen ergeben hatte, eine große Verwirrung in der Feldwirthſchaft ſowohl, als in der Haushaltung entſtanden, und er war zu nachläßig, eine beſſere Hausordnung einzuführen. Knechte und Mägde thaten alſo, was ſie wollten. Manches Stückchen Land blieb aus Vergeſſenheit unbeſtellt; manche Kuh verdarb, weil ſie nicht zu rechter Zeit Futter und Streuung bekam; die Frucht vermoderte auf dem Boden, weil ſie nicht umgeſtochen wurde. Der faule *Adam* war zufrieden, wenn er nur lang im Bett liegen konnte und etwas leckerhaftes für den Schnabel hatte. Das wußten denn die Mägde ſo einzufädeln, daß es daran nicht fehlte; ja eine trug ihm die Frühſuppe vors Bett, und ſchmunzelte (laundelte, ſcheckerte, drehte ſich) ſo lange um ihn herum, bis er ſich mit ihr einließ, daß er ſie nehmen mußte. Dieß war nun ein erzgottloſes Menſch, die ihn noch beſtahl und alles, was ſie im Hauſe wackelnd machen konnte, den Knechten zuſteckte, als ſie ſchon

ſeine

ſeine Frau war. So gieng Adams Wirthſchaft überall den Krebsgang und da erſt Kinder kamen, wurde es noch ſchlimmer: bis er zuletzt ein Stückchen Feld nach dem andern verkaufen mußte und in große Armuth gerieth.

Paul Wolf war, wie geſagt, ſeinen beyden Eltern ein Dorn im Auge, und ward darüber durchaus boßhaft und feindſelig. Denn die Liebe und Güte der Eltern gegen die Kinder muß dieſe eigentlich zur Liebe und Güte gegen ihre Geſchwiſter und gegen andere Menſchen anleiten; und harte Eltern erziehen meiſtens ſtörrige, unfreundliche und feindſelige Kinder. Wo Paul einen Schaden anrichten konnte, ſo that ers. Und weil ſeine Geſchwiſter oft etwas beſſeres und mehr zu eſſen bekamen und bey den Eltern mehr galten, als er: ſo nahm er heimlich, und wurde neidiſch und habſüchtig. Denn der Fehler, daß manche Eltern einem ihrer Kinder mehr Liebe beweiſen, als den andern, verderbt die jungen Gemüther in den Grund hinein. Der Neid, die Habſucht, Näſcherey, Heimtücke und Schadenfreude nahmen nun bey dem Paul mit den Jahren zu, und weil er immer doppelte Schläge, von Vater und Mutter bekam, wenn er über loſen Streichen ertappt wurde: ſo lernte er auch ſich verſtellen und wurde ein abgefeimter Böſewicht. Schon als Schulknabe ſtiftete er lauter Unheil an, beſchädigte junge Bäume, neckte das Vieh, warf den Nachbarsleuten die Fenſter ein, mauſte Obſt und Eyer, hetzte die Hunde an die Vorbeygehenden, wies den Reiſenden falſche Wege und dergleichen. Und er wußte es meiſtens ſo zu machen, daß Unſchuldige wegen ſeiner Bosheiten geſtraft wurden, und er frey ausgieng. Wie ſein Vater und ſeine Schweſter kreutzweiſe geſchloſſen fortgeführet wurden, freute er ſich heimlich darüber, und wie es mit ſeinem Bruder den Krebsgang gieng, ver-

hetzte

hetzte er ihn noch zu einem Proceß mit einem Feldnachbar, der ihm viel Geld koſtete und nichts half. Er heyrathete nicht, ſondern verführte andern die Weiber, und lachte ins Fäuſtchen, wenn darüber Zank und Zwietracht unter den Eheleuten entſtand. Wo er einem Nachbar eine Furche abpflügen (wegackern) konnte, that ers, und was ihm in andern Leuteer Gärte und Häuſern eben zur Hand lag, ſteckte er in ſeine Taſche, wenn niemand zugegen war. Bey allen dieſen Boßheiten verſäumte er aber keine Kirche und wußte ſo fromme Reden zu führen und ſo andächtige Geſichter zu machen, daß der Prediger des Dorfs ganz von ihm eingenommen war, und es dahin brachte, daß man ihn zum Kircheninſpector (Gottshauspfleger, Heilingpfleger) wählte. Da begab ſichs nun, daß der Kirche ein Capital von 400 Thalern heimgezahlt wurde. Dieſes Geld verwahrte man, bis es wieder verliehen werden könnte, in einem eiſernen in der Sacriſtey befindlichen Kaſten mit zwey Schlöſſern, wozu er einen Schlüſſel und der Prediger den andern hatte. Ha! dachte der ſcheinheilige Kircheninſpector: der todte Gotteskaſten iſt reich genug! Ob er die 400 Thaler hat, oder nicht! dir werden ſie beſſer ſchmecken, und auf dich, als einen wohlhabenden Mann und Inſpector, wird kein Verdacht fallen. Und damit ſtieg er in einer dunkeln Nacht durch das Kirchenfenſter hinein, brach den Kaſten auf und trug die 400 Thaler nach Hauſe. Zum Unglück ließ er aber in der Eile ſeinen Schlüſſel am Kaſten ſtecken und vergaß ihn über dem Aufbrechen des andern Schloſſes. Wie nun der Schulmeiſter den Sonntag darauf in die Kirche kam und den Kaſten offen fand: rief er geſchwind den Prediger, zeigte ihm was geſchehen war und den ſehr kenntlichen Schlüſſel des Kircheninſpectors. Er war dieſem, ſo wie alle Einwohner des Dorfs, wegen ſeiner Heimtücke herzlich gram und brachte daher den Prediger ſogleich auf den

Argwohn, daß der Inſpector wohl ſelbſt der Dieb ſeyn möchte. Dieſer ſtritt anfangs dagegen. Weil aber der Schlüſſel ein ſo verdächtiges Merkmahl war, daß er Verantwortung davon zu haben befürchtete, wenn er nicht darauf achten wolle: ſo ließ er in aller Stille den Richter rufen und nahm mit ihm die Abrede, daß er bey dem Inſpector, ſo bald dieſer in der Kirche ſeyn würde, Hausſuchung thun ſolle. Nun ließ der Prediger den Inſpector in die Kirche hohlen und unterdeſſen fiel das Dorfgericht in ſein Haus, durchſuchte es und fand die 400 Thaler in einem Sacke, im Bettſtroh des ehrbaren und frommen Mannes verborgen. Dieſer ſtellte ſich in der Kirche gar ſehr erſchrocken und verwundert über den geſchehenen Diebſtahl, und noch mehr darüber, daß ſein Schlüſſel an dem Kaſten gefunden worden war, wie der Augenſchein bezeugte. Auch fieng er ſchon an, eine ziemlich wahrſcheinliche Lüge zu ſchmieden, wodurch er einen Unſchuldigen in Verdacht zu bringen und ſich rein zu waſchen ſuchte. Seiner Magd Vater war nähmlich dieſelbe Nacht, da der Kirchkaſten beſtohlen worden, bey ihm im Hauſe geblieben, und den Morgen darauf war er fortgegangen. Er ſuchte alſo dieſen armen Mann verdächtig zu machen, und gab vor: die Magd könne ihm wohl den Schlüſſel aus der Taſche genommen und ihrem Vater zugeſteckt haben. Aber während, daß er noch ſo ſprach, kam der Schulze und brachte die 400 Thaler, ließ dem Diebe auch ſogleich die Hände auf den Rücken binden und ihn mit Wache nach dem Amtsgefängniſſe bringen. Er blieb nun zwar beym Läugnen, aber eben die Boßheit, daß er ſeiner Magd Vater ins Unglück bringen wollte, gereichte ihm zum Verderben. Dieſer Mann wurde vors Gericht gefordert und ſagte eidlich aus: daß er in derſelben Nacht nicht habe ſchlafen können und daß er den Herrn Kir-

cheninſpector um 12 Uhr habe aus dem Hauſe gehen, und gegen 2 Uhr wieder kommen hören. Er habe auch dem Knechte, bey dem er gelegen, ſeine Verwunderung darüber bezeigt, daß ſein Herr in der dunkeln Nacht ins Dorf gehe. Dieſer habe aber geſagt: es ſey nicht das erſte mahl, und er werde wohl zu einer lüderlichen Frau ſchleichen, wie er oft zu thun pflege. Der Knecht wurde nun auch vernommen und beſtätigte dieſes. Da konnte der Böſewicht nicht länger leugnen, ſondern bekannte ſeine Uebelthat, und wurde etliche Jahr auf den Bau geſetzt. Den ihm zuerkannten Staupbeſen kaufte er mit Geld ab, und dieſe häßliche Geſchichte koſtete ihm einen ziemlichen Theil ſeines Vermögens. Die Miteinwohner zu Langholm, die ihn wegen des Unglücks ſeiner Schweſter blos bedauert hatten, verachteten ihn nun und vermieden ſeinen Umgang, wegen ſeiner eigenen Schandthat. Dieß war das Ende von der ſchlechten Kinderzucht Michel Wolfs. Der alte Richmann hat aber alles dieſes Unglück auch mit auf ſeinem Gewiſſen: weil er ſeine Tochter gezwungen hatte, einen Mann zu nehmen, den ſie nicht liebte; daher eben die verkehrte Kinderzucht entſtand."

Auf ſolche Art unterrichtete der Hr. Pf. Weiſe, wie es Chriſtus der Herr auch oft gethan hat, ſeine Zuhörer durch Exempel und Geſchichten. Er hatte ſie aber allmählich ſo weit gebracht, daß ſie auf ſeine Fragen, die er dazwiſchen einſtreute, nicht blos mit einem ſchafsmäßigen Ja oder Nein antworteten, ſondern ſie ſagten ihm ihre ganze Meynung von der Sache; und hatte einer einen Zweifel über etwas, ſo trug er ihn beſcheidentlich vor. Da geſchah es nun auch dieſesmahl, daß eine Frau auftrat und ſagte: "Es iſt aber doch erſtaunlich, Hochwürdiger Herr, daß der himmliſche Vater, der die Menſchen ſo lieb hat, es geſchehen läßt, daß manche Leute durch ihre Sünden in ſol-

ches ſchweres Unglück gerathen? Es wäre doch beſſer geweſen, der alte Richmann hätte ſeinen Willen nicht gehabt, oder Michel Wolfs Kinder wären bald wegge⸗ſtorben." "Das ſcheint euch nur ſo, meine gute Frau, antwortete der Herr Pf. Ihr wißt ja ſchon, daß wir Menſchen nicht dazu geſchaffen ſind, daß uns alles nach Wunſche gehe, ſondern vielmehr dazu, daß wir unſer Leben lang immer beſſer, das iſt, immer ver⸗ſtändiger, geſchickter, braver, gütiger und liebreicher werden ſollen. Dieſes kann aber nicht anders geſche⸗hen, als wenn wir immer beſſer lernen und erfahren, wozu die Dinge in der Welt nützen, und immer ſorg⸗fältiger thun, was vor Gott und Menſchen recht und gut iſt. Da hat uns nun Gott Gelegenheit dazu ge⸗ben müſſen, daß wir alles ſelbſt überlegen und uns im Rechtthun ſelbſt üben können. Deswegen hat er uns nicht zu Uhrwerken gemacht, die ohne ihr Wiſſen und Willen verrichten, was der Uhrmacher verlangt: ſon⸗dern er hat uns die Freyheit gelaſſen, auch wider ſei⸗ne Gebote zu handeln; damit wir ſehen, was daraus erfolgt, und daß wir ſo immer klüger werden. Wir ſehen aus den Geſchichten der Vorfahren, was dieſen nützlich oder ſchädlich geweſen iſt, und können an ih⸗rem Exempel vieles Schädliche vermeiden und vieles Nützliche nachahmen lernen. Unſre Kinder und Nach⸗kommen erhalten dann unſre Exempel noch dazu: ſie können alſo leicht noch weiter kommen im Verſtande und im Rechtthun; und ſo ſoll es, nach Gottes Willen fortgehen, daß die Menſchen überhaupt von Zeit zu Zeit immer klüger und beſſer werden; dagegen das Vieh immer überein bleibt." "Aber, ſagte die Frau, da ſind doch die Leute übel dran, die der liebe Gott zu ſolchen Lehr⸗Exempeln macht, und ſie hernach da⸗für ſtraft?" "Antw. Das thut der gute Vater im Him⸗mel nicht: ſondern ſie machen ſich ſelbſt dazu. Jeder

hat

hat ja ſeinen freyen Willen, recht zu thun, oder unrecht. Jeder iſt daher auch, wie man ſagt, der Sohn ſeiner Thaten oder ſeines Glückes Schmied; und wie mans treibt, ſo gehts. Aber außer dem werden ja die ſo geſtraften Leute durch die Strafe ſelbſt beſſer gemacht; wo nicht in dieſem, doch im künftigen Leben: und alles Unglück und Elend in der Welt iſt eigentlich nur eine väterliche Ruthe, wodurch Gott ſolche Menſchen beſſert, bey welchen die Ruthe mehr ausrichtet, als Vermahnungen."

24.

Herrn Flinks Haus- und Geſinde-Ordnung.

Ordnung halt' in allen Dingen!
Alles thu am rechten Ort
Und zu rechter Zeit hinfort;
So wird dirs auch wohl gelingen.

Herr Johann Caſpar Flink war ein reicher Freyſaſſe, von dem alle, die ihn kannten, zu ſagen pflegten: er habe den Namen mit der That. Er hatte nähmlich, bey einer ſtarken Wirthſchaft und ſechs Kindern, immer weniger Geſinde, und wurde doch mit aller Feld- und Hausarbeit eher, als andere, fertig. Darüber wunderten ſich die Leute ſehr: aber noch mehr darüber, daß ſeine Knechte und Mägde, bey der vielen Arbeit, doch die luſtigſten im Dorfe waren und pfiffen und ſangen, wo ſie giengen und ſtanden. Auch war das Geſinde bey ihm wie angeſchmiedet. Wer einmahl da diente, verlangte niemahls wieder abzuziehen, auſſer wenn es eine Heyrath betraf, oder Alters halben. Die ganze Kunſt lag aber in Herrn Flinks Haus- und Geſinde-Ordnung, welche folgendermaßen beſchaffen war.

Herr Flink hatte ſich von Jugend auf daran gewöhnt, bey allem, was er that, zu überlegen, wie es einzurichten ſey? Als er nun nach ſeines Vaters Tode das Freyguth übernahm, hatte er lange zuvor bedacht: wie er ſein Haushaltungsweſen anſtellen wolle, daß alles gehen müſſe, wie an der Schnur gezogen, und daß es darinne wenig Verdruß und Mißvergnügen gebe. Er pflegte oft zu ſagen: "eine Haushaltung muß ſeyn, wie ein Uhrwerk, wo jedes Rad und Getrieb, ja auch jeder Zahn an den Rädern, auf den Punkt eingreift, und wo alles einmüthig dahin ſtrebt, den Zeiger ordentlich fortzuſchieben. Die Wohlfahrt der ganzen Haushaltung iſt gleichſam der Zeiger, und alle dazu gehörigen Perſonen, als Vater, Mutter Kinder und Geſinde, ja auch das Vieh im Stalle und der wachſame Spitzhund auf dem Hofe, ſind, ſo zu ſagen, die Räder und Getriebe. Nur hat Gott bey der Haushaltungs-Uhr die ſchöne Einrichtung gemacht, daß es Vater, Mutter, Kinder und Geſinde gar wohl empfinden und merken, ob ſie ordentlich oder unordentlich geht, und daß ſie darüber vergnügt oder mißvergnügt ſind; welches bey der Stunden-Uhr nicht ſo iſt. Sie genießen nähmlich das Gute, was jedes zum Beſten der Haushaltung thut, mit einander, und leiden alſo darunter, wenn eins oder das andere ſeine Schuldigkeit verabſäumt. Jedes muß alſo recht treulich für alle, und alle für ein jedes ſorgen und arbeiten: Herr und Frau fürs Geſinde, und das Geſinde für die Herrſchaft; die Eltern für die Kinder und die Kinder wieder für die Eltern. Wenn dieß alle mit Freuden thun: ſo geht ein ſolches menſchliches Uhrwerk nach Herzensluſt; da ſieht man lauter fröhliche Geſichter, und da werden alt und jung, durch das beſtändige Rechtthun und durch das vergnügte Leben immer beſſer und beſſer, und Gott muß eine ſolche Haushaltung ſegnen!"

Dieß war Herrn Flinks Meynung vom Haushalten, die er ſorgfältig in Ausübung zu bringen bemüht war. Er glaubte aber: der Grund einer rechten Ordnung müſſe ſchon in der Anlage des Wohngebäudes und in der Stellung des Hausgeräthes liegen. Deswegen richtete er es ſo ein, daß die Küche an die Stube, und die Vorraths- und Milchkammer an die Küche anſtieß. In der Küche war ein Guß, ſo daß man kein Waſſer zum Weggießen heraus zu tragen brauchte; auch war der Eingang zum Keller darinne. Aus der Stube gieng ein kleines Fenſter in den Pferdeſtall, eben wo der Tiſch ſtand: ſo daß man im Stalle keine Laterne brauchte, wenn Licht in der Stube war. Aus der Mägdekammer gieng eine Thür mit einem Fenſterchen in den Kuhſtall. In der Hausflur (Hausern, Tenne, Diele) gieng die Bodentreppe hinauf und vom Boden konnte man das Heu und Grummet in den Pferdeſtall und Kuhſtall hinunter werfen. Der Brunnen war neben der Hausthür in der Ecke. Aus dem Stubenfenſter konnte man den Stadel (die Scheure) und den ganzen Hof überſehen und durch ein klein Fenſterchen in der Stubenthür ſah man, was auf der Hausflur (Tenne) vorgieng, wo der Futterkaſten ſtand. Durch dieß Fenſterchen konnte man auch die Leute und Kinder errufen, ſie mochten im Hauſe ſeyn, wo ſie wollten. Alle Kaſten, Schränke, und andere Hausgeräthe, bis auf die Schuhbürſte, Kamm und Striegel, mußten jedes an einem ſolchen Platze ſtehen, hängen, oder liegen, wo es zunächſt bey der Hand war, wenn man es brauchte: und wer etwas gebraucht hatte, mußte es allezeit wieder an den Ort bringen, wo es hin gehörte. Mit dem Geſchirre und Acker- und Gartenwerkzeugen hielt ers eben ſo, und die Kinder gewöhnte er von Jugend auf an dieſe Ordnung: indem ſie ihre Kleider, Bücher und Spielſachen allezeit ordentlich aufheben muß-

ten. Durch dieſe Einrichtung wurden täglich viele hundert Schritte im Hin- und Hergehen erſpart und eine für den Landmann gar koſtbare Sache, nähmlich Zeit gewonnen. Auch brauchte Niemand nichts zu ſuchen, oder vergeblich nach etwas zu fragen, worüber oft viel Verdruß entſtehet.

Bey den Mahlzeiten für Menſchen und Vieh und im Schlafengehen und Aufſtehen hielt er gewiſſe Stunden, und gemeiniglich geſchah alles dieſes bey ihm eine halbe Stunde früher, als in andern Häuſern: daher es ſchien, als hätten ſeine Leute nicht viel zu thun, weil ſie immer eher fertig waren.

Bey allen Geſchäften hatte er die Regel: **was heute geſchehen kann, verſchiebe nicht bis morgen, und was du ſelbſt verrichten kannſt, laß nicht auf andere Hände warten.** Dieſe Regel befolgte er ſo, daß wenn z. E. eine Unreinigkeit weg zu fegen war, er nicht erſt die Magd vom Melken oder den Knecht vom Anſchirren wegrief, ſondern lieber ſelbſt den Beſen ergriff. Er pflegte dann zu ſagen: **was mir nutzt und niemanden ſchadet, kann mich nicht verunehren.**

Mit dem Geſinde hielt es Herr Flink folgendermaßen. Wenn ſich ein Knecht oder eine Magd bey ihm vermiethen wollte, ſo führte er ſie überall herum, und zeigte ihnen, was für eine Ordnung bey ihm eingeführt ſey, und erzählte dabey, was jedes alle Tage ungeheiſſen zu verrichten habe. Darauf fragte er ſie: wenn ihr ſelbſt Haus und Hof hättet, würdet ihr mir eure Dienſte wohl auch anbieten? Wenn ſie nun antworteten: "ſie würden lieber ſelbſt Herr oder Frau ſeyn, als dienen, ſo fragte er weiter: **und weſſen Wille müßte dann in eurem Hauſe gelten, eurer oder eures Geſindes Wille?** Da ſagten ſie natürlicher Weiſe: "unſer Wille, als der Herrſchaft." Ich

muß

muß euch nun ſagen, fuhr er fort, daß ich es eben ſo halte. Wer in meine Dienſte geht, der verſpricht mir, **meinen Willen** zu thun, nicht **den ſeinigen**. Mein Wille iſt aber, daß in meiner Haushaltung zu allen Zeiten und Stunden accurat das geſchehe, **was eben nöthig und gut iſt**. Es kann nun treffen, daß es eben gut wäre, den Kuhſtall auszumiſten, zu einer Zeit, da die Viehmagd etwas noch nöthigeres zu thun hat. Da muß es der Knecht verrichten, wenn ichs ihm befehle; und er darf mir nicht einreden, es ſey ſeine Sache nicht, und er ſey nur für die Pferde angenommen. Ein andermahl kann es kommen, daß die Magd ihm wieder ausmiſten helfen, oder daß der Knecht den Beſen ergreifen und die Stube auskehren muß. Er darf ſich auch nicht weigern im Winter das Spinnrad vor ſich zu nehmen, wenn es weiter nichts zu thun giebt. Und ſo halte ichs durchaus, daß jedes, außer ſeinen ordentlichen angewieſenen Geſchäften, alles thun muß, was eben zu thun vorfällt, und wer ſolches unbefohlen thut, iſt mir deſto lieber. Ich denke darinne ſo. Alle Menſchen, Herrſchaften ſowohl, als das Geſinde, ſind von Gott **dazu** erſchaffen, daß ſie ſo **viel Gutes** verrichten ſollen, **als ſie immer zu Stande bringen können**. Wem nun Gott keine eigne Haushaltung gegeben hat, der ſoll dieſes in einer fremden thun, wo er ſich in Dienſt begiebt. Wollt ihr nun dieſes, ſo verſpreche ich euch dagegen, daß ihr es bey mir auch eben ſo gut und wohl noch beſſer haben ſollt, als wenn ihr für euch wäret."
So ſprach Herr Flink mit den Leuten, und ſagte ihnen auch ſein Gleichniß von der Haushaltungsuhr, und ſeine Wirthſchaftsregeln und Sprichwörter, ehe er ihnen den Leihkauf (Handgeld) gab. Was nun ſchlechtes Geſinde war, das verlor wegen der accuraten Ordnung die Luſt bey ihm zu dienen, und kam nach dem Beſehen nicht wieder. Aber ein braver Knecht

und eine brave Magd hielten es für eine Ehre, in einer ſolchen Haushaltung zu ſeyn, wo alles ſo ordentlich und nach der Schnur gieng. Die ſagten dann: ſie wollten doch verſuchen, ob ſie es ihm zu Dank machen könnten; und da machte er ihnen noch folgende Geſinde-Lehren bekannt.

"Erweiſe deiner Herrſchaft Gehorſam, Ehrerbietung und Liebe, wie ein Kind ſeinen Eltern erweiſet: denn ſie ſorgt für dich, wie Eltern für ihre Kinder ſorgen.

Sey beſcheiden und höflich gegen ſie: ein gutes Wort koſtet nicht mehr, als ein grobes, und erwecket doch Gunſt und Liebe.

Mache deiner Herrſchaft Freude: ſo haſt du wieder Freude, wenn ſie fröhlich und aufgeräumt iſt.

Gehorche ihr auf den Punkt und verrichte alles ſo, wie ſie es befiehlt: ſo muß ſie mit dir zufrieden ſeyn, wenn die Sache auch nicht zum Beſten geräth.

Thue, was nöthig iſt, ohne Befehl: ſo wirſt du mit deiner Pflicht noch Dank verdienen. Verpflichte dich aber nicht zu Dienſten, dazu dir das Geſchick oder die Kräfte fehlen, damit du nicht mit Schanden beſteheſt.

Sey ehrlich und treu im Kleinen, wie im Großen! Wer Pfennige ſtiehlt und Hände voll entwendet, kann auch Thaler ſtehlen und Metzen (Scheffel) veruntreuen. Die Menge macht nicht den Dieb, ſondern das Mein und Dein, und ehrlich währt immer am längſten.

Rede auch die Wahrheit, im Kleinen, wie im Großen. Wer eine Lüge macht, muß noch zehn dazu machen, die erſte zu beſchönigen: und wer lügt, iſt auf dem Wege zum Stehlen, der an den Galgen führt.

Behüte deine Herrſchaft vor Schaden und Verdruß, wo du kannſt und weißt! Von dem, was ihr widerfährt, fällt immer auch ein Theil auf dich.

Plaudere nicht aus dem Hauſe, weder Böſes noch Gutes. Es nutzt niemahls und ſchadet immer. Eine Magd, die auf Gaſſen und Straßen das große Wort führt, findet gute Herrſchaften gemeiniglich ſchon verſehen, wenn ſie ſich meldet.

Die Fehler der Herrſchaft trage mit Gedult und thue deine Pflicht darum nicht weniger. Wenn ſie ihr Verſprechen nicht hält, kannſt du wohl eine andere Herrſchaft ſuchen: aber ſo lange du noch bey ihr biſt, darfſt du in

deinem Dienſt nicht läſſig werden. Du haſt es Gott verſprochen, treu und redlich zu dienen.

Die Kinder im Hauſe ehre und liebe, als deines Herrn Kinder. Thue nichts unrechtes vor ihren Augen, und ſtärke ſie nicht in ihren Unarten.

Fremde, die zu deiner Herrſchaft kommen, bediene ſorgfältig und freundlich, als ob du es der Herrſchaft ſelbſt thäteſt; und miß deine Freundlichkeit nicht nach dem Trinkgelde ab, das ſie dir reichen.

Sey zufrieden mit deinem Lohne, und murre nicht, wenn ein andrer Dienſtbothe mehr, als du, bekommt. Denke, daß es dein freyer Wille geweſen iſt, und daß dir nicht mehr verſprochen worden.

Gegen dein Neben-Geſinde ſey freundlich, aber nicht zu gemein. Rede niemals gegen daſſelbe Böſes von der Herrſchaft; und haſt du Urſache es zu verklagen, ſo thue es nicht hinter dem Rücken: ſondern bringe deine Beſchwerden in ſeiner Gegenwart an.

Sey gutes Muths: dieß iſt halbe Arbeit. Bete fleißig, und denke, daß vor Gott ein treuer Dienſtbothe ſo werth geachtet iſt, als ein Herr: dieß macht guten Muth.

Von deinem Lohn ſpare ſo viel du kannſt, für das Alter.

Iß und trink nicht übermäßig, wenn dir die Herrſchaft Schrank und Keller offen läßt. Du möchteſt dich ſonſt ans Freſſen und Saufen gewöhnen, und einmahl an deinem eignen Tiſch deſto mehr darben müſſen.

Hoffarth und Ueppigkeit ſteht einem Dienſtbothen, wie der Sau ein goldenes Halsband, oder dem Eſel ein koſtbares Reitzeug.

Auf ſolche Art machte Herr Flink ſeinen Leuten vorher bekannt, wie ſie ſich in allen Stücken aufzuführen hätten. Denn er meinte: was man von den Leuten wolle gethan haben, darüber müſſe man ſie erſt recht verſtändigen, in der Hausordnung ſowohl, als in Landesgeſetzen und Rechten. Deshalb rief er auch alle Morgen ſeine Leute und Kinder zuſammen, und gab nach einem kurzen Gebete aus dem Herzen, jedem auf, was es den Tag über fertig bringen müſſe. Hernach wurde ein Vers geſungen, und jedes gieng mit Freuden an ſeine

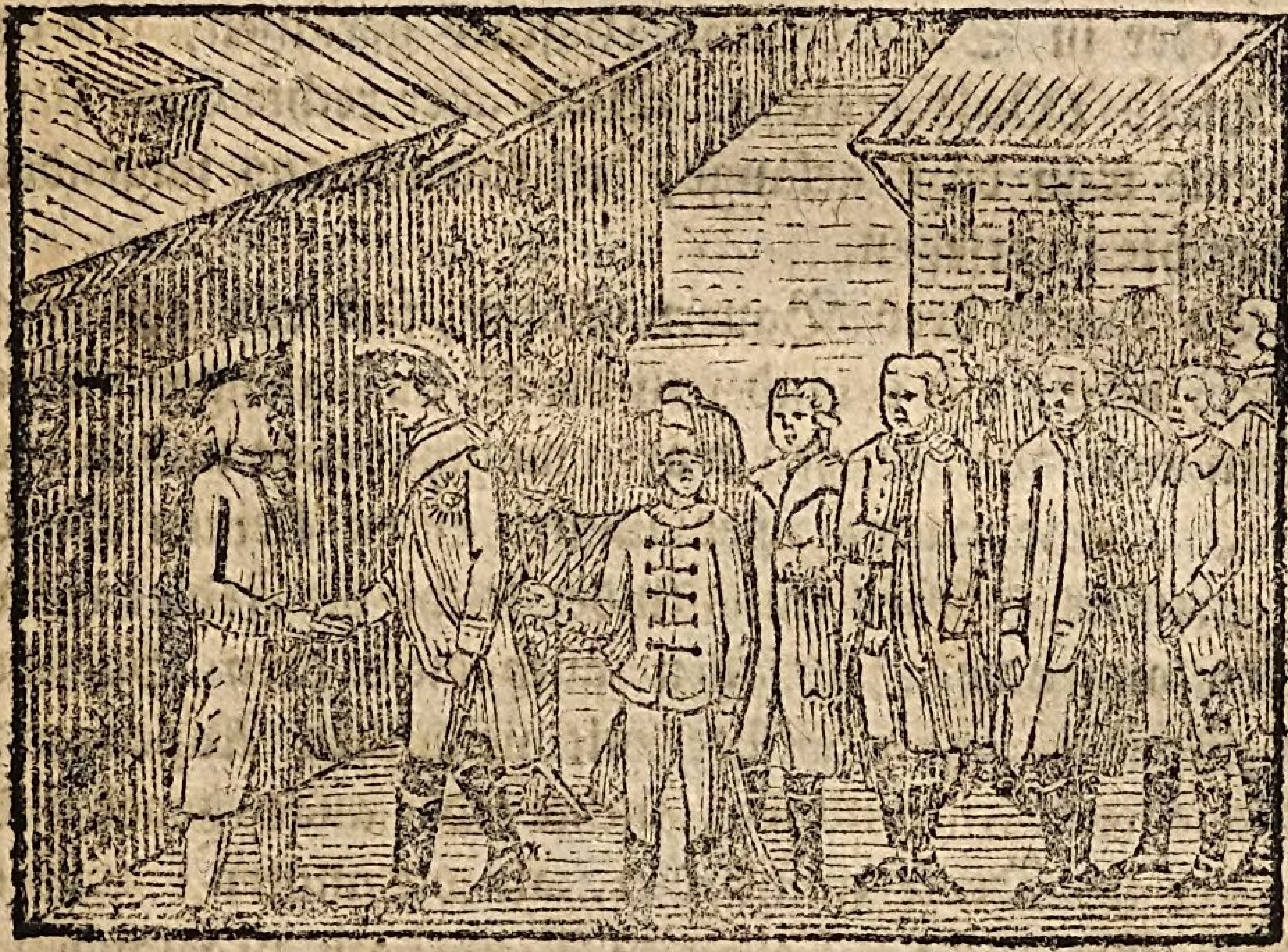
Arbeit. Des Abends hielt ers wieder ſo, und fragte jedes, wie die Arbeit von Statten gegangen? Dabey gieng er, als Hausvater, zuletzt ins Bett, und zuerſt wieder heraus.

Bey dieſer Hausordnung waren nun Hr. Flink und ſeine Frau immer munter und vergnügt, erlebten viele Freude an ihren Kindern, hatten wenig Verdruß mit ihrem Geſinde, und wurden von Zeit zu Zeit wohlhabender. Doch iſt zu merken, daß der kluge Mann dem Geſinde zwar nicht mehr Lohn gab, als andere, ihn aber auf den Punkt auszahlte; daß er ihm zwar keine Leckerbiſſen, aber doch genug und nahrhafte Koſt vorſetzte; daß er allezeit freundlich gegen daſſelbe war, und es lobte, auch zuweilen beſchenkte, wenn es ſeine Sachen recht machte. Was aber den Dienſtbothen (Ehehalten) am meiſten bey ihm gefiel, war dieſes: daß er ihnen, wenn ſie gewiſſe Jahre lang treu und redlich bey ihm ausgehalten hatten, zu einem eigenen Stückchen Brod behülflich war, und ſie faſt ſo gut, wie ein Vater ſeine Kinder ausſtattete. Denn er war der Meynung: Ein Hausvater gleiche in dieſem Stücke einem Könige oder Fürſten, der gute Unterthanen haben wolle. Dieſer müſſe vor allen Dingen dafür ſorgen,

daß es ihnen wohl gehe.

25.

Von der Ehre.



Willſt du wahrhaft geehret ſeyn?
Der Titel thut es nicht allein;
Reichthum iſt wohl gar hinderlich:
Sey Ehren werth, ſo ehrt man dich!

Das Vieh iſt zufrieden, wenn es geſund iſt, zu freſſen hat, der Ruhe pflegen und, wenn die Zeit dazu kommt, ſein Geſchlecht fortpflanzen kann. Aber für uns nach dem Bilde Gottes geſchaffene Menſchen, mit einer unſterblichen Seele, iſt eine ſolche Vieh-Zufriedenheit nicht genug. Wir müſſen mehr haben Auch der geringſte Taglöhner verlangt mit Recht zu ſeiner Zufriedenheit, daß ihn niemand verachte und verſpotte, daß ſein Dienſtherr ihm freundlich thue und ſeine Miteinwohner ihn für einen braven Mann halten; wenn er gleich arm iſt. Wer ſich auch daraus nichts macht, was andere ehrliche Leute von ihm halten, dem

iſt nicht über den Weg zu trauen und man hat die Thüren und Schlöſſer wohl vor ihm zu verwahren. Dagegen giebt es aber auch Exempel, daß Leute, welche gar zu hoch geehrt ſeyn wollen, darüber zu Narren werden, oder in Schande und Unglück gerathen, wie es der **Lieſe Wolf** ergieng. Was aber rechte Ehre ſey, und wie man dazu gelange, iſt klärlich aus folgender Geſchichte zu erſehen.

Es waren drey Bauern-Söhne, faſt von gleichem Alter, welche mit einander in die Schule giengen. Die Eltern von allen dreyen waren wohlhabende und brave Leute. Sie hatten aber immer einen kleinen Neid auf einander. Weil nun Kinder leicht die Fehler ihrer Eltern annehmen: ſo ſahen auch dieſe drey Burſche von Jugend auf einander mit neidiſchen Augen an; und wie ſie heran wuchſen, ſuchte jeder angeſehener und geehrter im Dorfe zu werden, als die andern. Sie ſuchten aber nicht auf einerley Weiſe dazu zu gelangen: und am Ende zeigte ſichs, wer die Kunſt, ſich wahre Ehre und Hochachtung zu verſchaffen, am beſten verſtanden.

Der eine, **Peter Koch** genannt, war hübſch von Geſicht und wohl gewachſen. Als Burſch hatte er immer die ſchönſten Kleider, trug Stiefeln und des Sonntags ein ſpaniſch Rohr mit Silber beſchlagen, auch goldne Trotteln am Hut. Die Mädchen wußten ſich viel, wenn er mit ihnen vortanzte und er dachte Wunder! wie geehrt er wäre, wenn die Leute auf ſeine Kleider ſahen. Wie er hernach ſeine eigne Wirthſchaft hatte, ließ er ſein Haus weiſſen, und die Thüren und Fenſter recht bunt mahlen, daß es vor andern ins Auge fiel. Seine Frau und Kinder kleidete er immer mehr nach Bürgers-Manier, als andre thaten, und er ruhte nicht eher, bis ers dahin brachte, daß er zum Kirchenvorſteher gewählt wurde. Da ließ er ſich nun **Herr Kirchenvorſteher**, und ſeine Frau **Frau Kirchen-**

Kirchenvorſteherin nennen, und dachte, er wäre weit über ſeine beyden Schulcameraden hinweg, die er kaum über die Achſel anſahe. Aber was geſchah! Der Herr Kirchenvorſteher hatte nicht gut Schreiben und Rechnen gelernt. Als nun das Jahr um war, und er die Rechnung ablegen ſollte, da hatte er ſo grobe Fehler und ſo buntkrauſes Zeug durcheinander gemacht, daß ihm die Stelle wieder genommen werden mußte; ob er gleich ſonſt ein ehrlicher Mann war. Weil er aber auf ſeinen Titel dick gethan hatte: ſo lachten ihn nun die Leute aus, und nannten ſein bemahltes Haus ſpottweiſe: die **bunte Kirchenrechnung.** Er ſah' alſo wohl ein, daß es mit ſeiner Ehre nichts war, und daß er nicht die **rechte Ehrbegierde**, ſondern nur **eine kindiſche Eitelkeit** gehabt hatte. Er ließ es damit gut ſeyn, und mit der Zeit vergaßen die Leute ſeinen Fehler und ehrten ihn mehr, als da er darauf ausgieng, ſich ehren zu laſſen.

Der andere von den dreyen, **Johann Balzer**, dachte: **Geld macht den Mann**, und fieng von ſeiner Jugend an, zu ſparen und das Seinige zuſammen zu halten; dazu nahm er das reichſte Mädchen im Dorfe zur Frau, und erbte, als einziger Sohn, ſeines Vaters ganzes Gut. Da waren freylich aller Augen auf ihn gerichtet, und weil ihm die meiſten Leute ſchuldig waren und die Armen bey ihm ein Taglohn verdienen konnten: ſo nahm jeder die Mütze vor ihm ab, und nannte ihn **Herr Balzer.** Er dünkte ſich dann ein großer Mann zu ſeyn, wenn er mit einer gnädigen Miene kaum an ſeine Mütze griff, und die andern ſie tief herunter nahmen. Aber heimlich wurde er von allen beneidet, und weil er ſich und andern nichts von ſeinem Geld zu Gute that: ſo ſchrie man ihn für einen Geitzhals aus. Es geſchah nun, daß dieſer Mann das Unglück hatte, daß er in einem

Brand,

Brande, der eben nach der Erndte auskam, ſein Haus, Scheure und Stallung, mit allem was darinne war, einbüßte. Er konnte nicht einmahl ſeinen Geldkaſten retten: ſondern der verbrannte mit, und beym Aufräumen brachte ein diebiſcher Taglöhner das geſchmolzene Silber, das er fand, auf die Seite. Balzer hatte nun nichts mehr, als ſeine Grundſtücke und ſeine ausſtehenden Capitalien. Dieſe trieb er daher aufs ſtrengſte ein, auch von den Leuten, die mit abgebrannt waren; und wurde wegen dieſes Verluſts auch noch geitziger, drückte die Arbeitsleute, gab keinem Armen eine chriſtliche Wohlthat, beſchnitt ſeinem Geſinde den Lohn: ſo daß er in wenig Jahren wieder in den Stand kam, in dem er vor dem Brande geweſen war, und immer reicher wurde. Aber durch ſeinen Geitz und ſeine Hartherzigkeit gegen Dürftige kam er in ſo ſchlimmen Ruf, daß er zuletzt, da ſein Vermögen aufs höchſte geſtiegen war, erſt einſahe, daß man reiche Leute nur alsdann ehrt, wenn ſie von ihrem Reichthume andern etwas zu Gute kommen laſſen, und daß er nicht **wahrhaft ehrbegierig**, ſondern nur **hochmüthig** geweſen war.

Hans Wohlmann, der dritte von dieſen Schul-Geſellen, die mit einander um die Ehre ſtritten, hatte den Spruch Chriſti des **Herrn**: **Suchet am erſten das Reich Gottes und ſeine Gerechtigkeit; ſo wird euch das übrige alles zufallen**, zu ſeinem Leibſpruch gemacht, und legte ihn ſo aus: das Reich Gottes beſtehe darinne, daß Gott in der Welt alles gar verſtändig und klug einrichte, und daß er allen ſeinen Geſchöpfen Gutes thue und ſie glücklich mache. Wer nun ſeine Sachen auch mit Verſtand und Ueberlegung einrichte und allen Leuten, mit denen er zu thun habe, auch ſelbſt dem Vieh, lauter Gutes erweiſe: der regiere gleichſam mit Gott in ſeinem Reiche, dem könne

es

es nicht fehlen, die Ehre müſſe ihm von ſelbſt zufallen, ſo wie das Vermögen; ſo viel ihm nähmlich nach Gottes weiſem Rath und Willen nütze ſey. So dachte **Hans Wohlmann** und that auch darnach. In ſeiner Feld- und Hauswirthſchaft machte er nicht alles nach der alten Leyer: ſondern wo er einen nützlichen Vorſchlag hörte oder in einem Buche las, da probierte er ihn erſt im Kleinen, und wenn es gut einſchlug, im Großen. Er forſchte über alles ſelbſt fleißig nach, und bat jeden, der eine Sache beſſer wußte, als er, um Rath und Lehre. Dadurch wurde er mit der Zeit ſo verſtändig, daß ſich alle Leute im Dorfe an ihn wandten, wenn ſie in einer Sache beym Ackerbau und der Viehzucht, desgleichen im Eheſtande oder der Kinderzucht, nicht recht Beſcheid wußten. **Hans Wohlmann** wußte meiſtentheils zu rathen, und wenn er ja von einer Sache keinen Beſcheid geben konnte: ſo ſagte ers aufrichtig, um durch ſchlechten Rath keinen Schaden zu thun. Seine Liebe und Güte gegen andre Menſchen war herzlich, und er zeigte ſich mehr in Thaten, als in Worten. Er hatte eine alte kranke Mutter, die trug er ſo zu ſagen auf den Händen und wartete und pflegte ihrer, wie ſie ſeiner in der Kindheit gepflegt hatte. Konnte er einem ſeiner Nachbarn etwas zu Gefallen thun, ſo that ers, oft ehe er darum gebeten wurde. Gegen ſein Geſinde war er ſo freundlich und liebreich, daß es alle Sachen mit Freuden recht machte, und daß ers oft nicht einmahl zu befehlen brauchte. War eine gemeine Arbeit zum Beſten des Dorfs zu thun, ſo war **Hans Wohlmann** meiſtens der erſte auf dem Platze, und ermunterte andere durch ſein Beyſpiel zum Fleiß. Geſchah ein Nothfall und man fragte, wer geholfen habe? ſo hieß es: Ey! wer wirds denn ſeyn, als der liebe **Hans**. Dieſen Nahmen hatten ihm die Kinder gegeben. Denn er war

gegen

gen ſie ſo freundlich, wie gegen ihre Eltern, und reich oder arm war ihm einerley. Er grüßte den Schweinhirten ſo höflich und ſo freundlich, als den Vornehmen.

Seine Frau hatte bey ihm ihren Himmel auf Erden und ſie that ihm wieder alles zu Liebe, was ſie ihm an den Augen anſehen konnte. Seine Kinder brauchte er nicht viel zu vermahnen, daß ſie gut und brav ſeyn ſollten: ſie thatens von ſelbſt; weil ſie ſahen, daß ihr Vater und Mutter deswegen immer fröhlich und vergnügt waren und faſt von allen Menſchen geliebt und geehrt wurden, weil ſie ſo gut und brav waren. Wirklich dauerte es nicht lange, ſo war Hans Wohlmann der geehrteſte und beliebteſte Mann im Dorfe. Er wurde zum Kirchenvorſteher gemacht, als Peter Koch dieſe Stelle verlor, und blieb es ſein Lebenlang. Es fiel einmal ein Kind in den Teich: da ſprang Hans Wohlmann nach und hohlte es mit Lebensgefahr heraus. Darüber bekam er ein Geſchenk vom gnädigen Fürſten, und weil der Herr bey dieſer Gelegenheit erfuhr, wie Wohlmann ſonſt ſo verſtändig und gut ſey: ſo ließ er ihn ſelbſt vor ſich kommen, reichte ihm die Hand und ſprach: "ich wünſchte mir recht viel "ſolche Unterthanen zu haben, wie Ihr ſeyd, mein "lieber Hans! Gott gebe euch Geſundheit und lan"ges Leben!" Ja der Fürſt ehrte ihn ſo hoch, daß er einmahl, als er mit ſeinem Gefolge durchs Dorf ritt, bey Wohlmanns Hauſe ſtille hielt, und ſich ſeine Wirthſchaftseinrichtung zeigen ließ, welche auch wahrhaft ein Meiſterſtück von Wirthſchaft zu nennen war. Da machten denn ſeine Miteinwohner große Augen: aber ſie beneideten ihn nicht; weil ſie ihn alle lieb hatten; nur ehrten ſie den lieben Hans noch mehr, als zuvor, und ſie thatens nicht anders, er mußte bey Ehrentagen und Gaſtmahlen allezeit oben an ſitzen, neben dem Herrn Pfarrer. In ſolchen Ehren blieb Hans Wohlmann

bis an ſein Ende: woraus man ſieht, daß er das rechte Mittel gefunden hatte, Ehre zu erlangen, welches war, daß er ſie verdiente. Man kann nun leicht denken, daß dieſer Mann, weil er ſeine Sachen immer aufs beſte einzurichten ſuchte, auch in ſeinem Vermögen zunahm, ſo lange er lebte, und daß er ſeine Kinder in guten Umſtänden hinterließ; ob er gleich niemahls ängſtlich geſorgt hatte: was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Sein Leibſpruch traf auch in dieſem Stücke ein. Bey ſeiner Redlichkeit, ſeinem Verſtande und ſeinem Fleiße, fiel ihm das Vermögen eben ſo zu, wie die Ehre.

16.

Von der Gemüthsruhe und dem Gewiſſen.

Sey im Denken und im Sprechen
Weiſe, treu und brav im Thun!
So mag Erd und Himmel brechen:
Du kannſt ſicher ruhn.

Die in der vorigen Nummer geſtandene Beſchreibung von Hans Wohlmann iſt eigentlich ein Stück der Leichenpredigt, die ihm der Prediger des Orts hielt, als er begraben wurde. Er hatte keinen beſondern Text dazu genommen: ſondern er erklärte darinne die vornehmſten Leibſprüche des Seligen, die er oft im Munde geführt hatte. "Meine Freunde, ſagte er nun gegen das Ende der Predigt: noch einen Leibſpruch unſers ſelig verſtorbenen Bruders kann ich nicht übergehen. Kaum etliche Stunden vor ſeinem Tode beſuchte ich ihn. Troſt brauchte er nicht: denn ſein Gemüth war ruhig und er freute ſich recht darauf, bald in eine neue Welt zu kommen, wo er wieder Gutes ſchaffen und wohl thun könne: da die

Schwäche

Schwäche des Alters ihn hier auf Erden daran hindere. Ich ſprach alſo von ſeiner Krankheit, und bedauerte, daß ihm das lange Liegen wohl ſehr beſchwerlich ſeyn müſſe. Nein, ſagte er: das Gefühl von der Beſchwerde nimmt allmählich ab, ſo wie die Kräfte abnehmen, und, ſetzte er freudig hinzu, **ein gut Gewiſſen, iſt ja ein ſanftes Küſſen.** Ueber dieſen ſchönen Spruch muß ich euch noch einen kurzen Unterricht geben. Manche gute Chriſten denken oft daran und beten darum, daß Gott ihr **Gewiſſen** rein erhalten möge, und ängſtigen ſich auch zuweilen über dieß und jenes, ob es nicht wider ihr Gewiſſen ſey? Auch martern ſich einige mit ſogenannten **Gewiſſens-Scrupeln;** indem ſie zweifeln, ob ihnen Gott gewiſſe Sünden, die ſie begangen haben, verzeihen und ihnen wieder gnädig ſeyn könne. Man hat grauſame Exempel, daß ſolche gute, aber einfältige Leute wegen dergleichen Gewiſſensſcrupeln ganz von Sinnen gekommen, oder ihr Lebenlang zu keiner rechten Gemüthsruhe gelangt ſind. Hernach giebt es auch **Mückenſäuger** und **Kameel-Verſchlucker,** die ſich ein weites oder enges Gewiſſes machen, je nachdem ſie es benöthigt ſind. Dieſe denken, wenn ſie in einer und der andern Pflicht recht genau und accurat wären, als im Kirchengehen, im Beten, in der Enthaltung vom Fluchen und Schwören, im Faſten und dergleichen: ſo wäre ihr Gewiſſen verwahret, und könnten ſie dabey lügen, betrügen, ſtehlen und andere Gottloſigkeiten ohne Furcht verüben. Andere meinen, es ſey genug, wenn ſie ſich vor groben Miſſethaten, worauf Galgen und Rad ſteht, hüten, und bedenken nicht, daß wer eine Garbe Getraide, eine Bürde Gras oder Holz ſtiehlt, wer die hohe Obrigkeit um einen Groſchen Zoll oder Acciſe betrügt, ſo gut ein Dieb vor Gott iſt, als wären es Tonnen Goldes. Alle dieſe ſind nun ſehr

falſch berichtet vom Gewiſſen. Das Gewiſſen iſt nähmlich nichts anders, als die Meynung, die wir ſelbſt von unſerm eignen Thun und Laſſen haben, ob es recht oder unrecht, und Gott wohlgefällig, oder mißfällig ſey? Dabey iſt uns wohl zu Muthe, wenn wir recht gethan haben, und es drückt uns im Herzen, wenn wir unrecht gethan haben. Und das heißt man ein **gutes** oder **böſes Gewiſſen.** Gott hat dieſe Einrichtung im menſchlichen Herzen mit großer Weisheit ſo gemacht: damit jeder deſto mehr auf ſeiner Huth ſeyn ſoll vor böſen Thaten. Es iſt aber ganz und gar nicht nöthig, für das Gewiſſen, als wäre es eine beſondere Sache in uns, ängſtlich zu ſorgen: ſondern es kommt allein darauf an, daß wir in allen Dingen, im Kleinen wie im Groſſen, recht thun, unſer Lebenlang. Auf ſolche Art behalten wir immer von ſelbſt ein gutes Gewiſſen, ohne daß wir daran zu denken und uns damit zu ängſtigen brauchen. So machte es unſer ſeliger Mitbruder **Wohlmann**; und daher hatte er die ſchöne Gemüthsruhe, die ihm recht aus den Augen lachte. Daher traf auch das Sprichwort: **ein gut Gewiſſen, iſt ein ſanftes Küſſen,** bey ihm aufs Haar ein. Er lag auf dieſem Küſſen ſein Lebenlang ſo ruhig, wie ein frommes Kind an ſeiner Mutter Bruſt: und endlich, da er alt und Lebens ſatt war, entſchlummerte er auf demſelben ruhig in den Todesſchlaf, und ſah ſterbend noch aus, als ob er ein Kind anlächelte.

Des Noth- und Hülfsbüchleins

zweyter Theil.

Wie Bauersleute mit Ehren reich werden können?

27.

Was Wilhelm Denker für ein Mittel erwählt, zu einem kleinen Gute zu gelangen.

Schick einen Eſel übern Rhein —
Es kommt ein Langohr wieder heim.
Der Kluge nur noch klüger wird,
Wenn er die weite Welt durchirrt.

Wilhelm Denker zu Dalbergen war der jüngſte von ſechs Brüdern und merkte wohl, als er heran wuchs, daß von ſeines Vaters Gütchen ein ſo kleines Stück an ihn kommen würde, daß er nicht davon leben könne. Gleichwohl hatte er große Luſt, einmahl ein wohlhabender Mann zu werden. Dieſer Denker war aber ein gar beſonderer Kopf. Wo er gieng und ſtand, hatte er die Augen und Ohren allenthalben, und wollte von allem, was er ſah und hörte, den rechten Beſcheid wiſſen. Da war faſt kein Baum im Walde, kein Gräschen auf der Wieſe, dem er nicht nachforſchte, nach ſeinem Nahmen, wozu es diente und was es ſonſt für Eigenſchaften hätte. Er meinte: das ſey eben der rechte Unterſchied zwiſchen einem Menſchen und einem Ochſen in der Welt, daß der Ochſe blos freſſe und ſaufe, der Menſch aber alles, was ihm vorkomme, zu verſtehen und das Wie? und Warum? davon zu begreifen ſuche. Dabey hatte er ſich gewiſſe Sprüche angewöhnt, die er bey allen Gelegenheiten anbrachte: Z. E. **Nichts geſchieht ohne Urſache.**

Urſache. Wie die Urſache, ſo die Wirkung. In die Wirkung kann nichts kommen, das nicht in der Urſache liegt. Was links liegt, kann nicht rechts liegen, und was ſchwarz iſt, kann nicht weiß ſeyn. Gott weiß wohl, was er macht und warum und wie? Was albern iſt, können wohl Menſchen thun, aber Gott nicht. Solcher Regeln hatte er noch viele, und ſie kamen ihm meiſtens zur rechten Zeit ins Gedächtniß. Wenn z. E. des Nachts im Hauſe ein Gepolter entſtand und ſeine Brüder ſich vor Geſpenſtern fürchteten, ſo ſagte er: ſeyd keine Narren! das Gepolter iſt eine Wirkung: es muß eine Urſache haben, die poltern kann. Wenn die Geſpenſter Geiſter ſind: ſo haben ſie ja weder Hände noch Füße, noch ſonſt etwas feſtes, womit ſie poltern könnten. Laßt uns nachſuchen, was gepoltert hat. Und da fand ſich denn gemeiniglich, daß etwas herunter gefallen, oder eine Katze den Mäuſen nachgeſprungen war, und dergleichen. Nun fürchteten ſie ſich nicht mehr, wenn ſie die Urſache von der Wirkung wußten. So pflegte Denker von Jugend auf bey allen Dingen auf das Wie? Wenn? Wo? Warum? Wozu? und Wodurch? Acht zu geben, und ſo überlegte er auch: wie und wodurch er wohl bey ſeinem kleinen Erbtheil reich werden könne?

Zuerſt dachte er daran: ob er nicht ſeine paar Aeckerchen verkaufen und das Geld in die Lotterie ſetzen ſolle, um das große Loos zu gewinnen. Es hatte wirklich ein Mann in ſeinem Dorfe etliche Jahre zuvor 500 Thaler gewonnen: aber derſelbe Mann war durch dieſes Geld lüderlich geworden und hatte ſeine Habe und Gut dazu verthan, daß es hieß: wie gewonnen, ſo zerronnen. Zwey andere ſeiner Nachbarn hatten nur Groſchenweiſe ins Lotto geſetzt, und waren über dem beſtändigen Hoffen und

Harren auf Ternen und Quaternen faſt zu Narren geworden, hatten ihre Arbeit vernachläßigt, und kamen täglich in größern Verfall. Denker las auch einmahl in den Zeitungen, daß es mit dem **Lotto** lauter Betrug und Schelmerey ſey, und wenn einmahl einer ein paar Zahlen treffe, ſo bekäme er nicht den zehnten Theil ſo viel ausgezahlt, als er eigentlich bekommen ſollte. Er las auch Geſchichten, daß Leute über dem Lottoſpiel von Sinnen gekommen, und andere in ſolche Noth gerathen wären, daß ſie von Haus und Hof gelaufen und zu Schelmen, Dieben und Mördern geworden wären. Er ſah alſo nicht, **warum** und **wozu** er ſein Geld in dieſen Unglücks- und Laſter-Topf werfen ſollte.

Seine beyden älteſten Brüder hatten ſich einmahl einfallen laſſen, einen Schatz heben zu wollen. Ein fremder Jäger geſellte ſich im Wirthshauſe zu ihnen, und machte ihnen weiß: hinter ihrem Garten ſtünde ein Schatz von vielen tauſend Thalern, den er heben könne. Nur müſſe er dem Geiſte, der darüber geſetzt ſey, vorher 7 Ducaten, 7 Thaler, 7 Groſchen, 7 Pfennige, nebſt einem ſchwarzen Hahn und 7 Eyern opfern, und er ſey für jetzt nicht im Stande, ſo viel zuſammen zu bringen. Die Burſche ließen ſich beſchwatzen, verkauften was ſie hatten, und brachten das Geld auf den beſtimmten Platz. Hier machte der Jäger allerhand Zirkel und Kreuze auf die Erde und in die Luft, gebehrdete ſich dabey wie ein Narr, und ließ endlich die beyden Brüder ein Loch graben. Da kamen ſie wirklich auf einen ſchweren Kaſten, den ſie nicht bewegen konnten. Nun ſagte er: das Opfer müſſe erſt geſchehen, ehe der Geiſt den Kaſten fahren ließ. Er legte alſo das Geld mit dem Hahn und den Eyern darauf, kniete nieder und fieng an, allerhand unverſtändliche Worte zu murmeln. Die beyden Brüder hieß er ein wenig bey Seite gehen: weil

weil ihnen ſonſt der Geiſt allenfalls die Hälſe umdrehen könnte, wenn ſie kein reines Gewiſſen hätten. Dieſe entfernten ſich aus Furcht weiter, als es nöthig geweſen wäre, und unterdeſſen entwiſchte der Geiſterbanner. Als ſie nun meinten, der Geiſt müſſe wohl heraus ſeyn, ſchlichen ſie furchtſam wieder hinzu und fanden zwar den Kaſten mit dem Schatze noch an ſeinem Orte: aber von dem Opfer hatte der Jäger nichts da gelaſſen, als den Hahn und die Eyer. Der Kaſten war voller Kieſelſteine. Dieſe Geſchichte hatte ſich **Wilhelm Denker** gemerkt, und es fiel ihm nicht ein, durch Schatzgraben reich werden zu wollen. Vielmehr dachte er: der rechte Schatz, den ein Bauersmann heben könne und ſolle, ſey in ſeinem Acker verborgen; das Opfer, das er darauf legen müſſe, ſey Miſt, und die Kunſt, ihn zu heben, beſtehe in fleißiger und geſchickter Bearbeitung des Ackers. Er wünſchte ſich alſo zum reich werden nichts weiter, als etwas Land und gute Geſundheit. Da aber von ſeines Vaters Gütchen zu wenig auf ſeinen Theil kam: ſo mußte er auf Mittel denken, ſo viel Geld zu erwerben, daß er mehr dazu kaufen könne. Er beſuchte nun die Bedienten des Edelmanns zuweilen, und ſah, daß dieſe außer ihrem guten Lohne, auch viele Trinkgelder bekamen und ein hübſches Stück Geld aus den abgelegten Livreen nehmen konnten. Dieſes machte ihm Luſt, in Herren-Dienſte zu gehen. Er ſah freylich auch, daß dieſe Burſche alles bald wieder durchbrachten, und daß hernach mancher, wenn er eines Verſehens wegen fort gejagt wurde, vor den Thüren betteln mußte. Aber er dachte: ſo einfältig bin ich nicht. Ich will Bedienter werden. Weil aber Herrendienſt nicht erbt: ſo will ich alle Heller und Pfennige zuſammen ſparen, bis ich ſo viel habe, daß ich mir ein Stück Land kaufen, ein liebes Weib nehmen und als ein ehrlicher Bauersmann leben und ſterben kann. Er dachte auch: es könne ihm

 nicht

nicht ſchaden, ſich etwas in der Fremde umzuſehen und Acht zu haben, wie die Bauersleute an andern Orten und in andern Gegenden ihren Feldbau und ihre Hauswirthſchaft einrichteten. Denn hinter dem Berge wohnten auch Leute und in ſeinem Dorfe wäre wohl nicht alle Klugheit beyſammen: ſondern man könne wohl da die eine Sache beſſer verſtehen, und an andern Orten, eine andere. Ein geſcheuter Kopf müſſe aber aus allem das Beſte herausnehmen. So dachte **Wilhelm Denker**. Es glückte ihm nun auch außerordentlich mit ſeinem Dienſte. Er kam zu einem Herrn des Nahmens von **Großheim**. Dieſer war reich und freygebig und fand ſein Vergnügen daran, daß er überall umher reiſte, und ſich an jedem Orte mehr um die Landes-Art, den Feldbau, die Handwerke und Künſte, als um die Schlöſſer der großen Herrn bekümmerte. Darum fuhr er auch nicht immer in der Kutſche auf der Heerſtraße hin: ſondern machte oft große Strecken zu Fuß durch die abgelegenſten Gegenden. **Wilhelm** mußte da allezeit bey ihm ſeyn, als ein handfeſter Burſch, auf den er ſich im Nothfall verlaſſen konnte, und mußte den Queerſack tragen, worinne ſie Lebensmittel, Schreibzeug, Landkarten und dergleichen mitnahmen. Wurde aber der Herr des Gehens überdrüßig, ſo fuhr er, und **Wilhelm** mußte neben ihm im Wagen ſitzen. Der Herr war auch ſo gut, daß er unter Wegs mit dem Bedienten freundlich ſprach und ihm gern Beſcheid gab, wenn dieſer das **Wie? Wenn? Wo; Warum? Wozu** und **Wodurch?** von einer Sache haarklein wiſſen wollte. Und dieſer ſchrieb alle Abende das merkwürdigſte, was er erfahren hatte, in ein Buch, um es beſſer zu behalten. So reiſten Sie mit einander drey Jahre lang die Welt auf und ab, und die Beſchreibung, welche **Wilhelm** zu Papier brachte, wurde am Ende ſo

dick,

dick, wie eine Bibel. Zur Probe folgen hier etliche Stücke daraus: damit man ſehe, worauf er, als ein Bauersmann, beſonders Acht gehabt hat.

28.

Auszug aus Wilhelm Denkers Reiſebeſchreibung.

Die Erd' iſt groß und überall
voll ſchöner Gottes Güter,
Und alle Menſchen — Jud' und Türk
und Chriſt ſind unſre Brüder.

Unſer **Deutſchland** iſt 150 Meilen breit und 170 Meilen lang, und wenn einer auf der Grenze rund herum reiſen wollte, der müßte 1200 Stunden unter Weges ſeyn. Es wohnen darinne auf 26 tauſend mahl tauſend Menſchen in 2300 Städten und 80 tauſend Dörfern. In wenig andern Ländern iſt der Bauernſtand ſo hoch geachtet und befindet ſich ſo wohl. **Deutſchland** hat aber einige hundert Landesherrſchaften: welche freylich nicht alle gleich gut ſeyn können; ſo wie ihre Unterthanen nicht alle gleich gut ſind. Aber das iſt eine ſchöne Einrichtung, daß keiner von den Herren, weder ein großer noch kleiner, auch nur dem ärmſten Taglöhner ohne Urtheil und Recht ein Haar krümmen kann. Denn ſie ſtehen alle unter dem Kaiſer und den hohen **Reichsgerichten.** Dagegen z. E. in **Polen**, jeder Edelmann ſeinen Bauern mitſpielen darf, wies ihm beliebt, und in **Frankreich** vergeht kein Jahr, da nicht mehrere Unſchuldige gerädert, gehangen oder auf die Galeeren geſchmiedet werden; wie ſolches oft in den Zeitungen zu leſen iſt. Deutſchland hat auch alles im Ueberfluß, was zur menſchlichen Nahrung und Nothdurft gehört: das ſind alſo rechte Narren, welche aus dem

lande laufen, und ihr Glück in Polen, Rußland, Oſtindien, oder Amerika ſuchen, wo ihnen auch keine gebratne Tauben ins Maul fliegen werden.

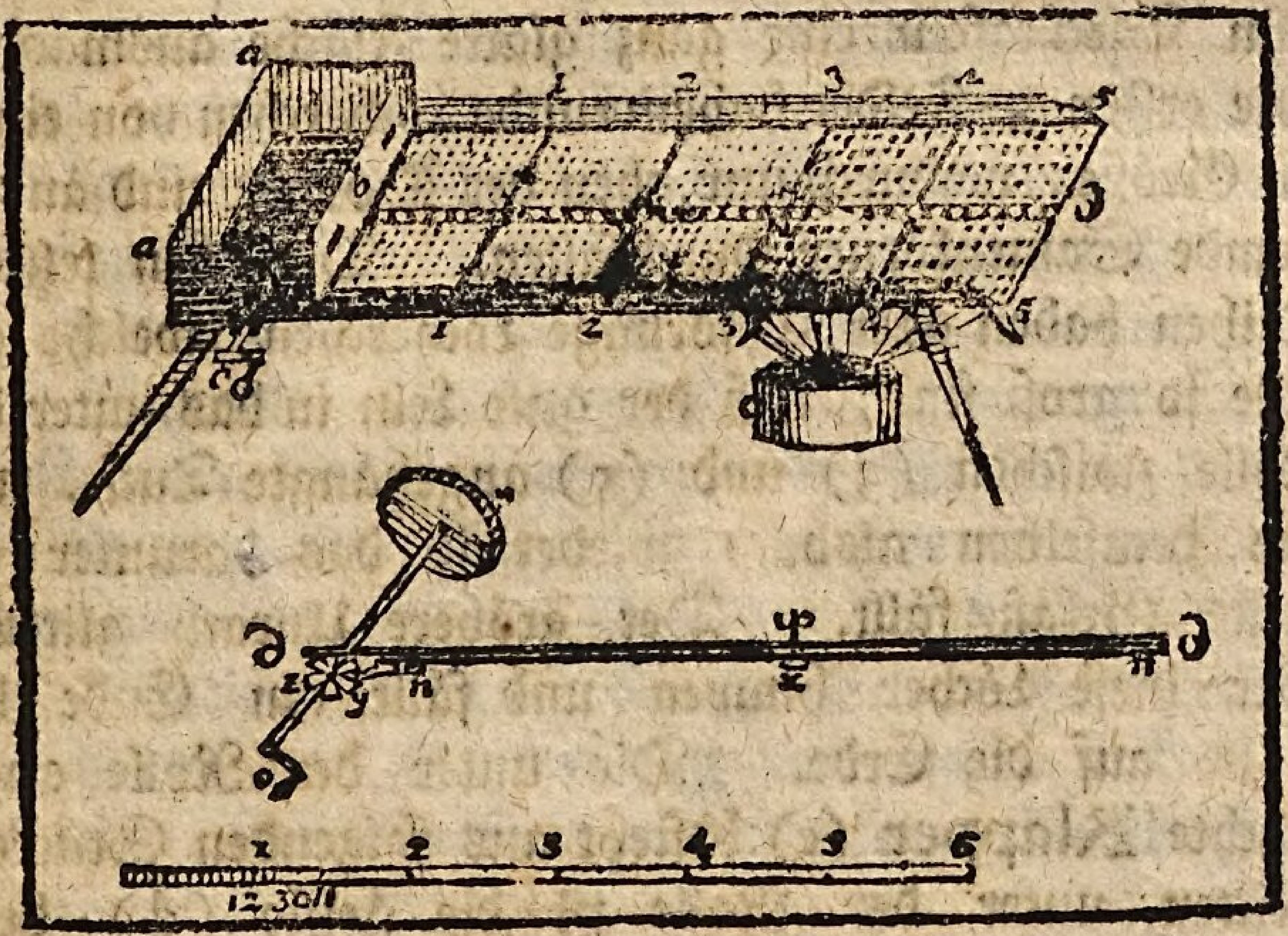
Die Herrſchaften in **Deutſchland** ſind der **Kaiſer**, acht **Churfürſten**, welche den Kaiſer wählen; dann **Herzoge**, geiſtliche und weltliche **Fürſten**, **Grafen**, **freye Reichsſtädte**, **Reichsprälaten** und **Aebtiſſinnen**, auch **Reichsfreyherren**. Ihre Länder ſind in 10 Kreiſe abgetheilt. Davon gehören der **Oeſtreichiſche** und der **Burgundiſche** Kreis, den man auch die **Oeſtreichiſchen Niederlande** nennt, ganz allein dem Kaiſer, als **Erzherzog von Oeſtreich**, welches jetzt **Joſeph der zweyte** iſt. Dieſer große Herr beſitzt auch in Deutſchland das Königreich **Böhmen** und **Mähren** und einen kleinen Theil von **Schleſien**. Außerdem hat er ganz **Ungarn** und **Siebenbürgen**, die **Buckowine** an der türkiſchen Grenze, und **Galizien** und **Lodomirien** zwiſchen **Polen** und **Ungarn**; auch **Illyrien** und die **Lombardey**. Zuſammen hat er über mehr als 22 tauſend mahl tauſend Menſchen zu befehlen. Im **Oeſtreichiſchen Kreiſe** iſt der Ackerbau noch nicht ſehr vortheilhaft eingerichtet. Es werden aber in den verſchiedenen Gegenden alle Arten von Früchten gebauet: auch beſonders viel Safran, Grapp, türkiſches Korn, Wein und Taback. Der **Kaiſer** iſt auch ein großer Bauernfreund. Er hat die Leibeigenſchaft aufgehoben, und wo es nur angeht, ſchafft er die Frohndienſte oder Robotten (Hofdienſte Schaarwerk,) ab, nnd läßt die Bauern dafür ein gewiſſes Geld zahlen. Sie wiſſens ihm aber nicht recht Dank. In der Gegend von der **Donau** giebt es ſehr reiche Bauern, die in Kaleſchen zu Markt fahren, treflich aufgefütterte Pferde und reinliche hübſche Wohnungen haben, und die man **Landler** nennt. Sie ſind ſo klug, daß ſie keinen Hoffarth in Kleidern treiben:

ſon-

ſondern ſie tragen einen reinlichen groben Wollenkittel, plumpe Schuhe ohne Schnallen und große runde Hüte. Die kaiſerliche Reſidenzſtadt Wien liegt an der Donau, und es wohnen darinne über 250 tauſend Menſchen.

Ueber dem Oeſtreichiſchen Kreiſe liegt gegen Mitternacht Böhmen, welches als ein Churfürſtenthum zu Deutſchland gehört. Hier müſſen jetzt, auf Befehl des Kaiſers, alle Kinder in den Schulen Deutſch lernen, da ſie ſonſt nur ihre eigne böhmiſche Sprache redeten. In dieſem Lande iſt von einigen Herrſchaften der Klee-Bau in großen Flor gebracht worden, ſo daß ſie viele Hundert Morgen Land dazu anwenden.

Die Böhmen haben auch eine feine Art, den Lein-Saamen rein zu machen, vermittelſt einer Rolle, welche ſo ausſieht.



Dieſe Böhmiſche Lein-Rolle iſt 6 Schuh lang und etwas über 2 Schuh breit. Man lehnt ſie nicht an die Wand, wie die Kornrollen: ſondern ſie ruhet ſchräg

auf 4 Beinen; indem die untern etwas kürzer ſind als die obern. Die Beine ſind eingeſchraubt, ſo daß man ſie höher und tiefer ſtellen kann. Anſtatt der Drahtflechten iſt der Rahmen mit durchlöcherten weiſſen Blechen beſchlagen, und durch eine unten angebrachte Klapper, die man mit der Hand drehet, wird die Rolle erſchüttert, daß der Same langſam darauf hinablauft. Man ſieht auf dem Bilde bey (a) den **Kaſten**, wo der unreine Lein eingeſchüttet wird. (b) Das **Vorſetz-Bretchen** vor dieſem Kaſten, welches höher oder tiefer geſchoben werden kann, ſo daß mehr oder weniger Lein auf die Rolle ſpringt. (c) Die **Kurbel** (der Dreher) von der Klapper, welche unter der Rolle angebracht iſt. (1) bis (5) iſt das **Feg-Sieb**, welches aus 5 Reihen verzinnter Eiſenblech-Tafeln beſteht, welche in der bemerkten Linie (d) in der Länge auf eine hölzerne Leiſte mit breitköpfigen Nägeln angenagelt, und in den Queerlinien wohl zuſammen genietet ſind: ſo daß dieſe zehn Blechtafeln eine ganz glatte Fläche ausmachen. Die erſten 3 Felder haben runde Löcherchen von einerley Größe, wodurch nur eben der **Dotter** und andere fremde Samenkörner durchfallen. Die zwey letztern Reihen haben aber Eyförmige Löcherchen, welche gerade ſo groß ſind, daß der gute Lein in das unter der Rolle zwiſchen (3) und (5) angehängte Tuch, und aus demſelben alsbald wieder in das darunter geſtellte Gefäß fällt. Der gröbere Unrath glitſchet über dieſe Löcher hinweg und fällt am Ende der Rolle auf die Erde. Die unter der Rolle angebrachte **Klapper** (c) beſteht aus folgenden Stücken. Mitten unter der Rolle iſt die Leiſte (d) befeſtigt, auf welche die Bleche angenagelt ſind. Unter dieſer läuft eine bewegliche Leiſte oder Holz-Feder, (n) welche unten bey (d) mit einem Nagel, und bey (x) durch eine Schraube befeſtigt iſt, die man höher

und

und tiefer ſtellen kann. Oben an dieſer Feder iſt ein Zahn oder krummes Holz (y) angefügt, auf welches ein Kammrädchen (z) aufdrückt, wenn deſſen Welle umgedreht wird. Dieſes Kammrädchen (z) hat 6 Zähne, jeden 2 Zoll lang und breit. Die Welle, in die ſie eingezapft ſind, läuft queer unter der Rolle weg, in zwey auf beyden Seiten bey (c) angefügten Armen. Auf der rechten Seite, wenn man oben ſteht, hat ſie eine gewöhnliche Kurbel (o) zum Umdrehen, und auf der linken eine Schwung-Scheibe (p), die aus einem zwey Zoll dicken Stück Bret beſteht, und 12 Zoll im Durchſchnitte hat. Dreht man nun die Kurbel um, ſo drückt das Kammrädchen (z) die Feder (n) geſchwind hinter einander nieder, und durch das Zurückprallen wird die Rolle ſo erſchüttert, daß der Lein allmählich über die Bleche läuft und zwiſchen (3) bis (5) ganz rein hinabfällt. Durch das Anziehen oder Nachlaſſen der Schraube (x) wird die Erſchütterung ſtärker oder ſchwächer. Es giebt Leute in **Böhmen**, welche mit einer ſolchen Leinrolle im Frühjahr über Land gehen, ſogar bis nach **Thüringen**, und von Dorf zu Dorf den Leinſamen für Geld rein machen.

Aus Oeſtreich gegen Abend zu, kommt man nach **Bayern**. In dieſem Kreiſe regieren der **Churfürſt von Pfalz-Bayern**, der **Erzbiſchof von Salzburg**; die **Biſchöfe von Freyſingen**, von **Regensburg** und von **Paſſau**; der **Fürſt-Probſt von Berchtesgaden**, der **Fürſt von Lobkowitz**, der **Graf von Ortenburg** und einige Aebte und Pröbſte. Darinne liegt auch die **freye Reichsſtadt Regensburg** an der **Donau**, wo alle **deutſche Fürſten** und Herren ihre Geſandten haben, welche den **Reichstag** halten, und ſich über das Wohl von ganz **Deutſchland** berathſchlagen. Im **Herzogthum Bayern** ſind die Höfe der meiſten Bauern ſehr un-

unreinlich. Viele haben die Miſtlachen gerade vor den Fenſtern, und müſſen auf Brettern über dieſelbe in das Haus gehen. Die Dächer ſind mit großen Steinen belegt, damit der Wind die Schindeln nicht weg führt; welches er doch oft thut. Auch reiche Bauern bleiben bey dieſer ſchlechten Bauart, die ſie einmahl gewohnt ſind. Freſſen und ſaufen können die Bayerſchen Bauern meiſterlich, und dabey geht es ſelten ohne Schlägerey ab. Die Herrſchaften ſehen aber ſolchem Unfuge gern durch die Finger: weil ſie die Brauerey haben und deſto mehr Bier verkaufen, wenn es recht toll zugeht. Das Bayerſche Bier iſt auch vortreflich. Sonſt ſind die Bayern ehrliche und offenherzige Leute, die nicht heucheln und ſchmeicheln.

Das Salzburger Land ſieht reinlicher aus und iſt beſſer angebaut: aber ſo bergigt, daß die Einwohner die Hälfte ihres Jahrbrodes in Bayern kaufen müſſen. Man ſieht angebaute Berge, die ſo ſteil ſind, daß der Pflug von Menſchen gezogen und der Dünger in Körben auf dem Rücken hinauf getragen werden muß. Die Viehzucht iſt anſehnlich. Es giebt Bauern, welche 60 bis 80 Stück Rindvieh haben. Die hohen Berge, die man da Alpen oder Almen nennt, geben vortrefliches Futter, und es iſt für Menſchen und Vieh eine rechte Luſt, wenn die Heerden im Frühjahr dahin ziehen. Sobald man die Glocken, die dem Vieh angehängt werden, zurecht macht, und es hört, den Schall davon: ſo vergißt es vor Freuden und Sehnſucht nach den ſchönen Bergen einige Tage lang das Futter, und die Hirten und Melker hoffen eben ſo ungeduldig auf die Abreiſe. Der Bauer putzt dann die ſchönſten Kühe mit Blumen-Kränzen und Pfauen-Federn, und hängt ihnen große wohl lautende Glocken an breiten geſtickten Riemen um den Hals. Der Hirt geht voraus, ihm folgt die allerſchönſte Kuh,

und hinter dieſer traben die andern alle einzeln in einer langen Reihe hin. Hinter drein folgt der **Melker**, und auf dieſen ein Heer von Schaafen, Ziegen (Geiſen) und Schweinen, die von jungen muntern Knaben in Ordnung gehalten werden. Dieſe Heerden machen etliche Wochen in den **Vor-Alpen** Halt, bis der Schnee von den höhern Weidegängen weg thauet. Alsdann ziehen ſie bis in den Herbſt in den Gebirgen herum. Die **Vor-Alpen** werden unterdeſſen auf Jacobi gemähet, und dienen dem Vieh zur Weide, wenn es von den **Alpen** zurückkommt. Der **Salzburger Bauer** kleidet ſich vom Kopf bis zum Fuß in ſelbſt gemachtes Zeug und trägt keinen Groſchen für Kleidungsſtücke in die Stadt. Jede Haushaltung hat ihren Weber-Stuhl, worauf ſie aus ſelbſt geſponnener Wolle eine Art grobes graues Tuch weben, worein ſich Vater, Mutter und Kinder kleiden. Sie machen auch alles ſelbſt, ſogar die Schuhe, und doch ſieht ihre Kleidung reinlich und ſchön aus. Was ſie aber an den Kleidern erſparen, das wenden ſie an Eſſen und Trinken. Sie halten vier Mahlzeiten des Tages, und wenn ſie noch ſo fettes Fleiſch haben, ſo tunken ſie es doch Biſſen weiſe in zerlaſſenes Schmalz. Gutes Brod, Bier und Brandtwein darf niemahls fehlen. Sonſt ſind die **Salzburger** offenherzige, ehrliche und luſtige Leute, die man lieb haben muß. Viele tragen noch lange Bärte, und die in abgelegnen Gebirgs-Gegenden nennen alle Leute **du**, auch ihren Fürſten, und meynen es recht redlich dabey.

Mitten zwiſchen dem Erzſtift **Salzburg** liegt die **gefürſtete Probſtey Berchtesgaden**: ein bergigtes Ländchen mit ſchönen Thälern dazwiſchen. Die Viehzucht wird da getrieben, wie im **Salzburgiſchen**, und die Frauen und Mädchen, welche die Butter und Käſe verfertigen, heißt man **Sennerinnen**. Die Bauern,

welch-

welche nicht in Dörfern beyſammen, ſondern meiſtens einzeln auf ihren ſchönen Gütern wohnen, haben eigne große Weideplätze auf den Alpen und eine Hütte dabey, welche die **Sennhüte** heißt. Daſelbſt wird das Vieh täglich zweymahl gemolken, und die Milch von der Sennerin zu Butter und Käſe bereitet. Den Feld- und Wieſen-Bau, auch die Wäſſerung der Wieſen, treiben die **Berchtesgader** fleißig und geſchickt. Wenn ſie pflügen, gehen Weiber und Kinder hinter dem Pfluge her und zerſchlagen die aufgeworfnen Erdklöſe mit umgekehrten Hacken. Die aufgelockerte Erde wird alsdann ſo geebnet, daß man keine Furche ſieht. Hernach wird der Acker gleich beſäet und geegt. In den Abendſtunden und im Winter verdienen dieſe fleiſſigen Leute vieles Geld durch allerhand Schnitzwerk, als Schachteln, Büchſen, Crucifixe, Heiligen-Bilder und Spielzeug aller Art, welches ſie aus Knochen und Holz verfertigen, und welches von Hauſirern aufgekauft und in der halben Welt herum getragen wird. Ja auch aus Feldſteinen wiſſen ſie Geld zu machen. Sie verfertigen nähmlich die ſteinernen polirten Klucker, (Knicker oder Knippkugeln, Schoßkäulchen, Schoſſe, Schuſſer, Bäcker, Marmel) womit die Kinder ſpielen, auf folgende Weiſe. Man zerſchlägt eine Art feſter Kalkſteine in kleine würfelichte Stücken und ſtumpft die Ecken ab, worauf ſie vermittelſt einer kleinen Mühle rund gerieben und polirt werden.

Aus dem **Bayerſchen** Kreiſe gegen Mitternacht kommt man nach **Franken**. Da ſind oben der **Biſchof von Eichſtädt**, der **Markgraf von Anſpach und Bayreuth**, die **Fürſten und Grafen von Hohenlohe**, die **freye Reichsſtadt Weiſſenburg am Nordgau**. In der Mitte liegen die **freye Reichsſtadt Nürnberg**, das **Fürſtenthum Bayreuth**, welches ſich längſt **Böhmen** bis an **Oberſachſen** hin ziehet;

ziehet; die gefürſtete Grafſchaft Schwarzenberg, die freyen Reichsſtädte Rothenburg ob der Tauber und Windsheim, des deutſchen Ordens Heermeiſterthum zu Mergentheim. Ferner haben hier Länder die Grafen von Caſtell, Erbach, Noſtiz, Rieneck, Schönborn, Giech, Pückler und andere. Auch liegt ein Theil des Churfürſtenthums Mainz in dieſer Gegend. Weiter unten regieren der Fürſt Biſchof von Wirzburg und Bamberg, in deſſen Gebiet die freye Reichsſtadt Schweinfurth eingeſchloſſen iſt, und der Kreis ſchließt ſich gegen Mitternacht mit der Gefürſteten Grafſchaft Henneberg, welche der Churfürſt von Sachſen und die Herzoge von Sachſen-Weimar-Gotha-Coburg-Meiningen und Hildburghauſen, nebſt dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel unter ſich getheilt haben.

Ueberhaupt iſt Franken ein geſegnetes Land an allen Arten von Getraide, Baumfrüchten und Wein: aber vor allem thut es ſich durch die Rindviehzucht hervor. Man braucht mehr Ochſen, als Pferde zum Ackerbau, und man ſtriegelt die Ochſen und hält ſie ſo reinlich wie Pferde, wobey ſie wohl gedeihen. Jährlich werden für viele hundert tauſend Thaler Maſt-Ochſen nach Strasburg und Paris verkauft. Die Wieſen zu wäſſern verſtehen die Franken recht gut. Sie bauen viel Dinkel oder Spelt, welcher ſchöneres Mehl giebt, als der Waitzen; auch vielen und guten Hopfen, Tabak und allerhand Sämereyen. Der Klee-Bau wird in manchen Gegenden mit Vortheil betrieben; z. E. im Hohenlohiſchen. Im Bambergiſchen wird viel Süßholz gebaut.

In der Baumzucht ſuchen ſie ihres Gleichen. Man ſieht ganze Feldfluren, die mit den ſchönſten Obſtbäumen beſetzt ſind, wie Gärten, und im Bambergiſchen und Wirzburgiſchen bringt der

Handel

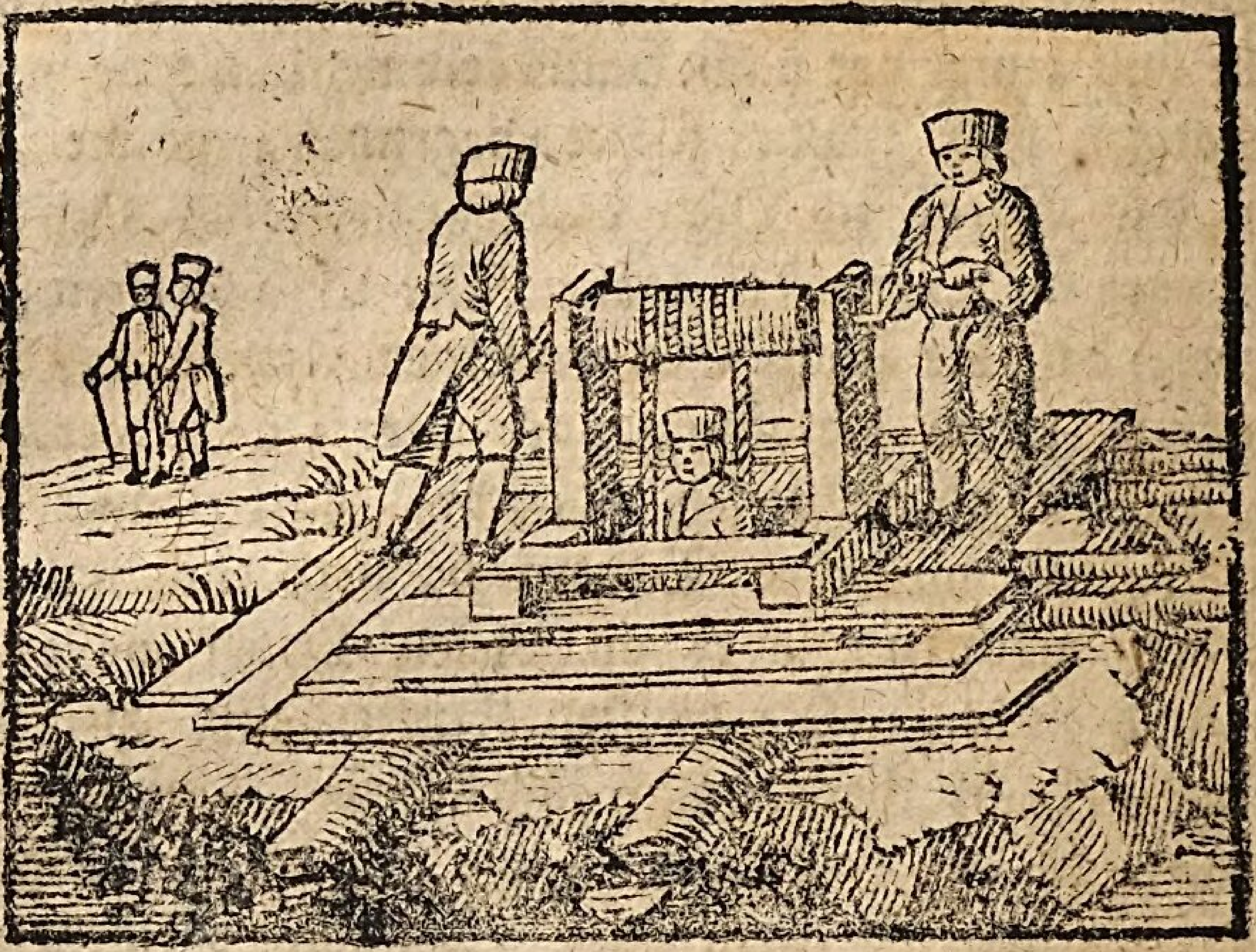
Handel mit jungen Stämmen, der bis nach Böhmen, Hamburg, Berlin und Danzig geht, viel Geld ins Land. Bey Veitshochheim am Mayn liegt ein Dorf, welches jährlich für 6000 Gulden Kirſchen verkauft. Ein Berg bey dieſem Dorfe war noch vor 15 Jahren ſo wüſte, daß man 1 Acker an demſelben um 1 Gulden verkaufte, auch umſonſt wegſchenkte: und durch die Anpflanzung von Kirſchbäumen iſt der Werth davon ſo hoch geſtiegen, daß man den Acker jetzt um 136 Gulden verkauft.

Unten rechter Hand an Franken ſtößt Oberſachſen. Darinne regieren der Churfürſt von Sachſen und die Herzoge von Sachſen Weimar-Gotha-Coburg-und Hildburghauſen. Die Fürſten von Anhalt-Deſſau-Zerbſt, Cöthen und Bernburg; die Fürſten von Schwarzburg-Sondershauſen und Schwarzburg-Rudolſtadt; die Fürſten und Grafen Reus von Plauen, die Grafen von Schönburg, Stollberg und Wernigerode, auch der Fürſt von Hatzfeld. Der König von Preuſſen beſitzt darinne die ganze Mark Brandenburg und das Herzogthum Pommern. Der König von Schweden einen Theil von Vorpommern. Auch hat der Churfürſt von Maynz darinne die Stadt Erfurth und das Eichsfeld. Von der Grafſchaft Hohenſtein iſt ein Theil Hannoveriſch, einer Braunſchweigiſch und der größte Preußiſch.

Die Bauern in Oberſachſen ſind ſo verſchieden, als die Gegenden und die Herrſchaften. In manchen Gegenden iſt die Kunſt, das Feld zu bauen, ſehr hoch getrieben: in andern herrſcht der alte Schlendrian mit ſeinen ſchädlichen Meinungen und Gewohnheiten. Da ſieht man ſtundenlange Triften (Haiden) die faſt nichts als dürres Moos hervorbringen, auf welchen Kühe herumſchleichen, wie die ſieben magern

Kühe

Kühe des Königs Pharao, die den Dünger verzetteln und hungriger nach Hauſe kommen, als ſie hinaus gegangen ſind. Man findet Gegenden, wo die Bauern das Stroh im Ofen verbrennen, und doch über Mangel an Dünger klagen. Die Landesherren ſähen gerne, daß die ſchädlichen gemeinen Triften und Weidegänge unter die Einwohner der Dörfer vertheilt, zu Aeckern oder Wieſen gemacht, Futterkräuter darauf gebaut und ihre Bauern dadurch wohlhabender werden möchten: aber an vielen Orten wollen die Bauern nicht. Die meiſten Fürſten und Herren in **Oberſachſen** theilen auch jährlich Preiſe und Belohnungen an die Bauern aus, die ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit hervorthun. Manche vertheilen ſo gar nach und nach ihre großen Kammergüter in kleine Bauergüter: damit deſto mehr Bauernhaushaltungen in ihren Ländern ſeyn ſollen. So iſt es z. E. vom **Fürſten von Rudolſtadt**, vom **Fürſten Reus zu Greiz**, vom **König von Preußen** und andern Herren geſchehen. Es werden auch in keinem Lande von der Welt ſo viele und ſo gute Bücher von der Landwirthſchaft gemacht, als in **Oberſachſen**: aber unter hundert Bauern iſt kaum einer, der Bücher lieſt. Es giebt Gegenden, wo die Bauersleute, neben ihrem Feldbau mit Spinnen, Weben, Stricken und dergl. ein ſchönes Geld verdienen. Z. E. die Einwohner von **Friemar**, **Pferdingsleben** und andern Dörfern im **Gothaiſchen** ſpinnen ſo fleißig Flachs, daß ſie jährlich die Steuern, die ſie zu bezahlen haben, damit verdienen. Die wohlhabendſten Hausväter machen ſich da eine Ehre daraus, mit Weib und Kind hinter dem Spinnrad zu ſitzen. Dagegen giebt es auch viele Dörfer, wo die Leute faul, und deswegen ſehr arm ſind.



Im Erzgebirge in Churſachſen iſt es eine Luſt, das Bergwerksweſen zu ſehen, und das Leben der vielen Menſchen, welche da ihr Stückchen Brod tief unten in der Erde, bey einem kleinen Lämpchen, mit großer Lebensgefahr erwerben, oder in den Silber- Kupfer- und Eiſenhütten vor dem glühenden Ofen, da ſie vor Hitze kaum das Hemd am Leibe behalten können. Bey allen Churſächſiſchen Bergwerken und Schmelz-Hütten ſind auf 8400 Arbeiter angeſtellt. 15000 Weiber und Mädchen ſind im Erzgebirge mit Spitzen-Klöppeln (Wirken) beſchäftiget, eſſen die ganze Woche durch faſt nichts anders, als Kartoffeln und Salz und Brod, und ſind doch vergnügt dabey. In der Gegend von Meiſſen haben viele fleißige Bauern eigne kleine Kalk-Oefen, die ſie ſelbſt bauen. Darinne brennen ſie jährlich eine große Menge Kalk und ſtreuen ihn mit großem Vortheil auf ihre Felder, als eine Art von Dünger.

Bey der Churmainziſchen Stadt Erfurth in Thüringen iſt eine Gegend, welche die die drey Brunnen

nen oder der treue Brunnen genannt wird. Dieſe beſtehet, etwa eine halbe Stunde im Umfange, aus lauter Gemüs- und Obſt-Gärten und hat etliche vortrefliche Quellen, welche in etwa 3 Ellen breiten und 2 Fuß tiefen Gräben durch die Gärten geleitet und mit Brunnen-Kreſſe, die an andern Orten wild wächſet, ordentlich bepflanzt werden. Man iſſet dieſe Brunnen-Kreſſe roh als Salat, oder gekocht als Gemüſe, und es wird viel Geld daraus gelöſt.

Im Brandenburgiſchen iſt faſt jeder Bauer Soldat geweſen, oder iſt es noch. Aber es wird keiner Wittwe ihr Sohn zum Soldaten weggenommen, und ſobald einer ein Bauergut antritt, iſt er frey vom Dienſt. Auch ſind die Bauern-Burſche vom ganzen Jahre nur ſechs Wochen beym Regiment. Die übrige Zeit verrichten ſie ihre Feldarbeit, wie andere. Der Soldatendienſt iſt alſo nicht ſo ſchlimm, als man auswärts glaubt: vielmehr dient er dazu, daß die Leute ſich etwas verſuchen und geſcheuter werden; und jeder Unterthan iſt ja verbunden, ſeinem Landesherrn mit Leib und Leben zu dienen. In manchen Brandenburgiſchen Dörfern ſind die Gemeinheiten ſchon aufgehoben, und jeder kann ſein Feld nutzen, wies ihm beliebt. Durch die Prämien, welche der König jährlich austheilt, werden nach und nach alle Arten von Gewächſen eingeführt, als Grapp, Waid, und dergl. Es werden immer mehr Anpflanzungen gemacht, beſonders von Maulbeerbäumen zur Seidenzuch, und wird ſonſt die Land-Wirthſchaft immer mehr verbeſſert. In Pommern fangen manche Herrſchaften auch an, Klee und Tabak in der Brache zu bauen, laſſen nicht mehr alle Aecker gleich tief pflügen, düngen mit Hornſpänen, Aſche, Gips und andern Sachen, und ſuchen überhaupt die nützlichen Erfindungen anderer Gegendenin der Landwirthſchaft auch

zu benutzen. Aber die Bauern bleiben doch meiſtens beym Alten, haben zu viele und zu ſchlechte Pferde, pflügen leichten und ſchweren Boden überein und die erſte Furche zu flach, und ſorgen nicht dafür, vielen und guten Dünger zu bekommen.

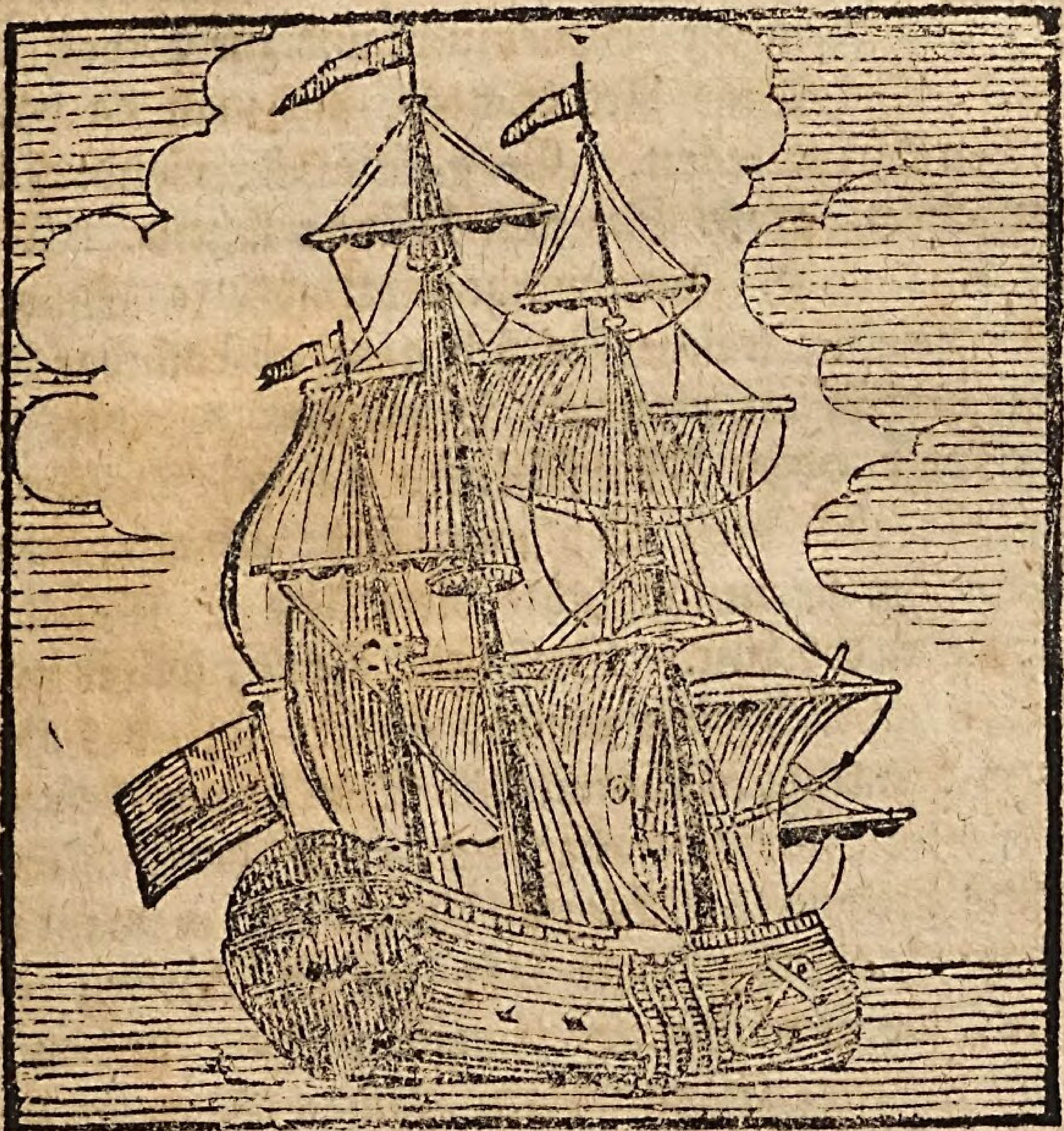
In **Niederſachſen** regieren der **König von England**, als **Churfürſt von Hannover**; der **Herzog von Braunſchweig**; der **König von Preuſſen**, dem das **Herzogthum Magdeburg** und das **Fürſtenthum Halberſtadt** gehört; und der **König von Dännemark**, der das **Herzogthum Holſtein** beſitzt. Ferner haben ihre Länder darinne, die **Herzoge von Meklenburg-Schwerin** und **Strelitz**, und der **Fürſtbiſchof von Hildesheim**. Freye Reichsſtädte ſind **Lübeck**, **Goßlar**, **Mühlhauſen**, **Nordhauſen**, **Hamburg**, welches die gröſte und reichſte unter den deutſchen Handels- und See-Städten iſt, und **Bremen**, welches auch große Schiffarth und Handel hat.

Im **Mecklenburgiſchen** und auch zum Theil im **Holſteiniſchen** theilt man die Ländereyen nicht in drey Felder, wie in **Oberſachſen**: ſondern die zu einem Gute gehörigen Felder, welche alle beyſammen liegen, ſind in ſieben, eilf oder vierzehn **Schläge** abgetheilt. Jeder **Schlag** iſt mit Gräben und Zäunen eingefaßt und heißt eine **Koppel**: daher man die ganze Einrichtung die **Koppelwirthſchaft** nennt. Sind nun z. E. 11 Schläge: ſo wird ein Schlag 5 Jahr nach einander mit verſchiedenen Getraide-Arten beſtellt. Alsdann wird er ein Jahr liegen gelaſſen, und hernach 5 Jahre als Weide fürs Vieh genutzt. Darauf bricht man das Land wieder um zum Getraidebau, und da heißt es **Neubruch**. So verfährt man mit jedem Schlage und richtet es ſo ein, daß alle Jahre ein anderer Schlag Neubruch wird. So reines Korn, ohne

Unkraut,

Unkraut, wird in wenig Gegenden gebaut, als im Mecklenburgiſchen.

In den Seeſtädten **Roſtock**, **Hamburg** und **Bremen** iſt es eine rechte Luſt, das Schiffsweſen zu ſehen. Da liegen oft der Schiffe, wie große ſchwimmende Häuſer, ſo viel bey einander, daß es ausſieht wie die ſchönſten Dörfer mitten im Waſſer. Das hier abgebildete iſt ein großes **Kaufahrthey-Schiff**, von drey Maſten (Maſtbäumen), mit aufgeſpannten Segeln.



Das **Holſteiniſche** und **Bremiſche**, auch zum Theil das **Lüneburgiſche**, beſteht theils aus **Marſchländern** oder **Maſchen**, welches ſehr fette, ebene und tief liegende Landſtriche an der **Eyder**, **Elbe**, **Weſer**, **Oſte** und andern großen Flüſſen ſind, die durch koſtbare Dämme, welche man hier **Deiche** nennt, gegen

die Ueberſchwemmung geſchützt werden müſſen. Dieſe Marſchländer ſind wie ein Garten mit Obſtbäumen bepflanzt, und haben den ſchönſten Getraide- und Gemüs-Bau, zeugen auch vortreflichen Hanf und Flachs. Die Ländereyen, welche höher liegen, und meiſtens trocken und ſandig, aber zum Theil doch ziemlich fruchtbar ſind, nennt man Geeſt oder Geeſtland, und nutzt ſie zum Getraide-Bau. Obſtbäume würden da auch gut anſchlagen, wenn man ſolche pflanzte. Ein großer Theil der Geeſtländer iſt aber blos mit Haidekraut bewachſen, beſonders im Lüneburgiſchen, und wird zur Bienenzucht und zur Schafzucht benutzt. Die kleine Art Schafe, die man da hält, heißen Haidſchnucken. Es giebt auch, beſonders im Bremiſchen, große Strecken Moor-Land. Dieſes iſt eine naſſe, ſchwammigte, vermoderte Sumpf- und Wurzelerde, welche für ſich ganz unfruchtbar iſt, und ſie bedeckt an manchen Orten das darunter liegende Geeſt- oder Marſchland auf 30 Fuß hoch. Man ſticht aber dieſe Schlamm-Erde allmählich heraus, ſchneidet ſie in länglichte viereckigte Stücke, und trocknet ſie an der Luft. Dieß heißt Torf, und es werden davon jährlich viele tauſend Fuder, ſtatt des Holzes, zur Feurung verbraucht. Der davon befreyte Boden wird hernach angebaut, und durch Kunſt, Fleiß und Geduld in Acker und Gartenland verwandelt. Die hohe Landesherrſchaft läßt zur Abführung des Waſſers, wo es nöthig iſt, Canäle graben, und während der Regierung des jetzigen Königs Georgs des dritten, ſind ſchon auf vierzig tauſend Morgen ſolches Moorland an neue Anbauer ausgegeben und in tragbaren Stand geſetzt worden. Im Bremiſchen gehen viele Bauersmänner zur See, als Matroſen, und verdienen da den Sommer über ein ſchönes Stück Geld. Wenn nun ihre Weiber und Kinder in der Abweſen-

weſenheit der Männer ordentlich wirthſchaften: ſo geht es gut. Aber in einem gewiſſen Dorfe ſieht man die Weiber oft 4 und 4 zuſammen an einem Tiſche ſitzen, einen Kaffetopf in der Mitte, jede eine Tabackspfeife im Maule und eine Schnupftabacksdoſe neben ſich. Wenn der Kaffee ausgeſchlürft iſt, geht das Brandtweinsglas herum, und die Karten werden gemiſcht; und dieſe Schlampampen ſpielen, wie die Kerls. Aus dieſem Dorfe gehen aber täglich 30 bis 40 Bettelkinder auf die nächſten Straßen, und dieſes Dorf wird in Zukunft dem Zuchthauſe, den oſtindiſchen Seelenverkäufern, dem Galgen und zuletzt dem Schindanger Recruten genug liefern: denn in ſolchen Waſſern fängt man ſolche Fiſche.

Der Feldbau iſt in allen **Hannoveriſchen Landen** ſehr verſchieden: an manchen Orten klug und wohl eingerichtet, an andern nicht. Die Wieſenwäſſerung verſtehen die Bauern hier und da recht gut. Im **Lüneburgiſchen** iſt eine gewiſſe Gegend, wo viele Bauern ihrem Könige das Holz aus dem Walde **ſtehlen**, und meynen einfältiger Weiſe, dieſes ſey kein Diebſtahl: indem ſie es nicht **ſtehlen**, ſondern Holz **hohlen** nennen. Sie thun es aber bey Nacht, welches ſchon anzeigt, daß es eine **unehrliche** That iſt: und dadurch kommen ſie und ihr Vieh in ſolche Unordnung, daß ſie mehr Schaden in ihren Haushaltungen davon haben, als das geſtohlne Holz werth iſt. Außerdem wacht auch manchem noch auf dem Sterbebette das Gewiſſen auf, und quält ihn wegen dieſer Untreue an dem gnädigen Landesherrn.

Eine der merkwürdigſten Gegenden von **Niederſachſen** iſt der **Harzwald**; beſonders wegen ſeiner einträglichen Bergwerke. Sie liefern Silber, Kupfer, Eiſen, Bley, Vitriol, Schwefel, Gallmey, den man unter das Kupfer ſchmelzt und es dadurch zu Meſ-

ſing macht, Zink, Arſenik, Farben-Erden, alles in Menge, und auch etwas Gold. Die Zahl der Harz-Berge reicht an 2000, und an ihnen herum liegen 40 Städte und Flecken und nähren ſich auf 50000 Menſchen. Die höchſte Spitze iſt der berühmte **Blocksberg** oder **Broken**, welcher über die um ihn herum liegenden Berge, wie der Vater über ſeine Kinder, hinaus ragt Auf deſſen Rücken wächſt faſt nichts als Moos und kurzes Geſträuch, und es liegen allenthalben große Felſenklumpen auf demſelben umher geſtreut, als ob ſich Rieſen damit geworfen hätten. Ein ſolcher Klumpen Felſen, welcher ganz ordentlich aufeinander liegt, wie eine Tafel, heißt der **Hexen-Altar**. Einen andern nennt man die **Teufels-Kanzel**, und einen den **Taufſtein**; und einen runden von Steinen freyen Platz, den **Hexen-Tanz-Platz**. Der Brunnen, der faſt auf der höchſten Höhe entſpringt, heißt die **Zauber-Quelle**. Dieſe Nahmen ſo wohl, als der Glaube, daß die Hexen hier jährlich eine Zuſammenkunſt mit dem Teufel halten ſollen, iſt daher entſtanden. Vor tauſend Jahren und drüber, ehe das Chriſtenthum in Sachſen eingeführt war, wurde auf dieſem Berge am erſten May ein heidniſches Götzenfeſt von den Weibern und Mädchen gefeyert, wobey keine Mannsleute ſeyn durften. Als nun Kaiſer **Karl der Große** die Sachſen nöthigte, den chriſtlichen Glauben anzunehmen, blieben die Weiber auf dieſes Feſt noch lange ſo erpicht, daß ſie es heimlich und des Nachts feyerten. Die Geiſtlichen ſagten daher den Leuten: es wäre ein Teufels-Feſt, wo der Böſe in Geſtalt eines ſchwarzen Bockes leibhaftig erſchiene, und mit den Weibern allerley Unfug triebe, die ſich ihm verſchreiben müßten, und ewig verdammt würden. Weil ſich nun die Weiber heimlich dahin ſchlichen, daß es niemand merkte: ſo

ſagte man, ſie ritten auf Beſen und Ofengabeln durch die Luft dahin. Dieſer Glaube gieng hernach von Mund zu Mund weiter, und erhielt ſich auch, ſeitdem dieſes Feſt nicht mehr gefeyert wurde, aus folgender Urſache. Der Brocken iſt ſehr hoch; ſeine Spitze iſt oft mit Nebel bedeckt und der Wind hauſet ſo erſchrecklich auf ihn herum, daß in der Höhe kein Baum aufkommen kann. In den alten einfältigen Zeiten glaubte man nun: der böſe Feind errege die Stürme und Gewitter, und man blieb daher bey der alten Meinung, daß er auf dieſem Berge, wo es ſo viel ſtürmt, ſein Reſidenz-Schloß habe. Ferner dient auch die Spitze dieſes Berges der ganzen Gegend zu einem Wetterglaſe. Wenn ſich des Abends ein Nebel-Fleck darauf zeigt: ſo giebt es den andern Tag gewiß Regen. Dieſer Umſtand iſt auch mit Urſache, daß einfältige Leute das Mährchen von den Hexen noch jetzt für wahr halten, und meynen, der Teufel oder die Hexen machten das Wetter.

An Niederſachſen grenzt gegen Abend **Weſtphalen.** Darinne beſitzt der **Churfürſt von Cölln** das eigentliche **Herzogthum Weſtphalen** und das **Hochſtift Münſter.** Der **König von Preuſſen** beſitzt das **Herzogthum Cleve,** die **Fürſtenthümer Minden, Oſtfriesland, Mörs,** und die **Grafſchaften Mark, Ravensberg, Tecklenburg** und **Lingen.** Der **König von England** hat als **Churfürſt von Hannover** das **Fürſtenthum Verden,** die **Grafſchaften Hoya** und **Diepholz.** Der **Churfürſt von der Pfalz,** die **Herzogthümer Jülich** und **Berg.** Der **Landgraf von Heſſen-Kaſſel** einen Theil der **Grafſchaft Schaumburg** und **Hoya.** Ferner haben ihre Länder in dieſem Kreiſe die **Fürſt-Biſchöfe von Osnabrück, Paderborn** und **Lüttich,** der **Herzog von Oldenburg,** die **Grafen von der Lippe,**

die Fürſten und Grafen von Wied, der Fürſt von Waldek, und noch verſchiedene Grafen, Aebte und Aebtiſſinnen und andere Herren. Auch liegen die freyen Reichsſtädte Cöln, Aachen und Dortmund darinne. Die Bauern wohnen in vielen Weſtphäliſchen Gegenden nicht in Dörfern: ſondern jedes Gut liegt einzeln, hat ſeine Aecker, Wieſen und Holzung um ſich herum, und iſt mit Gräben und lebendigen Hecken eingeſchloſſen. Die Häuſer ſind meiſtens ſo gebaut, daß das Vieh mit den Menſchen unter einem Dache iſt. Der Feuerheerd iſt frey in der Mitte des Gebäudes: und wenn die Hausmutter davor ſteht, hat ſie Kühe, Pferde, und Kammern und Keller vor Augen, und kann bey dem Kochen immer fortfahren, zu ſpinnen. Neben dem Heerde iſt die Schlafſtätte, von der kann ſie auch alle Thüren und das Feuer wahrnehmen, ſieht das Geſinde ſich niederlegen und aufſtehen, und hört das Vieh freſſen. Dieſer Bequemlichkeit wegen ſitzen die Bauersleute lieber beym Feuerheerd, als in ihren ſehr dunkeln und dumpfigen Stuben. Der Bauer hat auch neben ſeinem Hauſe einige Nebenhäuſer, in welchen ſogenannte Beywohner, Beyſitzer, (Hinterſaßen) oder Heuerlinge wohnen, die ihm als Taglöhner dienen. Dieſe Leute ſind zum Theil Hollandsgänger, welche alle Frühjahr ihre Heimath verlaſſen und in Holland den Sommer über mit Torfſtechen, Graben aufwerfen, Gras mähen, und anderer Feld- und Gartenarbeit, auch in Brauereyen, Thran- und Zuckerſiedereyen, desgleichen zur See auf dem Herings- und Wallfiſchfange ſich nähren, und im Herbſt wieder heim kommen, wie die Zugvögel, und ihren Weibern etwa 30 bis 60 Gulden Spargeld mitbringen, davon ſie im Winter leben. An dem Humling, einem hohen Gebirge im Niederſtift Münſter, wo Stunden lange

Haiden ſind, halten die Bauern mit ihren Nachbarn den Oſtfriesländern eine ordentliche Bienen-Freundſchaft und Nachbarſchaft. Im Oſtfrieſiſchen wird nähmlich viel Rübſamen und Raps gebaut. Die Bewohner des Humlings fahren daher ihre Bienenſtöcke im Frühjahr dahin, wenn ſie zu Hauſe keine Nahrung haben. Iſt nun die Blüthe des Rübſamens zu Ende: ſo fängt in den Mooren der Buchwaitzen (Heidel) an, zu blühen. Da holen ſie ihre Bienen wieder nach Hauſe, und die Oſtfriesländer ſchicken die ihrigen mit herüber zu Gaſte auf die Buchwaitzenblüthe. Das iſt gar ſchön, wenn Menſchen und ganze Dörfer ſo freund-nachbarlich gegen einander ſind. Mancher Imker, ſo nennt man die Bienenzieher, verdient mit ſeinen Bienen jährlich auf 300 Thaler. In keiner Gegend von der Welt werden wohl ſo viel Strümpfe geſtrickt, als im Amte Kloppenburg und Meppen am Humling. Da iſt kein Menſch, der nicht vom 5ten Jahre an alle Tage ſtrickt, bis an den Tod. Sobald Feyerabend iſt, ſitzen Herr und Frau und Knecht und Magd und Kind beym Feuerheerd, oder im Schatten, mit dem Strickzeug in der Hand. Der Knecht ſtrickt unter Weges hinter dem Miſtwagen, und ſo die Magd und alle Hausgenoſſen, wenn ſie aufs Feld oder über Land gehen. Im Winter verſammeln ſich 20, 30 Stricker in einer Stube um eine Thranlampe herum und ſtricken bis um Mitternacht. Sie ſtricken 60 Paar Kinderſtrümpfe, wenn der Kaufmann die Wolle dazu giebt, um einen Thaler, und ſpinnen auch die Wolle dazu. Die Strümpfe werden Wagenweiſe nach Holland gefahren und meiſtens von den Matroſen auf den Schiffen gebraucht. Hier giebt es auch Hollandsgängerinnen, das ſind Weibsleute, die alle Frühjahre nach Holland ziehen, nicht blos zur Heu-Erndte,

ſondern

die Fürſten und Grafen von Wied, der Fürſt von Waldek, und noch verſchiedene Grafen, Aebte und Aebtiſſinnen und andere Herren. Auch liegen die freyen Reichsſtädte Cöln, Aachen und Dortmund darinne. Die Bauern wohnen in vielen Weſtphäliſchen Gegenden nicht in Dörfern: ſondern jedes Gut liegt einzeln, hat ſeine Aecker, Wieſen und Holzung um ſich herum, und iſt mit Gräben und lebendigen Hecken eingeſchloſſen. Die Häuſer ſind meiſtens ſo gebaut, daß das Vieh mit den Menſchen unter einem Dache iſt. Der Feuerheerd iſt frey in der Mitte des Gebäudes: und wenn die Hausmutter davor ſteht, hat ſie Kühe, Pferde, und Kammern und Keller vor Augen, und kann bey dem Kochen immer fortfahren, zu ſpinnen. Neben dem Heerde iſt die Schlafſtätte, von der kann ſie auch alle Thüren und das Feuer wahrnehmen, ſieht das Geſinde ſich niederlegen und aufſtehen, und hört das Vieh freſſen. Dieſer Bequemlichkeit wegen ſitzen die Bauersleute lieber beym Feuerheerd, als in ihren ſehr dunkeln und dumpfigen Stuben. Der Bauer hat auch neben ſeinem Hauſe einige Nebenhäuſer, in welchen ſogenannte Beywohner, Beyſitzer, (Hinterſaßen) oder Heuerlinge wohnen, die ihm als Taglöhner dienen. Dieſe Leute ſind zum Theil Hollandsgänger, welche alle Frühjahr ihre Heimath verlaſſen und in Holland den Sommer über mit Torfſtechen, Graben aufwerfen, Gras mähen, und anderer Feld- und Gartenarbeit, auch in Brauereyen, Thran- und Zuckerſiedereyen, desgleichen zur See auf dem Herings- und Wallfiſchfange ſich nähren, und im Herbſt wieder heim kommen, wie die Zugvögel, und ihren Weibern etwa 30 bis 60 Gulden Spargeld mitbringen, davon ſie im Winter leben. An dem Humling, einem hohen Gebirge im Niederſtift Münſter, wo Stunden lange

Haiden

Haiden ſind, halten die Bauern mit ihren Nachbarn den Oſtfriesländern eine ordentliche Bienen-Freundſchaft und Nachbarſchaft. Im Oſtfrieſiſchen wird nähmlich viel Rübſamen und Raps gebaut. Die Bewohner des Humlings fahren daher ihre Bienenſtöcke im Frühjahr dahin, wenn ſie zu Hauſe keine Nahrung haben. Iſt nun die Blüthe des Rübſamens zu Ende: ſo fängt in den Mooren der Buchwaitzen (Heidel) an, zu blühen. Da holen ſie ihre Bienen wieder nach Hauſe, und die Oſtfriesländer ſchicken die ihrigen mit herüber zu Gaſte auf die Buchwaitzenblüthe. Das iſt gar ſchön, wenn Menſchen und ganze Dörfer ſo freund-nachbarlich gegen einander ſind. Mancher Imker, ſo nennt man die Bienenzieher, verdient mit ſeinen Bienen jährlich auf 300 Thaler. In keiner Gegend von der Welt werden wohl ſo viel Strümpfe geſtrickt, als im Amte Kloppenburg und Meppen am Humling. Da iſt kein Menſch, der nicht vom 5ten Jahre an alle Tage ſtrickt, bis an den Tod. Sobald Feyerabend iſt, ſitzen Herr und Frau und Knecht und Magd und Kind beym Feuerheerd, oder im Schatten, mit dem Strickzeug in der Hand. Der Knecht ſtrickt unter Weges hinter dem Miſtwagen, und ſo die Magd und alle Hausgenoſſen, wenn ſie aufs Feld oder über Land gehen. Im Winter verſammeln ſich 20, 30 Stricker in einer Stube um eine Thranlampe herum und ſtricken bis um Mitternacht. Sie ſtricken 60 Paar Kinderſtrümpfe, wenn der Kaufmann die Wolle dazu giebt, um einen Thaler, und ſpinnen auch die Wolle dazu. Die Strümpfe werden Wagenweiſe nach Holland gefahren und meiſtens von den Matroſen auf den Schiffen gebraucht. Hier giebt es auch Hollandsgängerinnen, das ſind Weibsleute, die alle Frühjahre nach Holland ziehen, nicht blos zur Heu-Erndte,

ſondern auch zum Weben. Das Zeug zu Kleidern weben hier die Bauern alle ſelbſt aus eigner Wolle, und färben es in Moor-Waſſer dunkelbraun. Im Detmoldiſchen hat die Landesherrſchaft dafür geſorgt, daß die Dorfſchulen recht vortreflich eingerichtet ſind.

Im Chur-Rheiniſchen Kreiſe, welcher gegen Mittag und Abend an Weſtphalen grenzt, haben die drey geiſtlichen Churfürſten und Erzbiſchöfe zu Mainz, Trier und Cöln ihre Länder; auch der Churfürſt von der Pfalz einen Theil; ferner der Herzog von Aremberg, die Fürſten von Naſſau, die Grafen von Wied und andere. In dieſen vom Rhein-Strohme durchwäſſerten ſchönen und fruchtbaren Gegenden leben viele Bauersleute mehr vom Weinbau, als vom Ackerbau. Sie trinken auch den Wein faſt ſo häufig, als man in Ober- und Niederſachſen Bier trinkt. Aber gemeiniglich kommt nur ſo ſaurer Wein an ſie, daß die Biertrinker nicht mit ihnen tauſchen würden. Sonſt iſt der Weinbauer in vielen Stücken ſchlimmer daran, als der Ackerbauer. Die Arbeit im Weinberge oder Winger, wie man hier ſpricht, geht um Lichtmeß an, und dauert das ganze Jahr hindurch, erfodert auch eben ſo viele Klugheit und Ueberlegung, als der Ackerbau: wenn ſie Nutzen bringen ſoll. Und weil dabey öfter Mißjahre vorfallen: ſo gewinnen blos die reichen Beſitzer, die den Wein lange liegen laſſen können. Der Mittelmann muß in ſchlechten Jahren dieſelben Koſten dran wenden, wie in guten; muß alſo borgen, damit er leben kann. Kommt nun ein guter Herbſt: ſo muß er ſogleich verkaufen und gewinnt wenig dabey. Die Taglöhner ſtehen ſich aber in Weinländern gut: weil alle Arbeiten beym Weinbau, ein Jahr wie das andere, geſchehen müſſen, wenn auch keine Traube an den Stöcken iſt.

Im Ober-Rheiniſchen Kreiſe hat der Churfürſt von der Pfalz einen Theil ſeiner Länder. Ferner die Biſchöfe von Speyer, Worms, Fuld, Straßburg und Baſel; die Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und Darmſtadt; der Herzog von Zweybrücken, die Fürſten von Naſſau-Saarbrücken Naſſau-Uſingen- und Weilburg und Naſſau-Oranien; der Fürſt zu Salm und der zu Waldeck, die Grafen von Leiningen, von Solms, von Iſenburg, von Witgenſtein und die Rheingrafen. Auch liegen darinne die freyen Reichsſtädte Speyer, Worms, die große und reiche Stadt Frankfurth am Mayn, wo der Kaiſer gewählt und gekrönt wird; auch Friedberg und Wetzlar: in welcher letztern Stadt das kaiſerliche Reichs-Kammergericht iſt.

Die Pfalz iſt ein Land wie ein Paradies. Da ſieht man alle Arten von Klee und andern Futterkräutern. Ganze Dorfſchaften füttern ihr Vieh im Stalle und laſſen keine Handbreit Land zur Trift liegen. An vielen Orten weiß man nichts von der Brache, und die Aecker tragen ein Jahr ſo reichlich, als das andere. Flachs und Hanf wächſt ausnehmend ſchön. Desgleichen Taback, auch Grapp, oder Färberröthe, für welche ein ſchöner Thaler Geld ins Land kommt. So große und ſchöne Welſche-Nußbäume und Caſtanien-Bäume giebts nirgends, wie in der Pfalz, wo ſie Reihen weiſe an den Heerſtraßen ſtehen. Zu Deſſenheim an der Bergſtraße giebt es Angoriſche Ziegen, von welchen das ſo genannte Kameel-Garn herkommt, und welche aus der aſiatiſchen Türkey über 400 Meilen weit herſtammen.

Im Fuldaiſchen bauen die Einwohner den Boden deſto fleißiger, weil er etwas mager iſt. Weiber und Männer, Alt und Jung gehen niemals müßig: ſondern

ſondern ſpinnen, wenn ſie nichts anders zu thun haben. In wenig Ländern hat man ſich ſo ſehr bemüht, nützliche Lehren und Nachrichten durch die Calender und andere Schriften unter die Bauersleute zu bringen und ſchädliche falſche Meynungen abzuſchaffen. Im Heſſen-Caſſeliſchen, am Diemel Strohm, ſind die Leute arbeitſam und fleißig: aber noch nicht ſo erfahren und klug, ihr Land zu benutzen, wie die Franken und Pfälzer. Sie bemühen ſich nicht genug, den Viehſtand durch vermehrte Fütterung zu verbeſſern, um mehr Dünger zu bekommen. Ein abſcheulicher Mißbrauch iſt es da, daß auch die ärmſten Bauersleute alle Tage ein warmes ungeſundes Geſchlampe von Kaffe mit Cichorien (Wegwarten) vermiſcht trinken, und eine Art von Kartoffel-Kuchen dazu eſſen, welche ſehr ſchlecht zubereitet ſind; da ſie weit beſſer thäten, wenn ſie das Kaffegeld an Fleiſch wendeten, und des Morgens Bier zum Frühſtück nähmen, warmes oder kaltes; ſollte es auch nur Brodbier ſeyn. Die Hochfürſtliche Heſſiſche Geſellſchaft des Ackerbaues und der Künſte pflegt jährlich gewiſſe Preiſe an fleißige und kluge Bauern auszutheilen, die ſich durch den Klee-Bau, durch Anpflanzungen, Bienenzucht und dergl. hervorthun, und ſolche Leute werden alsdann auch in den Zeitungen andern zum Exempel gerühmt, welches im Heſſen-Darmſtädtiſchen auch geſchieht.

Im Naſſau-Uſingiſchen wird der Bauernſtand ſo werth geachtet, daß der Fürſt im Jahr 1780. eine Summe von 30000 Gulden zur Stiftung einer Schule für Schulmeiſter verwendet hat, und ſein Regierungs-Präſident hat ſelbſt ein Lehrbuch von der Landwirthſchaft für ſie verfaſſet. Im Fürſtenthum Naſſau-Siegen, welches dem Prinzen von Oranien und Erbſtatthalter von Holland gehört, liegt

das

das Dorf Helberhauſen. Daſelbſt fiengen vor 100 Jahren etliche junge Bauersburſche an, zum Zeitvertreibe beym Viehhüten aus trocknem Ahorn-Holze Eßlöffel zu ſchnitzen. Nach und nach lernten ſie dieſe ſo fein machen, daß ſich Liebhaber dazu fanden, die ſie kauften. Die Löffel kamen in die Welt hinein und gefielen den Leuten immer mehr, ſo daß die Zahl der Löffelmacher allmählich bis auf 80 geſtiegen iſt. Dieſe machen aus einer Karre Holz, die einen Gulden koſtet, 2000 Löffel, das Stück für einen halben Kreutzer, und im Ganzen geben ſie das Hundert für 48 Kreutzer. Sie bringen alſo aus einem Gulden Holz ſechzehn Gulden heraus. Ein Arbeiter macht täglich ein Schock Löffel und drüber, verdient alſo faſt einen halben Gulden. Jährlich machen ſie tauſend mahl tauſend oder eine Million Löffel und ziehen dafür 8000 Gulden fremdes Geld ins Land.

In keinem deutſchen Kreiſe ſind ſo viel verſchiedene Herrſchaften als in Schwaben. Da ſind der Kaiſer, der Herzog von Würtemberg, der Margraf von Baden, der Fürſt von Thurn und Taxis, die Fürſten von Hohenzollern, von Fürſtenberg, von Oettingen, von Auersberg, von Schwarzenberg und von Lichtenſtein; die Biſchöfe von Coſtanz und Augsburg, die gefürſteten Aebte zu Ellwangen und Kempten und die fürſtlichen Aebtiſſinnen zu Lindau und Buchau. Ferner die Grafen Truchſeß von Waldburg, Königsegg, Fugger, Stadion, Montfort, Traun, Neipperg und andere. Auch 20 freye Reichs-Abteyen und 31 freye Reichsſtädte, worunter Augsburg und Ulm die größten ſind. Auch hat die freye Reichsritterſchaft anſehnliche Güter und Herrſchaften. Was man in Ober- und Niederſachſen und anderwärts zu ſagen pflegt: daß die Schwaben erſt

im 40ſten Jahre klug werden, iſt eine abſcheuliche Lüge. Die **Schwaben** ſind ein ehrliches und gutherziges Volk, und nicht dümmer, als andere. Es giebt unter ihnen auch eben ſo viel gelehrte, kluge und geſchickte Leute, als anderwärts. In der Landwirthſchaft übertreffen ſogar manche Schwäbiſche Gegenden viele **Ober- und Niederſächſiſche**; und die meiſten Dörfer in **Niederſchwaben** ſehen gegen viele **Ober- und Niederſächſiſche** Dörfer wie Städte aus, und die Bauernhäuſer, wie Palläſte gegen Hütten. Die Verbeſſerung der Feldwirthſchaft durch den Kleebau iſt faſt in ganz Schwaben ſchon im Gange. Die Schwaben ſind auch geſchickt in vielen künſtlichen Arbeiten: wie denn auf dem **Schwarzwalde** jährlich für mehr als 50000 Rthlr. hölzerne Uhren **von Bauern** verfertigt werden. — So viel von Deutſchland!

Die ganze Erde iſt eine große rauhe Kugel, welche um und um mit dem Meere umfloſſen iſt; ſo daß die Länder über daſſelbe in die Höhe ragen, wie große Inſeln. Weil ſie nun ziemlich rund iſt, ſo fallen die Sonnenſtrahlen auf den mittlern Theil gerade, und auf die beyden abhängigen Seiten ſchief auf. Darum iſt es in der Mitte der Erde, welches **unter der Linie** genannt wird, am heißeſten, und je weiter man von der Mitte gegen Mitternacht oder gegen Mittag zu kommt, deſto kälter iſt es. Man kann daher wegen der Kälte und des Eiſes von Mitternacht gegen Mittag nicht rund herum ſchiffen: aber von Abend gegen Morgen zu haben ſchon mehrere geſchickte und kühne Seefahrer die ganze Erde umſchiffet, deren Umfang etwa 5400 Meilen ausmacht. Alle Länder werden nun in vier große Theile abgetheilt: welche ſind gegen Mitternacht **Europa**, gegen Morgen **Aſien**, gegen Mittag **Afrika**, und gegen Abend **Amerika**. In **Europa** liegen von **Deutſchland** aus gegen Mitternacht

nacht Dännemark, Schweden, Preuſſen und Rußland. Gegen Morgen liegen Polen, Ungarn und die Türkey. Gegen Mittag die Schweitz, Italien, Frankreich, Spanien und Portugal. Gegen Abend Holland und England, welches mit Schottland zuſammen Großbritanien heißt, und das dazu gehörige Irland.

Aus Aſien und beſonders aus Oſtindien holen die Kaufleute Pfeffer, Ingwer, Zimmet, Gewürz-Nägelein, Muſcaten und andere Gewürze, auch Baumwolle, Seide und vielerley Apotheker-Waaren. Aus Afrika holen ſie Elfenbein, welches von den großen Hauzähnen der Elephanten kommt, und Mohren, welche eben ſo gut Menſchen ſind, wie wir: daher es ſehr unchriſtlich iſt, daß man ſie kauft und verkauft, als ob es Vieh wäre. Sie werden nähmlich meiſtens nach Amerika und auf die amerikaniſchen Inſeln, welche Weſtindien heißen, gebracht, wo ſie in den Zuckerpflanzungen, beym Tabacksbau und ſonſt wie Pferde und Ochſen zur Arbeit gebraucht und ſehr hart gehalten werden. Aus Amerika holen die Portugieſen Edelſteine, die Spanier Gold und Silber, die Engländer, Franzoſen, Holländer, Dänen, Schweden, auch die Hamburger, Bremer und andere Seefahrer Taback, Zucker, Kaffee, Färbe-Holz und vielerley Arzeney-Waaren.

Die Schiffer und Kaufleute, welche ſo in der Welt umherfahren und uns alles dieſes und noch tauſend andere nützliche Sachen nach Deutſchland ſchaffen, bleiben oft volle halbe Jahre zwiſchen Himmel und Waſſer unter Weges, und ſehen keinen Fuß breit Land, keinen Baum und kein Gräschen. Während dieſer Zeit eſſen ſie nichts, als Erbſen, Bohnen, Geräuchertes und andere trockne Speiſen, auch viel Sauerkraut, welches ihr beſtes Labſal iſt. Das Waſſer

zum Trinken und Kochen müſſen ſie in Fäſſern bey ſich führen, welches daher oft ſtinkend wird, daß Würmer darinne wachſen, und zuweilen wird es gar alle, daß ſie den bitterſten Durſt leiden müſſen; indem das Seewaſſer ſo ſalzig iſt, daß man es nicht trinken kann. Die Seeräuber machen den Schiffern auch große Noth. Weil ferner jedes Schiff einen Vorrath von Schießpulver bey ſich führen muß: ſo darf nur ein Funken in die Pulverkammer kommen, ſo fliegt das ganze Gebäude mit allem, was darauf iſt, in tauſend Stücken zertrümmert in die Luft. Die Sturmwinde zerſchmettern jährlich Tauſende von groſſen und kleinen Schiffen an den Felſen und Klippen, und manches verſinkt, wenn es ein Leck oder Loch bekommt, wodurch das Waſſer hinein dringt. So gefährlich iſt das Seefahren: ſo daß ein Bauersmann, wenn er gleich auch manche Noth hat, auf dem feſten Boden doch viel beſſer daran iſt, als ein Schiffer.

20.

Wilhelm Denker macht Bekanntſchaft mit dem klugen Bauer Kleinjogg.

Was der Kluge Gutes ſieht, ahmt er nach mit Freuden:
Und das Böſe lernt er auch an Exempeln meiden.

Der Herr von Großheim reiſete, als er Deutſchland durch war, in die Schweiz, wo auch Deutſch geſprochen wird, und hielt ſich einige Tage in Zürich auf. Daſelbſt machte er Freundſchaft mit dem braven Herrn Doctor Hirzel, der ein großer Freund vom Bauernſtande iſt. Dieſer erzählte über Tiſche von einem Bauer, Namens Jacob Gujer zu Wermetſchweil im Kirchſpiel Uſter, den ſeine Miteinwoh-

wohner Kleinjogg zu nennen pflegten, daß er durch bloßen Verſtand und Fleiß ſein beym Antritt ſehr verſchuldet und ruinirt geweſenes Gut ſo verbeſſert habe, daß man ihn jetzt für einen der wohlhabendſten Bauern im Dorfe halte. Und dadurch habe er ſich zugleich einen ſo guten Namen erworben, daß Fürſten, Grafen und Herren aus weit entfernten Gegenden, wenn ſie nach Zürich kämen, dieſen Mann beſuchten, um ſeine Einrichtungen zu ſehen; wie denn unter andern Ihro Durchlauchten der Herzog von Sachſen-Weimar, der Markgraf von Baden und der Fürſt von Anhalt-Deſſau bey ihm geweſen wären. Dieſem Geſpräch horchte Wilhelm ſo aufmerkſam zu, daß er faſt das Aufwarten darüber vergaß. Denn das war Waſſer auf ſeine Mühle. Nach Tiſche fuhr nun ſein Herr mit dem Herrn Doktor hinaus zu dem verſtändigen Bauer. Da ſahe er, daß ſie den Mann eben ſo ehrten, als ob er ein vornehmer Herr ſey, und da kamen ihm faſt die Thränen in die Augen vor Freude und vor Begierde, auch ein ſo braver Bauersmann zu werden. Aus der Unterredung der Herren mit dem Bauer merkte nun Wilhelm folgende Umſtände, die er in ſein Reiſebuch einſchrieb.

Kleinjogg hatte 4 Brüder, ſo daß ihr väterliches Erbe in fünf Theile gieng. Der älteſte Bruder nahm ſeinen Antheil an liegenden Gründen, und zwey andre ließen ſich den ihrigen in Gelde auszahlen. Kleinjogg behielt alſo mit ſeinem Bruder Felix einen Hof übrig, welcher ungefähr 94 Morgen Landes enthält; nämlich 15 Morgen Wieſen oder Matten, wie man es dort nennt, 45 Morgen Feld, 24 Morgen Weideplätze, 10 Morgen Waldung: alles zuſammen ohngefähr 8000 Gulden an Werth. Aber 5000 Gulden blieben ſie darauf ſchuldig. Die Länderey war auch ſehr im Verfall, und es erfoderte großen Geldaufwand,

ſie zu verbeſſern. Was noch mehr iſt: ſo waren beyde Brüder verheyrathet, und **Kleinjogg** hatte ſechs, Felix aber fünf Kinder, wovon nur eine Tochter erwachſen, die andern zehn alle noch klein waren. Sie mußten alſo aus Mangel an arbeitſamen Händen, viele Taglöhner halten, welche dort ſehr theuer ſind; und beyde Haushaltungen, von 15 Perſonen, ſollten von dem Gute leben und jährlich 200 Gulden Zinſen davon abtragen. Die ganze Nachbarſchaft prophezeyhte daher beyden Brüdern den baldigen Untergang. Allein **Kleinjogg** meinte: der liebe Gott laſſe dem Menſchen deswegen oft Hinderniſſe und Schwierigkeiten in den Weg kommen, damit er ſie durch Muth, Fleiß und Klugheit überwinden, und durch dieſe Anſtrengung im Verſtande und Rechtthun immer weiter kommen ſolle, ſo lange er auf der Erde lebe. Er faßte alſo das feſte Vertrauen zu Gott, daß er ſeine redliche Arbeit ſegnen werde. Und Gott hat ihn bisher ſo geſegnet, daß er, ein Jahr ins andere gerechnet, von ſeinem Gute 2 bis 300 Gulden reinen Ueberſchuß hat.

Die Kunſt aber, durch welche **Kleinjogg** ſein Gütchen auf einen ſo hohen Nutzen bringt, beſteht darinne, daß er es durch Dünger und andere Mittel **beſtändig verbeſſert.** Er hält nicht mehr Vieh, als andere, füttert es aber reichlicher. Alles Stroh verbraucht er zur Streu, und legt dem Vieh ſo viel unter, daß man in ſeinem Stalle bis an die Knie in das weiche Lager einſinkt. Laub von den Bäumen, Moos, Riedgras und was ſich ſonſt zum Streuen ſchickt, ſammelt er dazu ein. Im Herbſt putzt er die untern Aeſte von den Tannen und Fichten in ſeiner Waldung, und ſtreift die kleinen Reiſer und die Nadeln ab zum Streuen. Die Streu läßt er eine Woche lang unter dem Vieh liegen, ſtreut aber alle Tage friſch oben drauf, ſo daß das Vieh trocken ſteht, und

der Miſt unten doch ſchon ſtark fault, ehe er auf die Miſtſtätte kommt. Dabey wechſelt er mit der Streu ab, damit die verſchiednen Arten ſchichtweiſe übereinander zu liegen kommen und beſſer durchfaulen. Auf der Miſtſtätte darf der Miſt niemals austrocknen: darum begießt er ihn oft mit faulem Waſſer, welches er ſo macht. Er hat große Kaſten neben ſeiner Miſtſtätte in die Erde gegraben. Darein thut er Aſche und verfaulten Kuhmiſt, und gießt eine ziemliche Menge kochendes Waſſer darüber. Alsdann füllt er den Kaſten vollends mit friſchem Waſſer: dieſes giebt binnen 3 bis 4 Wochen eine verfaulte Brühe oder Sode, die er in Fäſſern auf ſeine Aecker und Wieſen führt, oder den Miſt damit anfeuchtet. Von der Miſtgauche oder Sode läßt er keinen Tropfen auf die Gaſſe fließen: ſondern er hat neben der Miſtſtätte eine Grube gemacht, worinne ſie ſich ſammelt, und von Zeit zu Zeit ſchöpft er ſie aus, und begießt den Miſt damit. Er ſchüttet auch das kleine Tannenreißig auf Haufen, bedeckt ſie mit Erde, und begießt ſie fleißig mit Miſtgauche; da ſie denn endlich zu Miſt werden, ohne daß er ſie dem Vieh unterſtreut. Den abgeſtochenen Raſen von graſigten Aeckern und Weiden läßt er zwey Jahr auf Haufen liegen und verfaulen, und macht ihn dadurch zu Dünger. So ſucht er alles, was ſich ſchickt, zu Miſt zu machen, und bringt es dahin, daß er jährlich 100 Fuder aus ſeinem Hofe fährt, da vorher nur 50 Fuder gemacht wurden. Und doch kauft er noch Miſt zu und auch jährlich 6 Faße Torf-Aſche. Als er hörte, daß man im Amte Regensberg die Felder durch Mergel verbeſſere, reiſte er ausdrücklich deswegen hin, um zu lernen, wie man damit umgehe. Er hat aber in ſeiner ganzen Gegend noch keinen Mergel finden können. Dagegen hat er verſucht, eine Art Gries

 oder

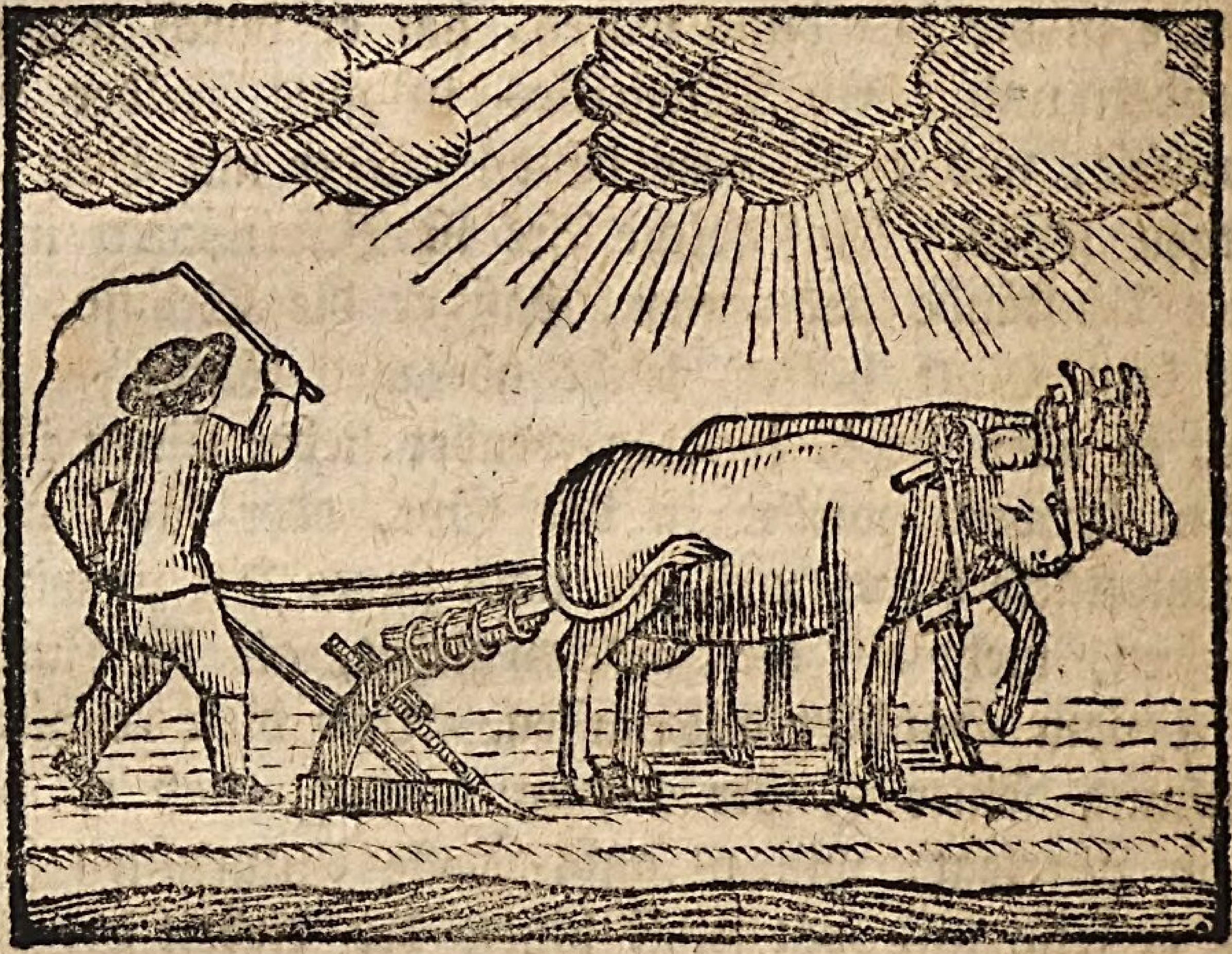
oder mergelichten Kies, der blaulicht ausſieht, und ſich in der Nähe befindet, dazu zu benutzen. Dieſes hat ihm auch ſo geglückt, daß er damit den zäheſten und unfruchtbarſten Boden in das beſte Kornland verwandelt hat; indem er ſich deſſelben auf folgende Art bedient. Er wirft beym Ausgraben die gröbern Kieſel auf die Seite, und den reinern Kies führt er auf ſeine leichten Aecker, und breitet ihn vor dem Pflügen darauf aus, wie ſonſt den Miſt. Dieſe Arbeit verrichtet er meiſt im Winter, wenn Schlittenbahn iſt. Er findet nun, daß dieſer Mergelkies die Erde erwärmet, den geilen Graswuchs verhindert und inſonderheit das ſchädliche Klapperkraut, (Klaffen, Hahnenkamm) ausrottet. Einen Acker, der 45 Gulden koſtete, hat er auf ſolche Art auf den Werth von 200 Gulden gebracht. Durch dieſe Erfahrung iſt er davon belehrt worden, daß überhaupt eine Art Erde die andere verbeſſert, ſchwerer Boden den leichten, Letten den Sand, rother Letten den blauen: und daß kein Boden ſo ſchlecht iſt, der nicht durch Vermiſchung mit andern und durch gehörige Bearbeitung und Düngung verbeſſert werden kann. Eine andere Verbeſſerung hat er mit den Waſſerfurchen gemacht. Er ſah, daß dieſe in den Fruchtfeldern viel Land unnütze machten, und daß zu beyden Seiten dieſer Furchen auch das Getraide ſchlecht ſtand. Nun gräbt er allmählich auf ſeinen Aeckern anderthalb bis 2 Schuh tiefe Graben, wirft bis auf die halbe Höhe grobe Kieslinge und andere Bachſteine hinein, bedeckt ſolche mit Tannenzweigen, und füllt den Graben mit der ausgegrabenen Erde wieder zu. Das Waſſer ſeigert nun von ſelbſt in die hohlen Räume zwiſchen den Kieſeln, und er kann oben drüber weg pflügen, und das Getraide wächſt ſo ſchön darauf, als anderwärts. Auf dieſe Weiſe hat er einen Acker, der neben der Straße

eine

eine niedrige Lage hat, und ſonſt bey jedem Regenguſſe überſchwemmt wurde, völlig gegen das Waſſer geſichert. Er pflanzt auch mehr Gemüſe von allerhand Art, als ſeine Nachbarn, und die Kartoffeln hat er in einem Dorfe zuerſt in Menge gebaut und ihren großen Nutzen erkannt. Die Weideplätze, welche wüſte Flecke in der Waldung waren, hat er durch gezogne Graben und durch Mergelkies in gute Felder verwandelt, und 5 Morgen davon wieder mit Holz anfliegen laſſen. Auf ſolche Art iſt **Kleinjogg** in ſo gute Umſtände gekommen, daß er die Schuld, die auf dem Gute haftet, leicht abtragen könnte. Er thut es aber nicht, ſondern wendet lieber ſeinen jährlichen Erwerb wieder in das Gut, oder kauft neue Grundſtücke dazu: weil er, nach ſeiner Art zu wirthſchaften, mehr aus der Ländereÿ ziehet, als die Zinſen zu 4 vom Hundert ausmachen. Und dieſe reichliche Nutzung ſeiner Felder beruht darauf, daß er bey allem überlegt, wie es aufs Beſte einzurichten ſey; daß er früh und ſpät ſelbſt hinter der Arbeit her iſt; daß er die 11 Kinder, ſo wie ſie heran wachſen, nicht müßig gehen läßt; daß in ſeiner Haushaltung nicht ein Pfennig unnützer Weiſe ausgegeben, und alles, was er erübrigen kann, auf Verbeſſerung der Grundſtücke verwendet wird.

30.

Wie Wilhelm Denker das Heimweh bekommen, ſeinen Abſchied erhalten und eine eigne Haushaltung angefangen.



Hab' ich ein Häuschen und etwas Geld:
So iſt es gar herrlich um mich beſtellt;
Da nehm ich ein braves lieb Weibchen dazu,
Arbeite fleißig und lebe in Ruh.

Alles, was nun **Wilhelm Denker** bey dem braven **Kleinjogg** geſehen und gehört hatte, nahm ſein Gemüth ſo ein, daß er vor der Begierde, eine eben ſo ſchöne und ordentliche Wirthſchaft anzufangen, nicht mehr ſchlafen konnte und in ſeinen Geſchäften ganz verwirrt wurde. Sein liebreicher Herr merkte, was ihm fehlte, und weil ſich **Denker** in ſeiner ganzen Dienſtzeit redlich und treu verhalten hatte: ſo dachte der Herr, er würde ein gutes Werk thun, wenn er ihm unter die Arme griff, daß er ſein Vorhaben durch-

durchſetzen könne. Er ſchenkte ihm daher bey ſeinem Abſchiede 100 Ducaten, welches wohl ein rares Exempel iſt. Etwas über 200 Thaler hatte ſich Denker ſelbſt geſammelt: ſo daß er 500 baare Thaler mit in ſeine Heymath brachte. Dafür kaufte er zu ſeinem kleinen Erbtheile ſo viel Land zu, als er dafür bekam, nebſt einer Wieſe von zwey Morgen. Er freyte ein Mädchen, die weiter nichts, als ein Häuschen mit einem ziemlichen Garten beſaß: aber eine fleißige, ordentliche und geſchickte Perſon war, welches mehr werth iſt, als viel Geld. Damit es ihm nun nicht gehen möchte, wie es vielen geht, daß ſie eine Sache wiſſen, und nicht darnach thun: ſo machte er ſich vor allen Dingen ein **Wirthſchaftsbuch** und ſchrieb folgende **Bauern-Regeln** hinein, die er auf ſeiner Reiſe gelernt hatte.

Der iſt nicht der reichſte, der das meiſte Land hat: ſondern der, deſſen Land die meiſten und ſchönſten Früchte trägt.

Weniger Land, weniger Arbeit, weniger Leute zu ernähren, weniger Abgaben, weniger Miswachs und weniger Unglücksfälle.

Soll wenig Land viel und gute Früchte tragen: ſo muß es gut gedüngt ſeyn.

Soll dein Vieh viel Dünger machen: ſo gieb ihm viel zu freſſen.

Soll es viel freſſen: ſo gieb ihm Futter, das ihm gut ſchmeckt.

Willſt du alſo reich werden: ſo fange damit an, daß du vollauf gutes Futter für dein Vieh ſchaffeſt.

Dann ſchaffe mehr Vieh an und noch mehr Futter.

Nun verbeſſere ein Stück Land ums andere durch beſſere Düngung, und laß keine Furche ungenützt liegen: ſo wirſt du von wenigem viel erndten, und kannſt die Unkoſten und Abgaben, die dir das mehrere Land machen würde, jährlich zu einem Sparpfennig zurücklegen.

Wachſen nun deine Kinder heran, daß ſie mit arbeiten helfen: ſo nimm von dem Sparpfennig und kaufe allmählich ein Stückchen Land ums andere zu, ſo viel ſie beſtreiten können, und machs damit wie zuvor.

Jemehr Kinder, deſto reicher wirſt du nun, und kannſt eins nach dem andern vom Erworbenen ausſtatten, und den Stamm des Guts für dich behalten.

Was heute geſchehen kann, verſchiebe nicht bis morgen. Wer ſpät anfängt, wird ſpät fertig.

Das nothwendigſte thue immer zuerſt, und richte dich im Ackerbau lieber nach dem Himmel und dem Erdboden als nach dem Kalender. — Ein Kluger thut alles mit Vernunft.

Willſt du vom Pflug reich wrrden, ſo mußt du ihn ſelbſt anfaſſen. Verläſſeſt du ihn nicht, ſo wird er dich auch nicht verlaſſen.

Soll deine Sache gut gehen, ſo gehe ſelbſt darnach. Soll ſie ſchlecht gehen, ſo ſchicke darnach.

Treibe du deine Arbeit, damit ſie dich nicht treibt. Fleiß bricht Eiſen und Stahl.

Der Faule begehrts und kriegets doch nicht: aber die Fleißigen kriegen genug.

Arbeitſamkeit iſt ein Schatz, den kein Dieb raubt, und der ſich immer ſelbſt wieder füllet.

Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben, und oft im Beutel.

Unordnung iſt des Lebens Peſt, die zum Genuß nur ſelten läßt.

Das **Wirthſchaftsbuch** ſelbſt hatte folgende Einrichtung. Es war ſo groß wie ein ganzer Bogen Papier, und jedes Ackerſtück hatte ſein Blatt darinne, wo es mit ſeiner Nummer eingeſchrieben war. Nun ſchrieb **Denker** alle Abende in den Kalender zu dem Datum, was den Tag über für eine Feld- oder Hausarbeit geſchehen war: Z. E. Nro. 9. gepflügt, Nro. 11. beſtellt; Nro. 7. ſo viel Fuder Miſt gefahren, u. ſ. w. Er ſchrieb auch das Wetter dabey, das den Tag geweſen war: da er denn oft lachen mußte, wenn er darinne blätterte, und ſahe, daß das geſchriebene Wetter ganze Monate nach einander anders war, als das gedruckte. Des Sonntags nach der Kirche nahm er dann das **Wirthſchaftsbuch** zur Hand und ſchrieb aus dem Kalender, was die Woche über an dieſem oder jenem Stücke geſchehen war, auf das Blatt, wo es hingehörte, auf folgende Art.

Nro. 3. $2\frac{3}{4}$ Morgen im Oberfelde zwiſchen Hellmanns Wittwe und Peter Heinze.*)

1755.	Gepflügt.	Gedüngt	Beſäet.	Geerndtet.	Gedroſch.
	2. Jun. gebracht. 7. Jul. gerührt. 30 Aug. zur Saat gepflügt.	15. Jul. 6. Karren Miſt. 16. Jul. geſtreuet.	5. Septem. $2\frac{3}{4}$tel Scheffel Winterweizen.	—	—
1756.	— 30 Octobr. gefelgt.	—	—	6. Auguſt geſchnitten 7. Aug. gebunden 5 Schock und 1 Mandl.	25. Scheffel.
1757.	21. April. über Sommerbeſtellt	— 23. Nov. 3 Karren kurzen Miſt übergeſtreut.	$2\frac{3}{4}$ Scheffel Gerſte darauf 10 Pf. ſpaniſ. Klee.	20 Auguſt geſchnitten. 25. Auguſt 8 Schock 3 Mandl. gebunden.	$28\frac{1}{2}$ Scheffel.
1758.	24. April. d. Miſtab. geharkt. 6 Sept. zur Saat gepflügt.	— —	— $2\frac{3}{4}$ Scheffel Roggen.	15. Jun. 4 Karren Klee-Heu. 3. Sept. 2 Karren Klee-Heu.	
1759.	— 4. Nov. gefelgt.	—	—	2. Auguſt geſchnitten. 3. Aug. gebunden $5\frac{1}{2}$ Schock.	$25\frac{1}{2}$ Scheffel.
1760.	20. März zur Saat gepflügt.	—	3 Scheffel Hafer.	1. Septbr. gehauen. 12. Septbr. gebunden $4\frac{3}{4}$ Schock.	27. Scheffel.

*) Obige Tafel paßt nicht auf alle Gegenden: ſondern wer ſein Wirthſchaftsbuch darnach einrichten will, zieht blos die Linien ſo wie hier und richtet ſie nach dem Acker- und Getraide-Maaß, das bey ihm üblich iſt. Man kann auch darinn anmerken, wie tief gepflügt worden iſt.

Dieſes

Dieſes Einſchreiben hatte den Nutzen, daß Denker aus dem Buche, wenn er ſeine Kalender dazu nahm, die er alle Jahre aufhob, ziemlich die Urſachen erkennen konnte: warum dieſes oder jenes Stück einmahl mehr, das andre mahl weniger getragen hatte, und da konnte er ſich Regeln für die Zukunft daraus nehmen. In den Kalender ſchrieb er auch ein, wie viel Schock Garben (Schober) von jeder Art gedroſchen und wie viel Früchte aufgehoben, und auf den Boden geliefert wurden; desgleichen was von Zeit zu Zeit in der Wirthſchaft verbraucht, oder was verkauft wurde. Auf dieſe Weiſe konnte er zu jeder Zeit wiſſen, wie viel Vorrath von allem da ſeyn müſſe; und kam bald dahinter, wenn ihm etwas veruntreuet wurde. Daß er auch alle Geld-Einnahmen und Ausgaben aufzeichnete, kann man wohl denken. Dieſe Mühe gab er ſich auch deswegen, damit wenn ihn etwa eine Krankheit oder gar der Tod ſchnell überfiele, ſeine Angehörigen doch wiſſen könnten, wie es um alles ſtehe: und da meynte er ſich mit ruhigerm Gemüthe aufs Kranken- oder Todtenbett legen zu können, wenn es Gottes Wille wäre. Im übrigen richtete Denker ſeine **Hausordnung** eben ſo ein, wie Herr Flink, und ſeine **Feld- und Viehwirthſchaft**, wie hier folget.

Er dachte: ſo wie der Schuſter das Leder, der Tuchmacher die Wolle, der Schmied das Eiſen verſtehen müſſe, wenn er tüchtige Arbeit machen wolle: ſo müſſe auch der Bauersmann die Beſchaffenheit der Erde kennen, die er bearbeitet. Denn nicht aller Boden taugt zu allem, und jede Erdart bringt dann die ſchönſten und reichlichſten Früchte, wenn ſie ſo behandelt wird, wie es ihre Natur haben will. Er fieng alſo damit an, daß er ſein Land nach den verſchiednen Erdarten ausſtudirte, wie ein Buch. Es

giebt

giebt nähmlich drey Haupt-Erdarten: 1) zähe Erde, als Leimen und Thon oder Letten; 2) Sand, ſowohl ſchwerer als Flugſand; 3) Faulerde, welche auch Damm- und Garten-Erde heißt. Die Faulerde iſt die beſte. Man findet aber nicht leicht eine dieſer Erden allein auf einem Acker, ſondern alle drey vermiſcht, und jemehr Faulerde darunter iſt, deſto fruchtbarer iſt er. Um nun zu erfahren, wie viel von jeder Art ein Acker halte: nahm Denker einen Stich Erde davon, und ſchnitt aus deſſen Mitte einen Streif, etwa 4 Zoll breit und ſtark aus, jedoch ſo, daß von der obern, mittlern und untern Erde daran befindlich war. Dieſen Klumpen zerrührte er in einer Schüſſel zu einer klaren Suppe, goß dieſe in einen irdenen Topf, und noch mehr Waſſer dazu, daß es ganz dünn wurde, und rührte es mit einem Kochlöffel wohl eine Viertelſtunde lang um. Alsdann ließ er es ſtehen, bis ſich alles feſt geſetzt hatte und das Waſſer ganz klar oben ſtand. Da ſchöpfte er es ſachte ab, und ließ es noch ſtehen, bis die Erde trocken war. Da zerſchlug er den Topf behutſam, ließ den Klumpen noch mehr abtrocknen, und ſchnitt ihn hernach mit einem Meſſer der Länge nach durch. Nun ſah er deutlich oben die Faulerde, in der Mitte den Thon oder Leimen und unten den Sand; und konnte urtheilen, ob der Acker die rechte Miſchung hätte. Er bemerkte auch, welche Stücke feucht oder trocken, und warm oder kalt waren, nach der Lage. Nach dieſen Beſchaffenheiten beſchloß er, die Verbeſſerungen einzurichten, die er vornehmen wollte. Den Fehler hatten aber ſeine Stücke alle, daß ſie zu wenig gedüngt waren. Er war alſo vor allen Dingen darauf bedacht, mehrern und beſſern Dünger anzuſchaffen. Zu vielem Dünger gehört aber viel Vieh, viel Futter, und viel Stroh; und für den erſten Winter bekam er nicht mehr Futter,

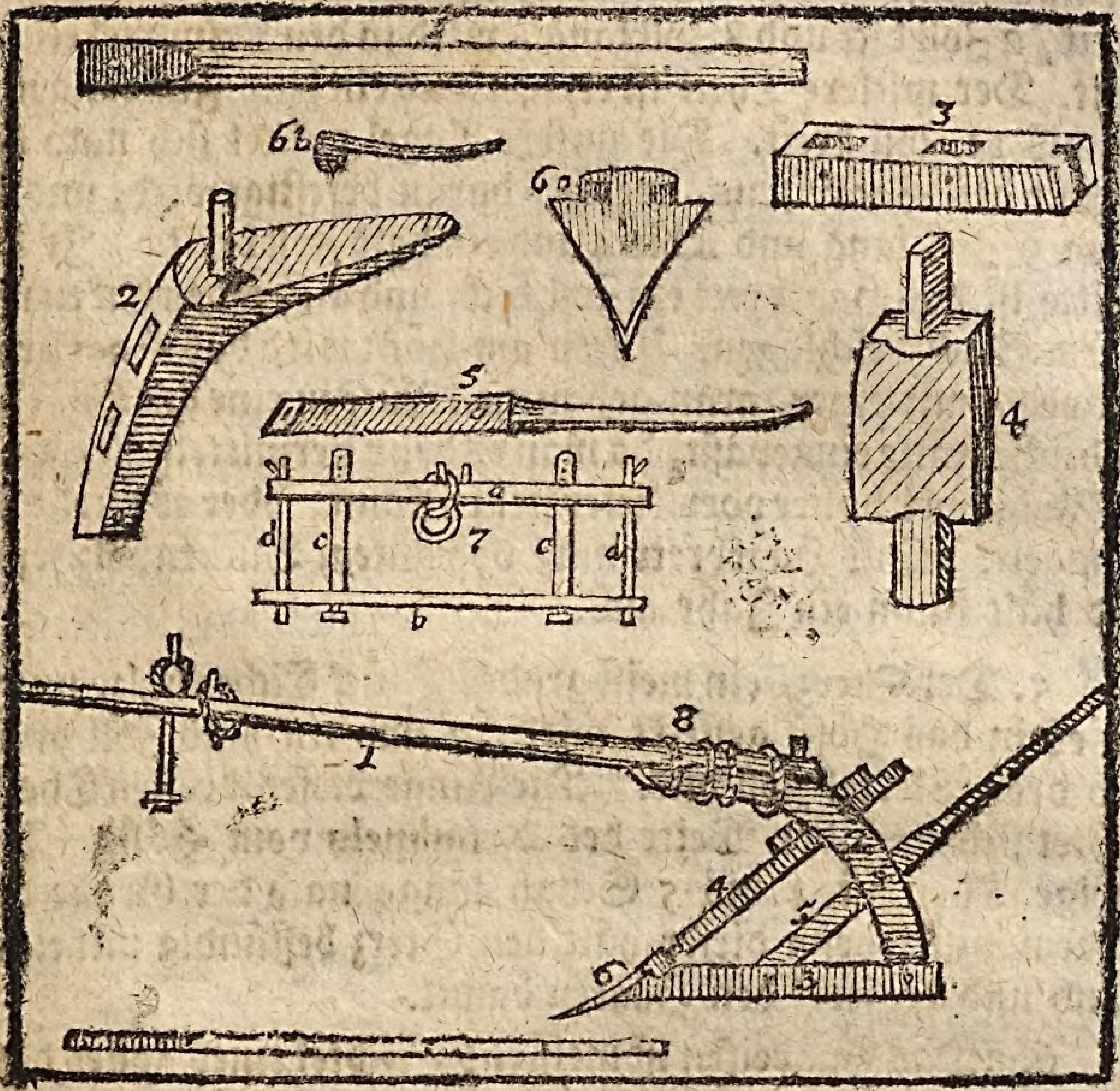
als reichlich für Eine Kuh und für 8 Schafe: damit mußte er ſich behelfen. Er dachte aber: alles mit Weile, und ſuchte vor der Hand von dem wenigen Vieh ſo viel Miſt zu bekommen, als nur möglich war. Er kaufte daher für 18 Gulden Stroh, um vollauf ſtreuen zu können, und richtete alles ſo ein, wie ers bey Kleinjogg geſehen hatte. Um bald mehr Futter zu bekommen, beſtellte er einen Morgen Land, der am weiteſten vom Dorfe lag, mit Esparſette und noch einen hinter ſeinem Garten mit Luzerne oder Schnecken-Klee. Im Sommerfeld beſtellte er 4 Morgen Gerſte mit ſpaniſchem Klee, und pflanzte auch eine hinlängliche Menge Rangen, (Dickrüben, Scharrüben, Pfoſchen, Dorſchen, Runkelrüben, Runken), auch Kohlrüben (Unter-Kohlraben), Kartoffeln und gelbe Rüben oder Möhren in die Brache. Seine Wieſen verbeſſerte er ſchon im erſten Jahre dadurch, daß er die Graben hob, an einer Seite, wo ſie ſumpfig war, einen neuen Queer-Graben machte, und mit der ausgeworfenen Erde die Vertiefungen ausglich, auch daß er die Maulwurfshaufen eben machte, und auf alle leere Plätze Heuſamen ſtreute. — Dadurch bekam er ein Fuder Heu und ein halbes Fuder Grummet mehr, als das vorige Jahr. Das nächſte Jahr erndtete er von den 4 Morgen ſpaniſchem Klee 150 Centner Klee-Heu. Er hatte aber dabey für ſo viel anderes Winterfutter geſorgt, daß er dieſes nicht anzugreifen brauchte, ſondern zum Vorrath liegen laſſen konnte. Und nun richtete er ſich allmählich ſo ein, daß er immer faſt auf ein ganzes Jahr Vorrath an Fütterung hatte: indem er den Kleebau in der Sommerfrucht fleißig fortſetzte; wenn es auch zuweilen fehlſchlug. Dadurch kam er bald ſo weit, daß er 4 Kühe anſchaffen und ſie im Stalle füttern konnte; wobey er allen Miſt behielt, und von jeder Kuh täglich ein Drittheil

mehr

mehr Milch bekam, als ſeine Nachbarn. Zwey bis drey Stück junges Vieh zog er immer dabey auf. Die Schafe ließ er allmählich bis auf 24 Stück anwachſen: weil er aber nicht mehr als 12 Stück zur Dorfheerde geben durfte: ſo fütterte er die eine Hälfte wechſelsweiſe zu Hauſe. Vom Stroh ließ er keinen Halm verbrennen und verfütterte auch wenig davon. Auſſerdem trug er Laub, Geniſte, Gaſſenkoth und alles, was nur zu Miſt taugte, zuſammen, als wäre es Gold. Einen Thaler Geld ſah er auch nicht an, um Düngſalz, Gips, Kalk, Aſche und dergleichen zu kaufen. Auch ließ ers nicht an Arbeit mangeln, und zwang mit dem Grabſcheide, was er nicht genug düngen konnte. Dadurch brachte ers dahin, daß man bald ſeine Felder in der ganzen Flur unterſcheiden konnte, und daß er immer mehr erndete, als andere Bauern des Orts.

Daß Denker reineres Korn bauete, als ſeine Nachbarn, dazu half es viel, daß er nicht mit dem in ſeiner Gegend gewöhnlichen Pfluge ackerte, ſondern mit dem Haaken, wie auf dem Bilde zu Anfange dieſes Capitels zu ſehen iſt. Er hatte im Mecklenburgiſchen geſehen, daß die Bauern daſelbſt mit einem Pfluge ackerten, der ganz anders beſchaffen war, als den man in ſeinem Dorfe hatte. Er erkundigte ſich alſo recht ſorgfältig darnach, und erfuhr, daß dieſes Ackerwerkzeug ein Haaken hieß. Zu ſeiner Verwunderung ſah er, daß nicht das geringſte Eiſenwerk daran war, außer einer eiſernen Spitze, welche ſtatt des Pflug-Schaars dient, und daß zum Anſchirren der Ochſen auch nicht das geringſte Lederwerk, ja nicht einmahl Stränge oder Stricke nöthig waren, außer dem Lenkſeile. Er hörte auch, daß jeder Bauer ſeinen Haaken ſelbſt mache, und nichts dazu kaufe, als die eiſerne Spitze, welche mit der Schmiede-Arbeit

24 Schilling (1 Fl. 4 Kr. rhn.) koſte. Läßt man aber einen Haaken für Geld machen, ſo koſtet das Holzwerk 16 Sch. (42 Kr.) 2 Haakeiſen, davon man immer eins im Vorrath haben muß, koſten 1 Rthlr. (2 Fl. 6 Kr.) und das Leitſeil 4 Sch. (10 Kr.): alſo der ganze Haaken mit allem Zubehör 3 Fl. rhn.: dagegen ein Pflug 9 bis 11 Fl. koſtet. Wegen des mehrern Eiſenwerks koſtet der Pflug jährlich auch mehr zu unterhalten, als der Haaken. Dazu kommt noch das Ackergeſchirre, welches zum Anſpannen beym Pfluge nöthig iſt, und jährlich viel koſtet, beſonders wenn man mit Pferden ackert. Dagegen zum Anſpannen der Ochſen vor den Haaken nichts nöthig iſt, als ein hölzernes Joch und ein von Weiden gedrehter Ring: welches jeder Ackersmann ſelbſt verfertiget. Nun ſah **Denker** auch, daß ſich alle Arten von Boden mit dem Haaken eben ſo gut, ja noch beſſer und leichter zurecht machen läßt als mit dem Pflug, und daß insbeſondere der Haaken das Unkraut viel beſſer ausrottet. **Denker** nahm ſogleich ſein Taſchenmeſſer und ſchnitzte ſich einen ſolchen kleinen Haaken, etwa einer Hand groß. Er maß aber alle Theile an dem großen mit einem Maßſtocke, den er immer bey ſich trug, und ſchrieb die Größe von jedem ganz accurat auf, damit er einmahl zu Hauſe einen wirklich brauchbaren Haaken nach ſeinem kleinen machen könne. Er ſchrieb auch die Nahmen aller zum Haaken gehörigen Stücke auf und machte Zahlen dabey, um es beſſer zu merken, wie es hier abgebildet iſt.



1. Der Haakenbaum, 7 bis 8 Fuß lang, nach der Größe der Ochſen, die ihn ziehen. Er iſt von Eichen- oder Birkenholz, am dicken Ende 4 Zoll oder etwas drüber, und am dünnen 3 Zoll und drüber dick. Das dicke Ende iſt, wie man ſieht, bis auf eine Elle lang abgeſchrägt, damit das folgende Stück darauf gepaßt, und durch einen hölzernen Nagel daran befeſtigt werden kann.

2. Der Haakenkrümmel, ein krumm gewachſenes Stück Holz; von einer Spitze bis zur andern 3 und ein halb Fuß lang, vom feſteſten Holze, das man hat.

3. Das Haakenhöfft, 2 Fuß und 2 Zoll oder drüber lang, wie es an den Krümmel paßt; 3 bis 4 Zoll hoch und 3 Zoll dick. Bey b iſt ein Loch eingeſtemmet, in welchem das Sterz feſt gemacht wird. Unten daran nagelt man eine hölzerne Sohle mit hölzernen Nägeln, oder ein Stück alt Eiſen; damit ſich das Höfft nicht zu bald abſchleift. Das Höfft muß von ſehr feſtem Holz ſeyn.

4. Das Haakbret oder Reeſter, an welches das Haakeiſen befeſtiget wird. Dieſes richtet ſich in der Länge nach dem

Krümmel und Höfft. Die obere Angel etwa fünf Viertel Zoll breit, 2 Zoll dick und 8 Zoll lang, wird in den Krümmel eingekeilt. Der mitlere Theil iſt etwa 1 und ein halb Fuß lang und 10 bis 11 Zoll breit. Die untere Angel richtet ſich nach der Größe des Haakeiſens, welches daran befeſtigt wird, und iſt etwa 9 Zoll lang und 4 bis 4 und ein halb Zoll breit. In der Mitte iſt das Haakbrett ein Zoll dick, und an beyden Ecken mit altem Blech beſchlagen. Unten am Höfft wird das Haakbrett entweder mit einer daran gehauenen Nute in eine am Höfft befindliche Falze eingepaßt, da man es denn vermittelſt der Keile im Krümmel höher oder tiefer ſtellen kann; oder es wird aufgenagelt. Das Haakbrett muß von gutem Büchenholz ſeyn, und hält kaum ein Jahr aus.

5. Der Sterz, ein meiſt grades Stück Eichenholz, unten wo es in das Höfft geſteckt wird, 2 und ein halb Zoll breit, und drey Viertel Zoll dick. Die Länge dieſes breiten Theils richtet ſich nach der Weite des Krümmels vom Höfft. Der übrige Theil iſt 4 bis 5 Schuh lang, nach der Größe des Ackermanns: denn dieſer hält den Sterz beſtändig mit einer Hand und regieret den Haaken damit.

6. a Das Haakeiſen iſt meiſtens 3 Achtel eines Zolles dick, ſieht dreyeckigt aus, und hat oben ein paar einwärts gebogene Haaken, welche an die untere Angel des Haakbretts paſſen, daß man es an dieſe mit ein paar hölzernen Keilchen befeſtigen kann. Die Spitze des Haakeiſens läuft etwas verdickt zu, und vorwärts gebogen, wie man bey der Abbildung 6. b ſiehet. Es giebt auch Haakeiſen, welche platt zugeſpitzt und unten nur wenig dicker ſind als in der Mitte. Andere haben eine 4eckigte lange Spitze von 4 Zoll, die vor dem Haakbrette hervorragt und beſonders in ſtrengem Boden Dienſte thut, oder wo tief geackert werden muß. Die Länge eines Eiſens mit ſcharfer Spitze iſt 15 Zoll, und eines mit platter Spitze 12 Zoll. Die Breite hält, da wo es am breiteſten iſt, 12 und 14 Zoll.

7. Das Haaken-Joch, beſtehet aus dem Jochbaum a, welcher 6 Fuß lang und gegen 3 Zoll dick iſt; dem Kehlholz b, und den zwey Jochſcheiden c und zwey Vorſteckern oder Sticken d, welche 4 Stücke jedes 2 Fuß lang ſind. Der Jochbaum liegt beyden Ochſen auf dem Halſe, und wenn ſie angeſpannt werden, ſo zieht man nur den Sticken bey d und d heraus, welche leicht ein und ausgehen, und ſchiebt

ihn

ihn wieder hinein, wenn der Ochſe den Hals dazwiſchen gethan hat. Durch die Weeden-Ringe e wird das Joch an den Haakenbaum befeſtigt.

8. Hier ſind alle Theile des Haakens zuſammengefügt und obige Zahlen wieder bey jedes Stück geſetzt, daß man es unterſcheiden kann. Die Ringe, welche den Haakenbaum mit dem Krümmel verbinden, ſind auch von Weidenzweigen zuſammengedreht. Nichts iſt leichter, als den Haaken zu ſtellen, daß er flach oder tief ackert. Es kann geſchehen durch das Haakeiſen, indem man es höher oder tiefer anſchlägt, oder durch den Sterz, auch durch das Haakbrett, und durch einen Keil, den man zwiſchen dem Haakenbaume und dem Krümmel hineintreibet. Wie es ausſiehet, wenn einer mit dem Haaken ackert, zeigt das Bild beym Anfange dieſer Nummer.

Denker hatte auch mit dem Haaken ordentlich ackern gelernt und alles, was ſonſt dabey zu merken iſt; z. E. daß man damit nicht ſo, wie bey dem Pfluge, von einer Furche (Fahre) zur andern zu ziehen braucht, wenn man umwendet, ſondern die zweyte gleich neben die erſte machen kann; auch wie man mit Einem Ochſen, oder mit Pferden haaket, welches letztere aber nicht ſo gut iſt, und wie man das Vieh abrichtet, daß es ſich gern anſpannen und leiten läßt. In den erſten Jahren ackerte er aber nur mit ſeinen 4 Kühen, und hielt es ſo damit. Frühe ſpannte er zwey an, und ließ ſie 3 bis 4 Stunden arbeiten. Alsdann brachte ihm ſeine Frau die beyden andern vor den Haaken und führte die erſten in den Stall, wo ſie ihr Futter bekamen. Nachmittags machte ers wieder ſo, daß er mit jedem Paar Kühen nur 3 bis 4 Stunden arbeitete, und oft brachte ihm die Frau bey der zweyten Wechſelung des Viehes auch ſein Mittagsbrod mit aufs Feld, daß er den Hin- und Herweg erſparte. Die Kühe gaben bey dieſer mäßigen Arbeit, und weil ſie immer gutes Futter vollauf hatten, noch mehr Milch, als ſolche, die den ganzen Tag auf einer

magern Weide ſpazieren gehen. Späterhin, da ſich ſeine Umſtände verbeſſerten, ſchaffte er Ochſen an, und hielt es eben ſo, daß ſie einander ablöſen mußten: aber Pferde ſchaffte er ſich niemahls an. Er dachte: die Ochſen ſind wohlfeiler, ſie brauchen weniger Wartung, koſten jährlich nicht ſo viel an Riemer- und Schmiede-Arbeit, nehmen mit ſchlechterer Koſt vorlieb, geben beſſern Dünger, und wenn ſie alt werden, kann man ſie noch mäſten und theurer verkaufen, als man ſie eingekauft hat: dagegen wenn die Pferde ausgedient haben, iſt die erſte Kaufſumme ganz verlohren. Auch kann man Ochſen leichter ſelbſt aufziehen, als Pferde. **Denker** kehrte ſich alſo nicht daran, daß reiche Bauern in ſeinem Dorfe ſich ſchämten, mit Ochſen zu fahren. Er blieb noch dabey, da er einer der reichſten geworden war, und dieſer Umſtand half eben viel dazu, daß er reich wurde.

Ein anderes Mittel, immer mehr vom Ackerbau zu gewinnen, war dieſes: daß er von der alten Leyer im Acker-Umſchlage abgieng, und auf ſeinen Aeckern mit den Früchten, ſo viel möglich, abwechſelte.

Die Landesherrſchaft hatte zur Beförderung des Kleebaues den Befehl gegeben, daß jeder ſo viel beſömmern ſolle, als ihm beliebe. Dieſes kam Denkern zu ſtatten, ſo daß er ſeine Ordnung im Beſtellen eines jeden Ackerſtückes auf 6, 7 oder 8 Jahre feſtſetzen konnte. Z. E. 1) Brache; 2) Winterwaitzen; 3) Gerſte mit ſpaniſchem Klee; 4) Klee; 5) Roggen; (Korn) 6) Hafer und nun wieder Brache. Oder ſo: 1) Brache; 2) Waitzen; 3) Kraut, Rüben und dergl. 4) Gerſte mit Klee; 5) Klee; 6) Roggen; 7) Hafer. Oder auf 8 Jahre ſo: 1) Brache; 2) Raps; 3) Winterwaitzen; 4) Erbſen, Kraut, Rüben u. ſ. w. 5) Gerſte oder Sommerwaitzen mit Klee; 6) Klee; 7) Roggen;

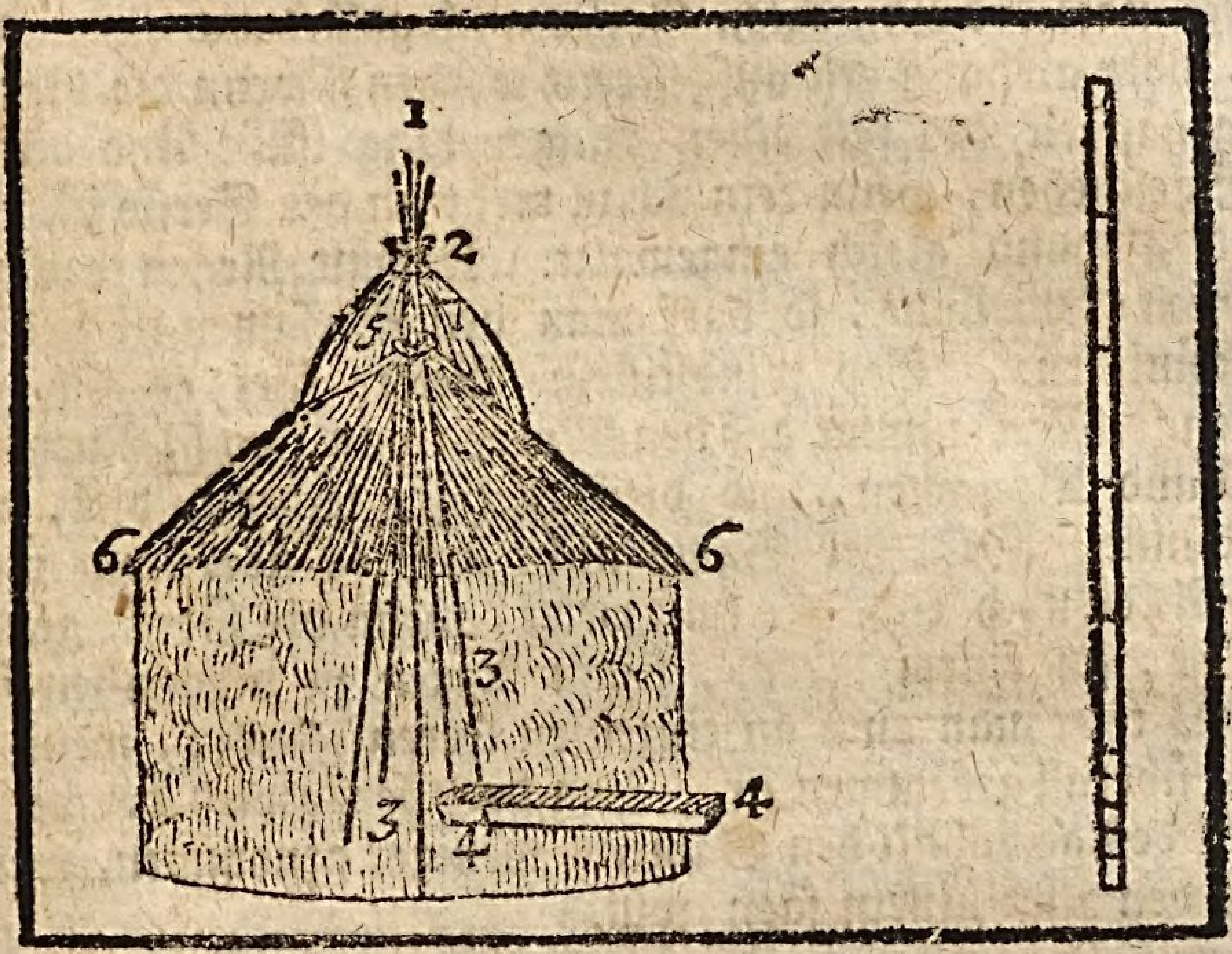
8) Hafer und nun erſt wieder Brache. Seine Feldnachbarn konnten ihm dieſes freylich nicht nachthun: weil ſie nicht ſo düngen konnten, wie er. Denn der Acker muß bey dieſem Fruchtwechſel noch einmahl ſo viel Miſt bekommen, und ordentlichen verfaulten Miſt, nicht bloſſes Stroh. Bey dieſer Abwechſelung kann aber der Acker auch deswegen länger tragen, ohne friſch gedüngt zu werden: weil jede Art der Gewächſe nicht dieſelben Nahrungsſäfte aus der Erde zieht, ſondern immer andre; wie man dieſes ſchon an dem verſchiedenen Geſchmack und Geruch derſelben erkennen kann. Ein Acker, der zum Getraide keine Kräfte mehr hat, kann noch Nahrung zum Klee oder zu Garten-Gewächſen haben. Manche Gewächſe, z. E. eben der Klee, führen auch durch ihre Blätter der Erde viele Nahrung aus der Luft zu. Kurz, man konnte es **Denkers** Feldern anſehen, daß die Sache gut ſey. Auſſerdem verſuchte er auch dieſe und jene neue Art von Benutzung des Ackers, die er auf ſeiner Reiſe geſehen hatte: aber immer erſt im Kleinen und nach genugſamer Ueberlegung, ob es ſich für ſeinen Boden und ſeine Gegend ſchicke. Z. E. er hatte einen Zipfel Bergland von ungefähr ½ Morgen, welches ſo ſteinigt und elend war, daß es faſt nicht die Mühe lohnte, es zu beſtellen. Dieſes bepflanzte er mit Brenn-Neſſeln. Im September und October hakte er dergleichen auf den wüſten Stellen hinterm Dorfe aus, riß ſie von einander, ſchnitt die äuſſerſten Enden der Wurzeln ab und auch den Stamm bis auf einen halben Zoll oder drüber: und ſo ſetzte er ſie in gerade Reihen ziemlich nahe bey einander, und befeſtigte ſie mit etwas Erde, damit die Wurzeln aufrecht ſtehen blieben. Seine Nachbarn lachten freylich darüber, daß er ſich ſo viel Mühe gab, Unkraut zu pflanzen. Allein, als er im folgenden Sommer 10

einſpännige Fuder Heu für ſeine Kühe davon erndtete, da lachte er. Die Brenn-Neſſel iſt nähmlich ein trefliches Futter, auf welches die Kühe viele und fette Milch geben, und welches ſie zugleich, wie eine Arzeney, vor Seuchen und Krankheiten bewahrt. Das Vieh frißt ſie auch gern, wenn ſie nur zu rechter Zeit abgeſchnitten werden, welches im Junius und Auguſt geſchehen muß. Man miſcht ſie ſtatt des Heues unter das Stroh, oder begießt ſie mit warmen Waſſer, läßt ſie die Nacht über darin ſtehen und giebt dem Viehe des folgenden Tages dieſe Tränke. Ein ſolcher Neſſel-Acker kann alle Jahr drey mahl geſchnitten werden, wenn man ſie nur ein wenig dünget, welches durch Laub und Zweige geſchehen kann, die man im Herbſte darauf ſtreuet. Will man ſie ſäen, ſo wird der Same im Auguſt geſammelt. Man ſchneidet den Stamm ab, und läßt ihn dürr werden, da fällt der Same von ſelbſt heraus. Dann ſäet man ihn im September. Sie können aber den erſten Sommer noch nicht geſchnitten werden. Dieſe Probe, und mehr dergleichen, gelangen **Denkern** wohl: weil er ſie mit aller Vorſicht und Ueberlegung anſtellte.

Auf ſolche Art brachte er es durch ſein beſtändiges Nachſinnen über das Wie? Warum? Wodurch? und Wozu? bey jeder Sache dahin, daß ſein Vermögen alljährlich zunahm: während daß manche ſeiner Miteinwohner, die immer beym Alten blieben, über ſchlechte Zeiten klagten, und zuſehends ärmer wurden. Wegen ſeines Kleebaues wurde **Denker** auch in der ganzen Gegend ſo berühmt, daß ihn viele Leute erſuchten, er möchte doch, da er mit der Feder umzugehen wiſſe, eine Vorſchrift darüber aufſetzen. Dieſes that er, als ein dienſtfertiger Mann, recht gern, und des Nutzens wegen folgt hier dieſe ganze Vorſchrift.

31.

Wilhelm Denkers Unterricht vom Klee-Bau.



Den rothen Klee, den Eſper und Luzerne,
Frißt Pferd, und Rind und Schaf von Herzen gerne.
Nur mußt du klug im Füttern ſeyn:
So wird dich Klee-Bau nie gereun!

Drey Arten von Klee ſind die nutzbarſten. I. Der ſpaniſche oder rothe Klee. Dieſer wird ins Sommerfeld unter die Gerſte geſäet, und hernach, wenn es Brachfeld iſt, benutzt. Er gedeihet in jedem Boden, der ſo beſchaffen iſt, daß er gute Gerſte trägt. Gar zu ſteinigter Felſenboden, verraſeter und verqueckter Brachacker, feuchter oder ſumpfiger Boden, der Waſſergallen hat, eiſenſchüſſiger Sandboden, grober Kies und Töpferthon (Hafner-Leimen, Waſſer-Letten) taugen nicht dazu, bis ſie durch Dünger und Miſchung mit andern Erdarten verbeſſert werden. Bey regenhafter Witterung iſt es am beſten, den Kleeſamen, wenn die Gerſte untergeackert wird, gleich darauf zu ſäen, und mit einer leichten Egge oder einem Dornbüſchel einzueggen.

eggen. Iſt aber Dürre zu vermuthen, ſo läßt man den Acker erſt abtrocknen, und ſäet hernach den Klee ins dürre Land, wo er 3 bis 4 Wochen liegen kann, ohne zu verderben. Man eggt ihn mit einem Dornbüſchel, oder walzt ihn unter. Wird auf die Saatfurche geſäet, ſo muß der Klee gleich nach der eingeegten Gerſte auch geſäet und eingewalzet, oder alsdann erſt aufgeſtreut werden, wenn die Gerſte aufgegangen und faſt einen Finger lang iſt. Und dieſes muß geſchehen, wenn kein Thau mehr an der Gerſte iſt. Er wird alsdann gleich eingewalzt. Kommt Regen bey der Gerſten-Beſtellung, ſo darf man den Kleeſamen nicht hineinſchmieren. Bey windſtillem Wetter ſäet er ſich am beſten. Man nimmt auf den Morgen von 100 □ Ruthen, 8 Pfund Kleeſamen, und die Regel iſt: lieber zu dick, als zu dünne. Geht der Same nicht auf: ſo überſtreut man den Acker noch einmahl im Herbſt, wenn die Gerſte gemähet iſt, an einem Abend, wenn Regen zu vermuthen iſt. Dieſes thut man auch an einzelnen leeren Flecken, wenn er nicht überall gekommen iſt. Von der Gerſte wird der vierte Theil des gewöhnlichen Samens weniger genommen, wenn man den Klee hinein ſäen will.

Wenn die Klee-Gerſte abgemäht iſt, muß man ſie 4 bis 6 Tage liegen laſſen, und hernach die Schwaden (abgemähte Reihen) mit dem Harkenſtiel (Rechen) oder einem andern Stocke wenden, daß der Klee trockne. Das Wenden muß behutſam des Morgens oder gegen Abend geſchehen. Nach der Gerſtenerndte kann man den Klee, wenn die Witterung günſtig iſt, noch einmahl mähen und zu Heu machen, oder grün verfüttern. Nur muß man ſich hüten, ihn zu ſpät im Herbſt noch abzumähen: weil davon viele Stöcke auswintern. Die Schafe darf man nicht darauf treiben laſſen: ſie freſſen das Herz aus den Stöcken. Im Herbſt überſtreut man den Klee-Acker dünne mit kurzem Miſt. wenn es aber viele Mäuſe giebt, ſo unterläßt man im Herbſt die Bedeckung mit Miſt: weil unter ſelbigem die Mäuſe, ſo nach den Klee-Wurzeln gehen, geſchützt werden und ſehr vielen Schaden thun. Wer keinen Miſt hat, nimmt ungebrannten gemahlnen Gips, ſo viel als man Frucht auf den Acker ſäet, und ſtreut ihn im Februar auf, wenn der Schnee von den Feldern wegthauet. Doch taugt der Gips nicht auf naſſen Boden. Wo es an Gips fehlt,

kann

kann man gemahlne Steinkohlen, Mergel, Ruß, Holzaſche, Seifenſieder-Aſche, Sägeſpähne, Miſtlake und dergleichen brauchen, welches im Februar oder März darauf gebracht wird. Im März harkt (recht) man den Miſt, wenn dergleichen darauf iſt, herunter, und überzieht den Acker mit einer hölzernen Egge. Sollte der Klee ausgewintert ſeyn, welches ſelten geſchieht, ſo ſtürzt man den Acker und beſtellt ihn mit Hafer, Sommer-Rübſen oder Spätflachs.

Das Abgraſen oder Mähen des ſpaniſchen Klees fängt man an, wann die Knoſpen hier und da aufbrechen, und die Blüthe anfängt. Es muß nicht vor 7 oder 8 Uhr des Morgens geſchehen, ehe die Sonne den Thau aufgezogen hat. Wird er naß eingebracht, ſo muß man ihn auf der Tenne dünn aus einander ſtreuen und trocknen laſſen, ehe man ihn verfüttert. Auf Haufen entbrennt er leicht, und wird ſchädlich. Die beſte Fütterungsart mit grünem Klee iſt, daß man ihn mit Stroh vermiſcht, oder mit untergemengtem Stroh gröblich auf der Hexel-(Stroh- oder Halm-) bank ſchneiden läßt. Auch kann man abwechſeln mit anderm Futter zwiſchen dem Klee, und eine Hauptregel iſt, daß man dem Vieh nicht zu viel auf einmahl gebe: ſondern aus jedem Futter wenigſtens drey Portionen mache; zumahl wenn der Klee noch jung iſt. Man muß im Anfange nur kleine Portionen geben, bis das Vieh größere vertragen lernt. Auch iſt wohl zu merken, daß man das Vieh nicht gleich auf den Klee ſaufen läßt, denn davon wird es aufgebläht: ſondern lieber ehe man ihm das Futter giebt. Jungem Vieh iſt Klee-Heu beſſer, als grüner Klee. Muß man dieſen füttern, ſo vermenge man ihn daher wohl mit Stroh. Bekommt das Kalb den Durchlauf: ſo giebt man ihm ein rohes Ey mit der Schale ein, dieſes hilft. Wer viel Klee füttert, thut wohl, dem Rindvieh im Auguſt zur Ader zu laſſen. Den Schaafen giebt man von Klee, der in der Blüthe ſteht, im Anfange aufs Stück etwa 4 Pfund in 4 Futtern, dann 6 Pfund in 5 Futtern, und ſo fort bis auf 10 Pfund. Von jungem Klee muß man mit einem halben Pfund anfangen und wechſelsweiſe trockenes Futter dazwiſchen geben.

Zum Heu wird der erſte Klee-Wuchs gemähet, wenn er in voller Blüthe ſteht, etwa 14 Tage vor Johannis. Man

 läßt

läßt ihn in Schwaden liegen, bis er oben ganz dürre iſt. Alsdann werden die Schwaden des Morgens oder Abends mit einer Streugabel (Heurechen) allemahl zwey gegen einander zuſammen gewendet. Iſt er nach einigen Tagen auf der andern Seite auch abgetrocknet, ſo wird er des Abends, wenn der Thau gefallen iſt, auf kleine Haufen (Schöberlein) zuſammen geſchoben oder gerollt, das übriggebliebene Gebröſe (Abröhrig) wird ſogleich nachgeharkt (gerecht). Des Morgens vor 8 bis 9 Uhr wird zuſammen gehäufet und eingefahren; ſpäterhin würden die Blätter und Blumenknoſpen abfallen. Fällt Regenwetter ein: ſo iſts am beſten, den Klee in den Schwaden liegen zu laſſen, und ihn hernach beym Sonnenſchein des Morgens und Abends mit den Händen oder dem Harkenſtiel (Rechen) aufzulüften. Auf dem Heu-Boden, oder in den Scheuren und Schuppen, darf der Klee nicht feſt eingeſtampft werden, und man muß ihm recht viel Luft laſſen. Man kann zu dem Ende Hölzer einſchlagen, und Queerſtangen daran befeſtigen, ſo daß die obere Lage auf den Stangen ruhet. Oder man legt zwiſchen jeder Fuhre Heu eine Schicht Stroh einer Hand hoch. Hat man Raigras oder Rosgras mit unter den Klee geſäet, ſo iſt dieſes nicht nöthig. Aber die beſte Art, das Klee-Heu aufzubewahren, iſt, es in einen Schober aufzuthürmen, dergleichen zu Anfange dieſes Unterrichts abgebildet iſt.

Man wählt im Hofe oder Garten einen Ort, der trocken und keinem Waſſerſchaden ausgeſetzt iſt. Auf dieſen ſetzt man (1) fünf lange Stangen und bindet ſie (2) oben an den Spitzen mit einem Baſtband oder Strick ſo loſe zuſammen, daß ſie ſich unten leicht aus einander geben. Dieſe ſtellt man (3) unten mit den dicken Enden gleich weit aus einander aufrechts in einen Kreis von 4 bis 5 Fuß im Durchſchnitt, ſo daß eine Pyramide daraus wird. Die Stangen müſſen deſto höher und ſtärker ſeyn, je größer der Schober werden ſoll. Auf den Boden legt man (4) eine von 4 Brettern zuſammengefügte Röhre, wenigſtens 1 Schuh hoch und breit ſo an, daß ein Ende davon in den innern Kreis zwiſchen die Stangen hinein, und das andere bis über den ganzen Umfang des Schobers hinausreicht: damit durch dieſe Röhre die Luft hinein, und oben durch die Stangen wieder hinaus ziehen kann. Nun häuft und ſtampft man den Klee um die Stangen herum recht geſchickt, ſo daß der Schober

eine feine Rundung bekommt, ſo weit in die Höhe, bis (5) die Höhlung, welche die Stangen machen, noch 1 und 1½ Fuß im Durchſchnitt hat. Hier wird (6) ein Dach von Stroh an die herausragenden Stangen befeſtigt, welches das Heu gegen den Regen ſchützt, und oben über das durchgehende (7) noch ein kleines Dach, damit es nicht zu der Oefnung hinein regnet. Dieſes darf aber nicht feſt aufliegen.

In einem ſolchen Haufen bleibt das Klee= und anderes Heu am beſten verwahrt.

Eine ſchöne Erfindung iſt es auch, daß man den Klee grün auf der Strohbank ſchneidet, mit Salz und Waſſer anfeuchtet und eben ſo einmacht, wie Sauerkraut. So verliert er nichts durchs Eintrocknen, da ſonſt von 6 Zentner grünem, 5 Zentner eintrocknen. Das Vieh frißt den eingemachten Klee gern, und er iſt ihm ſo geſund, wie dem Menſchen das Sauerkraut. Die Kühe milchen auch vortreflich darnach. Mengt man ihn handvollweiſe unter das dürre Futter, ſo kann er auch den hochträchtigen Kühen nicht ſchaden. Wer keine Fäſſer und Tonnen dazu hat, macht eine Grube an einem trocknen Orte, je tiefer, je beſſer, ſchlägt ſie mit Thon oder Letten aus, daß ſie waſſerfeſt wird, und verſieht ſie mit einem Dache. Darinne kann er auf ein ganzes Jahr Klee einmachen.

Den Samen zieht man von zweyjährigem Klee, indem man den erſten Wuchs im Frühjahr vor der Blüte mähen, und den zweiten ſtehen läßt. Doch iſt es gut, auch etwas vom erſten Wuchs in Samen gehen zu laſſen; wenn etwa der zweyte umſchlagen ſollte, wegen naſſer Witterung. Ein Morgen von 160 Quadrat=Ruthen kann 80 bis 100 Pfund Samen bringen, wenn alles gut geht. Wenn er reif iſt, ſchneidet man die Köpfe mit der Sichel ab, und trocknet ſie auf Tüchern. Alsdann driſcht man den Samen mit Haſelſtöcken auf der Diele heraus. Beym Reinmachen ſtellt man ſich in Zugwind, hält die Wurfſchaufel mit Spreu und Körnern in die Höhe und läßt alles ganz langſam in einen Kaſten herab flieſſen; da dann der Wind die Spreu wegführt. Es iſt aber nicht rathſam, mehr Samen zu zeugen, als man ſelbſt braucht: weil der Acker dadurch ſehr ausgezehrt wird. Am vortheilhafteſten iſt es, dieſen Klee nur ein

ein Jahr, nämlich in der Brache, zu benutzen: weil dabey dem Getreidebau gar nichts entzogen wird.

Die Beſtellung nach der Klee-Stoppel geſchieht alsdann auf folgende Weiſe. Man mähet den dritten oder vierten Wuchs, wenn er eine Spanne hoch iſt und ſtreut die Schwaden umher, pflügt es beym Umſtürzen der Stoppel mit unter, und beſtellt ſogleich die Winterfrucht in die umgebrochne Stoppel, 14 Tage vor oder nach Michaelis, wann es weder zu naß, noch zu trocken iſt. Es müſſen dabey ſchmale tiefe Furchen gezogen, und der Same tüchtig untergeeggt werden. Wo ſchwerer Boden iſt, muß man die Stoppel ſchon im Anfange des Auguſts umbrechen, ein paar mahl tapfer eggen, am beſten nach einem Regen, hernach den 6ten bis 9ten Sept. zum zweytenmahl mit dem Ruhrhaaken pflügen und die Winterfrucht ſäen. Waitzen geräth in der Kleeſtoppel vortreflich, aber auch Roggen wird darinne oft ſchöner, als im gedüngten Acker. Winterſpelt oder Dinkel thut auch gut. Läßt ſich ſchwerer Boden wegen Dürre oder Näſſe nicht bezwingen: ſo beſtellt man ihn über Sommer, und erhält deſto ſchönere Gerſte.

II. Luzerne, Dauerklee, ewiger Klee, auch Stutternheimer, türkiſcher, blauköpfigter Klee genannt, iſt noch ein beſſeres Futterkraut, als der ſpaniſche Klee. Er iſt ergiebiger, wächſt zeitiger im Frühjahr und dauert länger. Er verlangt aber einen fetten Boden, deſſen Erdart bis auf 5 Fuß einerley iſt, und die etwas feucht, doch nicht naß, und 4 bis 5 Fuß tief kein Waſſer unter ſich hat. Denn ſo bald die Wurzeln auf die Näſſe oder auf Lehmen kommen, ſterben ſie ab. Der Acker zur Luzerne wird im Herbſt entweder zweymahl gepflügt, und die Länge und Queere geeggt, oder wer es thun kann, läßt in derſelben Furche einen zweyten Pflug, allenfalls einen tüchtigen Hacken-Pflug folgen, und die Erde 6 bis 8 Zoll herauf bringen, damit ſie Froſt und Regen im Winter durchdringe. Es iſt nicht gut, friſch zu düngen, weil davon viel Unkraut wächſt: ſondern beſſer thut man, einen Acker dazu zu nehmen, der das Jahr vorher ſtark gedünget geweſen, und Weißkraut, Kartoffeln, türkiſchen Waizen und dergl. getragen hat, und der durchs Behacken recht mürbe und von Unkraut gereinigt wor-

worden iſt. Zu Ende des Aprils, oder auch ſpäter im May, Junius oder Julius wird die Luzerne an einem windſtillen Abend, wenn Regen zu vermuthen iſt, geſäet, und des Morgens eingeharkt, oder mit einer hölzernen Egge, von einem Manne gezogen, eingeegt: indem das Zugvieh zu tief in den lockern Boden tritt. Zur Saat wird 6 Zoll tief geackert, und etwa 8 Pfund Samen auf 100 Ruthen gerechnet. Zur Beyfrucht kann man Hafer nehmen und mit dem jungen Klee abhauen und verfüttern; auch Sommerrübſen, Buchwaitzen (Haidel) und dergl. Will das Unkraut den ohne Beyfrucht geſäeten Luzernklee überwachſen: ſo haut man ihn einigemahl ab. Allenfalls müſſen auch die kriechenden Unkräuter herausgejätet werden. Ein ſolcher Luzern-Acker, der im April oder May beſäet worden, wird ſchon im erſten Sommer dreymahl gehauen, damit ſich die Stöcke beſtauden: in den folgenden Jahren aber 4 bis 7 mahl. Und ſo dauert er 15 bis 20 Jahre. Er bläht das Vieh nicht ſo leicht auf, wie der ſpaniſche Klee, muß aber doch, wenn er jung iſt, mit Vorſicht gefüttert werden. Zu Heu läßt er ſich leichter machen, als jener. Wenn man nach jedem Hiebe die Stoppeln mit Miſtgauche, die mit Waſſer vermiſcht wird, oder mit Lauge von Kalk und Aſche begießt, ſo wächſt er faſt zuſehends. Auſſerdem muß er ein Jahr ums andere mit gemahlenem ungebrannten Gips, Aſche, Ruß, Mergel, Düngſalz und dergl. beſtreut werden, oder vor Winters mit kurzem Miſt, der im Frühjahr wieder weggebracht wird. Auch wird er alle Frühjahre mit einer eiſernen Egge aufgekratzt. Wenn ſich leere Plätze zeigen, beſäet man ſie wieder, oder läßt einen Stock darneben in Samen gehen. Ein Fleck Luzerne giebt, wenn es in gutem Stande iſt, 6 mahl ſo viel Futter, als die beſte eben ſo große Wieſe, und man hat aus Erfahrung berechnet, daß ein ſolcher Acker binnen 7 Jahren, nach Abzug aller Koſten, 60 Thlr. mehr abgeworfen hat, als das beſte Kornfeld.

Will man einen Luzern-Acker wieder zu Kornfeld umbrechen: ſo iſt es am beſten, ihn umzugraben. Oder man ſpannt 2 bis 4 Pferde vor einen ſtarken Pflug, der mit einem ſcharfen Sech verſehen iſt, und pflügt ihn bey trocknem Wetter um. Leichter geht es, wenn man den Raſen vom Acker im Herbſt mit einem ordentlichen Schäl-Pfluge abſchälet, die Raſen auf Haufen bringt, und die Wurzelſtöcke

blos

blos ſtehen läßt: da verfaulen ſie im Winter. Im May kann man nun leicht pflügen, die Raſenhaufen vor der Saatfurche wieder ausſtreuen, und den Waizen, Spelt, Hanf und dergl. ohne weitere Düngung beſtellen, und eine reiche Erndte davon erwarten

III. Die Eſparſette, oder der Eſper-Klee iſt das nahrhafteſte und ſüßeſte Futter für alles Vieh, beſonders für Pferde, und iſt gar keine Gefahr dabey. Sie wächſt im ſchlechteſten Boden, wenn er nur nur 4 bis 5 Fuß tief überein iſt, und unten kein Waſſer hat. Man bereitet den Acker, wie bey der Luzerne, und ſäet ſie im Junius lieber zu dick, als zu dünn. Sie giebt jährlich zwey bis drey Erndten, 10 bis 15 Jahre nach einander. Man pflegt den Acker, wie bey der Luzerne, und beym Mähen läßt man etliche Zoll lange Stoppeln. In den erſten zwey Jahren läßt man die Eſparſette ſo wenig als die Luzerne Samen tragen, weil die Stöcke davon leicht ausgehen; nachher aber kann man die Eſparſette Samen tragen laſſen, und dann ſchneidet man eine Handvoll Hülſen nach der andern ab, wenn ſie anfangen braun zu werden, und läßt ſie auf einem luftigen Boden wohl trocknen. Alsdenn wird der Same mit einem Stocke ausgeſchlagen.

32.

Wie Wilhelm Denker ſeinen jährlichen Ueberſchuß angelegt und geſparet, ſo daß er allmählich reich geworden.

Erwerben thut es nicht allein,
Mußt's Sparen auch verſtehen,
Und klüglich alles theilen ein:
So wird dirs wohl ergehen.

Durch den fleißigen Kleebau und überhaupt durch die immer weiter gehende Verbeſſerung der Felder und des Viehſtandes, erwarb ſich nun **Wilhelm Denker** immer mehr. Es giebt aber Bauersleute, welche durch Erbſchaften, durch gute Erndten in theuern Zeiten, oder durch anders Glücksfälle in kurzer Zeit reich

reich, und hernach bald wieder arm werden. Dieſe mögen auch bey Denkern in die Schule gehen. Er hatte einen Wand-Schrank in der Stube, worinn er ſein Geld aufbewahrte. An die Thür von dieſem Schranke klebte er ein Papier, auf welchem mit großen Buchſtaben folgende Hauslehren geſchrieben waren:

Spare in der Zeit: ſo haſt du in der Noth.

Was du erſpareſt, brauchſt du nicht erſt zu erwerben.

Wenn du in der Jugend nicht ſammelſt, was willſt du im Alter finden? Junge Schlemmer, alte Bettler.

Kaufe nicht, was du brauchſt: ſondern nur, was du nicht entbehren kannſt.

Richte die Ausgabe nicht nach der Einnahme: ſondern nach der Nothdurft.

Vernünftiger Aufwand bringt mehr ein, als unvernünftige Sparſamkeit.

Wenn das Waſſer ſich in Staubregen zerſplittert, kann es keine Mühle treiben: darum muß nur Ein Geldbeutel im Hauſe ſeyn, und den muß der Hausvater haben.

Was du ſelbſt machſt, brauchſt du nicht zu verlohnen.

Was des Aufhebens werth iſt, laß nicht aus Faulheit liegen.

Was verdirbt, bringt weder Nutzen noch Dank.

Iß, was ſättigt! Trinke, was den Durſt löſcht! Trage was den Leib bedeckt: ſo wird deine Ausgabe die Einnahme nicht überſteigen.

Wer kleine Riſſe zuſtopft, bekommt keine große zu repariren.

Aus Pfenningen werden Groſchen, und aus Groſchen Thaler.

Nach dieſen Sprüchen richtete er ſich ſorgfältig. Er gab keinen Heller Geld für Leckereyen oder für Bettelſtaat aus. Es kam kein Loth Kaffee, Zucker oder fremdes Gewürz in ſein Haus, und er und ſeine Frau und Kinder trugen nicht gern einen Faden am Leibe, den ſie nicht ſelbſt geſponnen hatten. Bey Hochzeiten, Kindtaufen und andern Gelegenheiten ließ er wohl etwas aufgehen: es durfte aber nicht viel dazu gekauft werden,

ſon-

ſondern mußte das meiſte aus ſeiner Wirthſchaft genommen ſeyn. So wie er nach und nach am Vermögen zunahm, verthat er doch nicht mehr Geld, als zuvor. Er pflegte zu ſagen: "wenn ich ſatt bin und einen Rock für den Tag und ein Bett für die Nacht habe, was brauche ich mehr? Paſteten nähren nicht beſſer, als Hausmannskoſt: ein ſeidner Kittel hält nicht wärmer, als ein wollener, und wer müde iſt, ſchläft auf einem Strohſacke ſo ruhig, als auf Pflaum-Federn." Dagegen war er der feſten Meynung: wenn Gott eine Haushaltung beſonders ſegne, daß ſie etwas übrig habe: ſo geſchähe es deswegen, damit ſie die chriſtliche Liebe gegen Arme und Nothleidende deſto mehr ausüben ſolle; und dieß that er redlich. Vielerley Ausgaben, welche den Bauersleuten ſchwer fallen, erſparte er dadurch, daß er bey ſchlimmen Wetter, oder des Sonntags überall in Kammern, auf den Böden und in Scheuren und Ställen umhergieng, und viſitirte, ob irgendwo ein Dachziegel fehlte, ein Stein aus der Mauer gefallen, oder ſonſt der geringſte kleine Schaden an einem Gebäude entſtanden ſey: und da hatte er allerhand Werkzeug und war ſo geſchickt, daß er die kleinen Fehler ſelbſt ausbeſſerte, ehe ſie größer wurden. So machte er es auch mit dem Ackerwerkzeuge und allem Hausgeräthe, und ſeine Kinder hielt er auch dazu an.

Mit dem Vieh hatte er ſelten Unglücksfälle: weil er es im Stalle fütterte, und die Fütterung mit großer Vorſicht und immer gleich einrichtete. Wegen der ſchönen Ordnung, die in ſeiner ganzen Haushaltung war, gieng auch ſonſt nicht viel zu Schaden, und wurde alles aufs höchſte benutzt. Mit Feuer und Licht war er behutſam, und vor Zänkereyen und Prozeſſen hütete er ſich, wie vor dem Feuer. Die herrſchaftlichen Abgaben legte Denker immer vor dem Termin zurecht, und ehe dieſe berichtigt waren, kaufte er auch das Nothwen-

digſte

digſte nicht. Dadurch erſparte er alle Executions- und andere Gebühren, und hatte ſein Lebenlang mit der Obrigkeit nichts zu ſchaffen; als wenn er etwa die für fleißige und kluge Bauern ausgeſetzte Belohnungen empfieng. Auf ſolche Art hatte er jährlich einen ſtarken Ueberſchuß der Einnahme über die Ausgabe. Er kaufte aber nicht eher neue Aecker zu, bis ſeine Kinder heran wuchſen, daß ſie fleißig mit Hand anlegen konnten bey der Feldarbeit. Nun kaufte er allmählich ein Stückchen Land ums andere, und ſetzte eins ums andere auch in beſſern Stand. Auf dieſe Weiſe gelangte **Wilhelm Denker**, der mit keiner vollen Hufe angefangen hatte, binnen 34 Jahren zu 4 Hufen des beſten Landes, und ſeine ganze Kunſt beſtand, wie man geſehen hat, in folgenden Punkten.

1. Daß er die Feld- und Hauswirthſchaft nicht nach dem alten Schlendrian trieb: ſondern alles immer beſſer zu machen ſuchte.

2. Daß er nicht mehr Land zu bauen übernahm, als er mit Frau und Kindern, ohne Geſinde, zu jeder Zeit beſtreiten konnte.

3. Daß er erſt den Viehſtand verbeſſerte und durch dieſen das Land immer beſſer und beſſer machte.

4. Daß er beym Ueberfluß ſchon für die Noth ſorgte, und auf Vorrath auf dem Boden und im Geldbeutel bedacht war.

5. Daß er 4 Kinder hatte, die ſo wurden, wie er und ſeine brave Frau.

6. Daß er in ſeinen Sachen Ordnung hielt, alles aufſchrieb und immer wußte, wo er zu Hauſe war.

Wers ihm in dieſen Stücken fleißig nachthut, kann ſicher ſeyn, daß ihn Gott auch ſegnen, und reich machen wird, **wenns ihm nütze iſt.** Denn manchen Leuten iſt der Reichthum ſo gefährlich, wie einem Kinde ein ſpitziges Meſſer: ſo daß ſie ihrer Seelen Seligkeit dadurch verſcherzen. Für dieſe iſt es beſſer, ſie bleiben arm und retten ihre Seele: als daß ſie hier in dieſem kurzen irdiſchen Leben reich würden, und hernach in der Ewigkeit dafür büßen müßten. Denker war kein Geitzhals; er ſcharrte und

ſchabte nicht alles zuſammen, und hütete ſich vor ungerechtem Gut. Sein tägliches Dichten und Trachten gieng auch nicht eben dahin, **reich zu werden**: ſondern nur immer dahin, **wie er jede Sache am verſtändigſten und beſten einrichten könnte, daß es Gott wohl gefalle, und daß die Menſchen Freude und Nutzen davon hätten.** Da kam denn der Segen Gottes von ſelbſt, und er wurde reich mit Ehren. Ja wohl, kann man ſagen, mit Ehren: denn der Fürſt ſelber ehrte dieſen braven Bauersmann ſo ſehr, daß auf ſeinen Befehl eine Beſchreibung von **Wilhelm Denkers Wirthſchaftsweſen** in das Wochenblatt geſetzt werden mußte, worinne er dem ganzen Lande zum Exempel vorgeſtellt war. Nach ſeinem Tode wurde der hier abgebildete Leichenſtein auf ſein Grab geſetzt.

Des

Des Noth- und Hülfs-Büchleins dritter Theil.

Wie ſich Bauersleute in allerhand Nothfällen helfen können.

33.

Von der künſtlichen Beſchaffenheit des menſchlichen Leibes, wie auch von der großen Kunſt des Arztes und dem gottloſen Betrug der Quackſalber und Marktſchreyer.

Gift, Lug und Trug bring ich zu Kauf der dummen Welt.
Wie Mücken fallen ſie von meiner loſen Waare;
Doch lägen täglich hundert auf der Bahre:
Die Narren gäben mir für Quark doch blankes Geld.

"Der menſchliche Leib iſt ſo künſtlich gebauet, und aus ſo vielerley Theilen und Gliedern zuſammengeſetzt, daß man die Weisheit und Kunſt, welche Gott daran bewieſen hat, nicht genug bewundern kann. Man zählt allein 249 große und kleine Knochen im Menſchen. Die Knorpel, Fleiſch-

Fleiſchmuskeln, Sehnen, Häute, Adern und Nerven ſind nicht zu zählen: und alles, bis aufs kleinſte Fleiſch-Fäſerchen, hat ſeine gewiſſe Verrichtung und ſeinen Nutzen. Die Knochen geben die Feſtigkeit, wie das Zimmerholz in einem Gebäude, und ſie ſind durch Knorpel und Häute ſo an einander gefügt, daß ſie überall, wo es nöthig iſt, biegſame Gelenke haben. Die Muſkeln ſind Fleiſchklumpen, welche ſich wie eine Schnecke zuſammen ziehen und ausſtrecken, und vermittelſt der Sehnen ſind ſie an die Knochen befeſtigt: ſo daß durch ihr Zuſammenziehen oder Ausſtrecken die Knochen und dadurch alle Glieder bewegt werden. Im Kopfe iſt das Gehirn, aus welchem eine Menge dünner Fäden ausgehen, die man Nerven nennt. Vier Paar gehen zu den Augen, ein Paar zum Gehör, ein Paar in die Naſe, eins an die Zunge, eins zertheilt ſich im Haupte, und eins geht nach dem Hinterkopfe. Aus dem Rückenmark gehen 33 Paar aus und zertheilen ſich in alle Glieder, bis in alle Pünktchen der Haut. Dieſe Nerven machen, daß die Seele in uns erfährt, was wir ſehen, hören, riechen, ſchmecken und fühlen. Im Halſe iſt vorn die Luftröhre, durch die wir Athem holen, und dahinter iſt die Gurgel oder Speiſeröhre. Der Rumpf hat inwendig zwey Höhlen, zwiſchen welchen das Zwergfell ausgeſpannt iſt. Oben iſt die Bruſthöle, in der die beyden Lungen liegen, und das Herz. Die Lungen ziehen, wie Blaſebälge, durch das Athemholen friſche Luft in uns, um das Blut abzukühlen, daß es ſich nicht erhitzt. Wenn es ſich daher erhitzt, ſo geht ſogleich das Athemholen geſchwinder, z. E. wenn man läuft, oder Berg auf ſteigt, oder das Fieber hat; beſonders aber in der Lungen-Entzündung, im Seitenſtechen und andern Bruſtkrankheiten. Vermittelſt der Lungen wird auch die Stimme zuwege gebracht; indem man durch dieſe die Luft ſchnell durch die Gurgel ſtößt, und dieſe mehr oder weniger zuſammenzieht, daß es klar oder grob klinget. Das Herz iſt faſt ſo beſchaffen, wie eine Spritze, indem es das Blut durch die Pulsadern in den ganzen Leib und alle Glieder hinaustreibt, von da es durch die Blutadern wieder ins Herze zurück fließt; durch welchen beſtändigen Umlauf des Blutes der Nahrungsſaft in alle Glieder geführt wird. Bey jedem Druck, den ſo das Herz thut, geſchieht ein Pulsſchlag, der das Blut in den Adern weiter rückt. Man muß daher zuweilen nach dem Pulſe am lin-

linken Arme gleich unter dem Daumen fühlen: damit man merke, wie er gewöhnlich geht, und unterſcheiden lerne, wenn er unordentlich geht. Bey einem geſunden Menſchen geſchehen nähmlich in einer Minute 60 bis 70 Pulsſchläge. Zählt man nun deren bey einem Kranken über ein Drittheil mehr: ſo iſt ein heftiges Fieber da. Der Puls ändert ſich auch bey Krankheiten in der Stärke und Schwäche des Anſchlagens, und in der Härte und Weichheit. Ein harter Puls ſchlägt wider den Finger, den man daran hält, wie wenn die Ader von Holz wäre. Zuweilen iſt der Puls auch unordentlich, da die Schläge nicht immer in gleicher Zeit auf einander folgen, ſondern einer länger ausbleibt, als die andern, oder bald ſtarke bald ſchwache Schläge geſchehen. Auch bleibt zuweilen nach 5 oder 10 Pulsſchlägen einer gänzlich aus."

"Unter dem Zwergfelle in der Bauchhöle liegt nun der Magen, die Leber, die Galle, die Milz, die Nieren, die Blaſe, das Gekröſe und die Gedärme. Im Magen wird Speiſe und Trank gleichſam zerkocht und in einen Brey verwandelt. Dieſer Brey geht aus dem Magen in die dünnen Gedärme. Hier ſcheidet ſich der taugliche Nahrungsſaft daraus von dem Unrathe, und tritt in die Milchgefäße des Gekröſes. Aus dieſem geht er in den Milchbehälter, und von da ins Blut. Wer dieſes bedenkt, wird nun leicht begreifen, was für große Wiſſenſchaft und Kunſt dazu gehört, eine Krankheit ordentlich und mit Verſtand zu curiren. Man muß nähmlich alle die tauſend verſchiedene Theile des menſchlichen Leibes auswendig und inwendig kennen und verſtehen; man muß aus gewiſſen Kennzeichen, aus einem beſondern Schmerz in jedem Theile, aus Froſt und Hitze, aus dem Pulſe und Athemhohlen, aus dem Speichel, aus dem Schweiß, aus der Verſtopfung und Oefnung des Leibes, auch aus dem Urin, und noch aus vielen andern Dingen urtheilen können, was und wo es einem Kranken fehlt; man muß tauſend und mehr Kräuter und andere Dinge kennen und ihre Kraft wiſſen; man muß geübt ſeyn, zu unterſcheiden, wie viel man dieſem oder jenem Menſchen, nach ſeiner Natur, von einer Arzeney geben darf: denn es giebt Arzeneyen, von denen ein Körnchen zu viel, den Kranken tödtet, und der geringſte Fehler in einer Cur, als z. E. zur unrechten Zeit Aderlaſſen, purgiren, Schweiß treiben, kann einen

auf zeitlebens ungeſund machen, oder ihm den Tod zuziehen. Alles dieſes muß man alſo wiſſen und verſtehen, wenn man mit gutem Gewiſſen Kranke curiren will: ſo daß ein gewiſſenhafter Arzt ſein ganzes Leben lang daran zu ſtudiren hat, und doch nicht auslernt. Daraus iſt nun gewiß zu ſchließen, daß nicht jeder Menſch ſich ſelbſt curiren kann, und Bauersleute am wenigſten, da ſie nicht Zeit haben, alles dieſes zu lernen."

"Was iſt aber wohl von Leuten zu halten, welche von allem dem kein Wort verſtehen, und ſich doch damit abgeben, andere zu curiren? — Sie ſind Betrüger und Mörder, die ihren Nächſten aus Gewinnſucht um Leben und Geſundheit bringen. Und was ſoll man von denen halten, die in Krankheiten bey Marktſchreyern, Scharfrichtern, Schindern, Hirten, alten Weibern, Halbmeiſtern und andern Pfuſchern und Pfuſcherinnen Hülfe ſuchen? — Sie ſind einfältige Betrogne, die ihr Geld wegwerfen und dazu ihre Geſundheit und ihr Leben in die Schanze ſchlagen. Denn wenn auch einmahl einer auf die Arzeney eines ſolchen Quackſalbers wieder geſund wird: ſo hat ſich die Natur ſelbſt geholfen, und er kann froh ſeyn, daß er nur für ſein Geld kein Gift bekommen hat. Wollte der Schmied Schuhe machen, der Schneider Pferde beſchlagen, der Schuſter weben, der Weber predigen, der Pfarrer pflügen, der Beamte dreſchen: ſo würde jedermann ſagen, das ſey die verkehrte Welt, oder was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Fürwitz; und keiner würde bey einem Meiſter wollen arbeiten laſſen, der ſeine Kunſt nicht gelernt hätte. Deſto vorſichtiger ſollte man alſo bey der Arzneykunſt ſeyn: weil es dabey auf Geſundheit und Leben ankommt, und weil ſie ſo gar ſchwer zu lernen iſt. Man thut hier gewiß beſſer, wenn man lieber gar nichts braucht: als wenn man vor die unrechte Schmiede gehet, und verkehrte Mittel anwendet."

Dieſe Lehren las ein rechtſchaffener Beamter, (Amtskeller), Nahmens **Großmann**, einſtens in der Verſammlung der Gemeinde vor, die er Sonntags nach der Veſper im Amthauſe hielt. Wie es doch unter allen Ständen Leute giebt, die etwas beſonderes an ſich haben, ſo hatte dieſer Amtmann die beſondere Meynung: er ſey von Gott nicht allein deswegen über die Bauern ge-

geſetzt, daß er ihre Streitigkeiten ausmachen und ihre Fehler beſtrafen; ſondern auch deswegen, daß er ihnen in allen Fällen mit Rath und That an die Hand gehen, und ihren Vortheil ſuchen ſolle. In dieſer Meynung hielt er alle Sonntage Nachmittags ein Konvent mit ihnen, wo jeder dazu kommen konnte, wer nur wollte, und da erklärte er ihnen den rechten Verſtand und Nutzen der Landesgeſetze und Rechte, und machte ihnen auch allerhand nützliche Sachen aus Zeitungen und ökonomiſchen Büchern bekannt. Einmahl trug er nun auch dieſe Lehren von der Beſchaffenheit des menſchlichen Leibes und der Arzneykunſt vor. Einige Bauern wandten ihm dagegen ein: daß doch der und jener unſtudirte Bauerndoctor ſo geſchickt wäre, daß er aus dem Urin ſehen könne, wie alt einer ſey, was ihm wehe thue, und was ihm ſonſt fehle; welches die ſtudirten Aerzte wohl müßten bleiben laſſen. Darauf erzählte aber der Herr Beamte (Amtskeller) etliche Hiſtorien von ſolchen Quackſalbern, deren Betrügereyen waren aufgedeckt worden. "Sie verſtehen, ſagte er, die Kunſt, einfältige Leute auszufragen, und hernach ſtellen ſie ſich, als ſähen ſie das im Urin, was ihnen dieſe erſt ſelbſt geſagt haben. Einige richten ihre Weiber dazu ab, daß ſie die Leute, welche das Waſſer bringen, ausforſchen, uud ihnen das vorher hinterbringen, was ſie hernach aus dem Urin prophezeyen. Andere horchen hinter die Thür, oder hinter einer ſpaniſchen Wand, was die Leute, welche Arzeney hohlen wollen, unter einander reden. Einen verdorbenen Schuſter habe ich ſelbſt gekannt, der als der größte Urinprophet und Wunderdoctor in der Gegend gerühmt wurde. Deſſen Schwager war Schenkwirth im Dorfe. Wenn nun ein neuer Patient kam oder ſchickte, deſſen Umſtände der Schuſter noch nicht wußte: ſo war er allezeit nicht zu Hauſe, oder hatte nothwendig zu thun, und ſeine Frau beſtellte die Leute in

in einer oder zwey Stunden wieder. Da giengen ſie unterdeſſen ins Wirthhaus, und da war der Wirth darauf abgerichtet, daß er ſie alles ausfragte. Was er erfuhr, ſchrieb er flugs in einen Brief und ſchickte ihn ſeinem Schwager. Kamen nun die Fremden wieder hin zum Schuſter, ſo trat er mit einer großen Perücke hervor, nahm das Uringlas in die Hand, legte den Finger an die Naſe, und erzählte ihnen ſo viel von ihren Umſtänden, daß ſie vor Verwunderung Maul und Naſe weit aufſperrten. Sie bezahlten nun dem Lügenpropheten gern, was er verlangte, und dieſer theilte das Geld mit ſeinem Schwager. Die Pillen, die er den Leuten gab, machte er aus bloßer Semmelkrume und vergoldete oder verſilberte ſie, und ſeine Fieber-Pulver aus Zucker und Salz und Kreide. Und dieſes war noch gut, daß er ſeinen Patienten keine ſchädlichern Sachen gab. Ich habe einen Bader gekannt, der curirte das kalte Fieber durch Tropfen, zu welchen er Arſenik oder Rattengift nahm. Davon vergieng das Fieber, und er war deswegen berühmt, daß er es vertreiben konnte. Aber hinten nach bekamen die Leute von ſeinen Gifttropfen ſchlimmere Zufälle, als das Fieber, und blieben zeitlebens ungeſund.“ Der Pfarrherr des Orts und die jungen Herren Capläne, welche wegen der guten Anſtalten des Beamten und der Erfahrenheit des Pfarrherrn gern aus den Seminarium an dieſe Station giengen, wohnten dieſer Verſammlung auch bey, und unterſtützten die Sache durch mehr ſolche Exempel, wovon etliche den Bauern ſelbſt bekannt waren: ſo daß die meiſten eingeſtehen mußten, es ſey unverſtändig, thöricht und gefährlich, Arzeneyen von Jemanden zu nehmen, der die Arzeneykunſt nicht gelernt habe.

„Aber, ſagten etliche, wir giengen freylich lieber zu „ordentlich ſtudierten Aerzten: wenn nur die Herren „Stadt-Doctoren nicht gar zu vornehm und zu theuer

„für

"für uns wären!" Ihr guten Leute, verſetzte der Herr Beamte darauf: die Aerzte müſſen freylich von ihrer Kunſt leben, wie ihr von der Feld-Arbeit, und ich von der Feder. Allein ihr habt durchaus Unrecht, wenn ihr glaubt, ein rechtſchaffener Arzt werde euch übertheuern. Ein Pfuſcher kann dieſes wohl eher thun: da dieſe auf lauter Betrug ausgehen. Aber ich muß euch ſogar ſagen, daß nicht leicht in einem andern Stande ſo viel gutherzige und mitleidige Männer gefunden werden, als unter den rechten Aerzten. Die meiſten dienen den Armen gern umſonſt, uud wenn ihr ihnen eure Umſtände ſagt: ſo werden ſie gewiß die Arzeneyen ſo wohlfeil als möglich einrichten. Er fragte darauf dieſen und jenen: welchen ordentlichen Arzt ſie gebraucht und zu theuer oder zu vornehm gefunden hätten? Und da wußte keiner einen zu nennen: ſondern ſie geſtunden, daß ſie es noch nicht probirt hätten, und nur nach dem Hörenſagen urtheilten. Dieſes verwieß ihnen der Pfarrherr freundſchaftlich: weil es ſehr unbillig ſey, ſo zu urtheilen. Er erzählte ihnen dagegen etliche Exempel von ſo braven Aerzten, welche ſich durch ihre Menſchenliebe eben ſo hervorthun, als durch ihre Geſchicklichkeit, und ſetzte hinzu: ſolche Aerzte ſind Engel Gottes auf Erden und es giebt deren Gottlob nicht wenig! Freylich wäre es beſſer, wenn in jedem Umkreiſe von etlichen Meilen ein Arzt und ein Wundarzt von der hohen Obrigkeit angeſtellt und ſo reichlich beſoldet würde, daß er nicht vom curiren zu leben brauchte: welches eben ſo nöthig wäre, als die Unterhaltung der Lehrer in Kirchen und Schulen und der Amtleute und Schreiber. Da es aber noch nicht ſo iſt, ſo rathe ich euch künftig in Krankheiten lieber zu den Aerzten in der nächſten Stadt zu gehen, als zu den Quackſalbern. Der Hr. Pfarrer nannte auch einige Aerzte, die er für gut hielt und die Bauern verſprachen, ſich ihrer Hülfe zu bedienen. Darauf las der Herr Be-

amte noch das Ende von der Schrift über die Beſchaffenheit des menſchlichen Leibes, wie hier folget.

"Wenn aber einer zum Arzt geht, und für einen Kranken Arzeney holen will: ſo muß er dem Arzt von allerley Umſtänden des Kranken Bericht geben, damit er die Arzeney darauf paſſend einrichten kann: eben ſo, wie man den Schuſter das Maaß vom Fuß nehmen läßt, damit die Schuhe gerecht werden. Daher iſt es am beſten, wenn der Bothe ein Papier mit nimmt, auf welchem die Antworten auf folgende Fragen geſchrieben ſtehen.

Wie alt iſt der Kranke? Iſt er groß oder klein? Mager oder fett? Roth im Geſicht oder blaß?

Iſt er ſonſt geſund und ſtark geweſen? oder hat er irgend einen Fehler am Leibe. Z. E. einen Bruch, die güldene Ader, Verſtopfungen, Ausſchlag, Geſchwüre und dergl. vorher gehabt oder noch?

Wie hat er ſich ſonſt im Eſſen und Trinken verhalten, mäßig oder unmäßig? Hat er ſich etwa mit der Arbeit zu ſtark angegriffen?

Wie lange iſt er krank?

Mit was für Zufällen hat das Uebel angefangen und bisher fortgedauert?

Iſt der Puls viel geſchwinder, als ſonſt; ſchlägt er hart oder weich? Hat er Froſt oder Hitze, oder eins ums andere?

Iſt ihm den ganzen Tag überein zu Muthe, oder ändert ſichs mit ihm zu gewiſſen Stunden, und wie?

Was thut ihm wehe?

Iſt die Zunge trocken? Hat er einen üblen Geſchmack im Munde? Hat er Neigung zum Brechen?

Hat er Luſt zum Eſſen? Hat er Leibesöffnung? und wie oft?

Iſt der Stuhlgang hart oder weich? vielleicht ſchmerzhaft, oder blutig?

Geht das Waſſer häufig ab?

Hat der Kranke Schweiß, und riecht dieſer ſauer, oder ſtinkt er?

Hat er den Huſten, mit oder ohne Schmerzen?

Hat er Auswurf durch den Speichel, und wie iſt der beſchaffen? Iſt er blutigt, ſchleimicht weiß oder gelb?

Iſt das Athemhohlen leicht oder ſchwer?

Iſt

Iſt der Kranke noch bey Kräften, oder ſchon ſchwach? Liegt er immer, oder kann er außer dem Bett ſeyn? Schläft er, und wie? ruhig oder unruhig?

Was ißt und trinkt er?

Was für Arzeneymittel hat er bisher gebraucht? Hat er zur Ader gelaſſen, und am Arm, oder am Fuß? Wie iſt ihm darauf geworden? Hat er dieſe Krankheit vielleicht ſchon einmal gehabt, und wie lange iſt es her?

Bey Weibsleuten muß der Arzt auch accurate Nachricht von den beſondern weiblichen Umſtänden, von der Schwangerſchaft, Geburtszeit, dem Kinder-Stillen und dergleichen, erhalten, und bey Kindern muß man ihm melden:

Wie alt iſt das Kind, nach Wochen gerechnet? Trinket es noch an der Mutter, oder iſt es entwöhnet?

Wie iſt ſein Stuhlgang, iſt er grünlicht wie Meerlinſen, oder wie gehackte Eyer? riecht er ſehr ſauer?

Geifert es viel, und fährt es oft mit dem Finger nach dem Munde?

Wie viel Zähne hat es? Hat es bey dem Zahnen viel zu leiden?

Iſt es nicht geknüpft, oder unterwachſen? hat doppelte Glieder?

Hat es die Pocken (Blattern) gehabt? und die Maſern (Flecken)?

Gehen Würmer von ihm ab?

Hat es einen dicken Bauch?

Iſt der Schlaf ruhig? oder fährt es zuſammen im Schlaf?

Schreyt es viel, oder iſt es ſtille?

Was bekommt es zu eſſen und zu trinken?

Hat es ſtarken Hunger, beſonders nach trocknem Brode und trinket es ſogleich früh?

Hat es Ausſchlag am Kopf, oder hinter den Ohren?

Auf dieſe Fragen muß der Bothe dem Arzte mündlich oder ſchriftlich Bericht geben können: damit er daraus muthmaßen könne, was es für eine Krankheit iſt. Vom Waſſer oder Urin kann man ihm auch eine Probe mit ſchicken: weil er daraus ſieht, ob die Krankheit zu- oder abnimmt."

Von dieſen Fragen meynten einige Anweſende im Konvent: Es würde manchen Bauersleuten ſchwer fallen

fallen, ſich auf ſo vieles zu beſinnen, und manche könnten nicht deutlich genug ſchreiben. Der Herr Pfarrer nahm aber das Wort und ſagte: wenn eins von meinen Pfarrkindern krank wird, ſo will ich allezeit gern den Bericht an den Arzt nach dieſen Fragen aufſetzen. Jedoch müſſen die Leute auf Reinlichkeit und geſunde Luft in den Krankenſtuben halten, wenn ich ſie darinne beſuchen ſoll. Darauf las der Amtmann weiter:

"Weil aber der menſchliche Leib ſo ſehr künſtlich gebaut iſt: ſo muß man nicht denken, daß eine jede Krankheit ſich ſo geſchwind heilen ließe, wie etwa der Schneider einen Lappen auf ein Loch flicket. Denn der Arzt kann die Arzeney nicht gerade an den kranken Theil z. E. an die Lunge, die Leber, ins Blut hinbringen; er müßte ja ſonſt den Leib aufſchneiden: ſondern ſie kommt in den Magen, wird darinne ordentlich verdauet, das beſte davon gehet in den Milchſaft, aus dieſem ins Blut, und wird durch den Umlauf des Bluts in dem ganzen Leibe und allen Gliedern herum geführt. Sie kann alſo nur ganz allmählich helfen, indem ſie nach und nach die Säfte verbeſſert: eben ſo wie einem kranken Baume nicht auf einmahl zu helfen iſt; ſondern wenn man Miſtlache an die Wurzel gießt, es eine gute Zeit dauert, bis die nahrhaften Säfte in den Aederchen des Baums in die Höhe ſteigen, und den Zweigen neue Kraft mittheilen. Muß man doch bey einem Beinbruche und bey äußerlichen Wunden oft lange Gedult haben, bis die Heilung folgt: deſto mehr ſollte man bey innerlichen Krankheiten Geduld haben, da der Arzt nicht in den Leib ſehen kann; deſto accurater ſollte man ſeine Vorſchriften befolgen und nicht ſogleich, wenn die Beſſerung verzögert, zu einem andern Arzte laufen, oder einnehmen, was die Nachbarn, Gevattern und Freunde anrathen, welche nichts von der Sache verſtehen."

"Dabey iſt jedoch zu merken, daß es mit der Geſundheit beſchaffen iſt, wie mit einer Mühle. Der Müller wird gewiß nicht eher daran flicken und repariren, bis etwas daran entzwey gegangen oder verrückt iſt. Alſo muß man auch keine Arzeney brauchen, es ſey, was es wolle: bis man es

nöthig

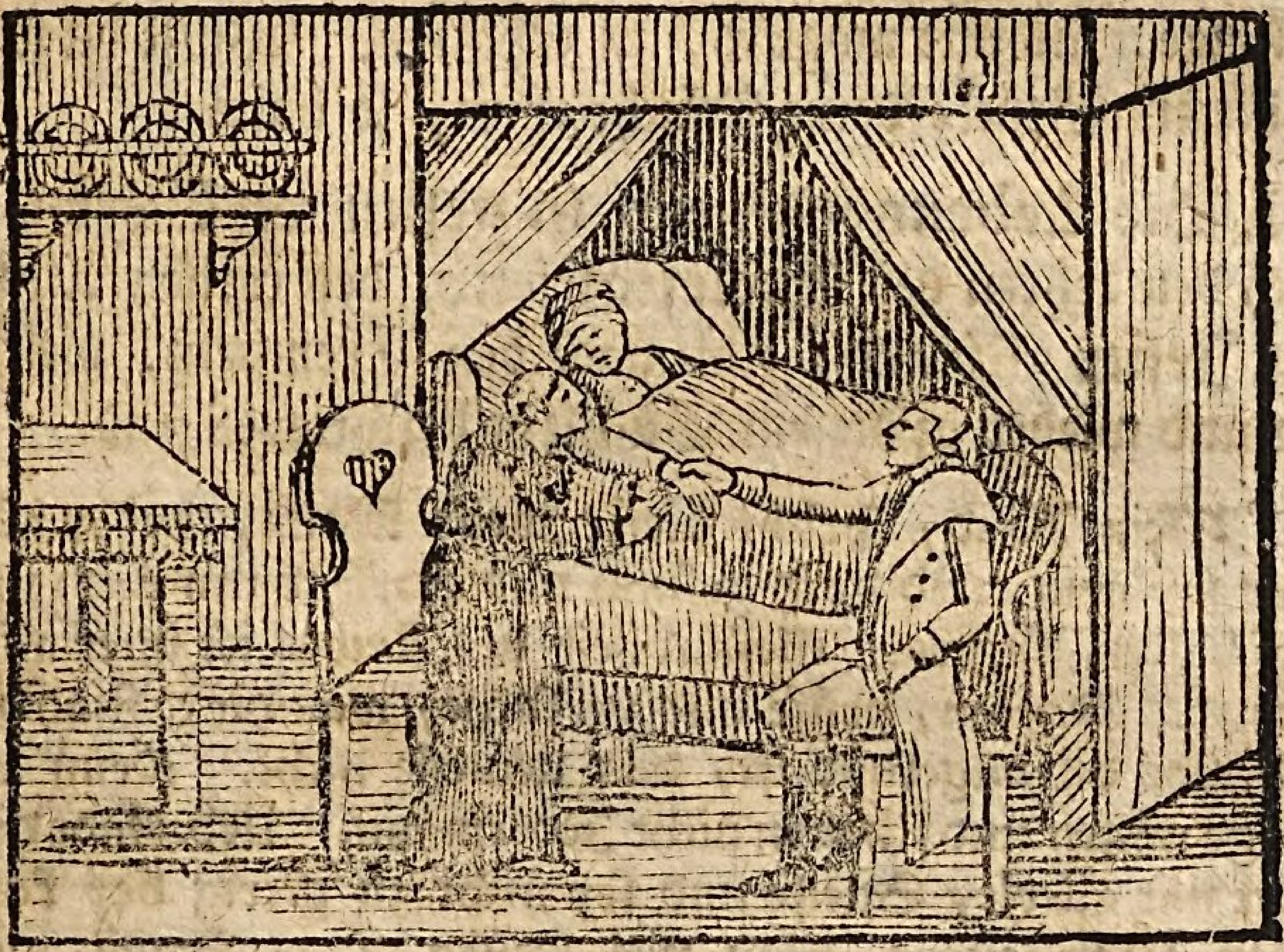
nöthig hat. Und dieſes iſt beſonders mit dem Aderlaſſen und Purgiren oder Laxiren zu beobachten. Das Aderlaſſen iſt ein ſehr gutes Mittel bey Schlagflüſſen, gefährlichen Wunden, Entzündungskrankheiten, Blutſpeyen und andern Nothfällen das Leben zu erretten. Auch iſt es ein Vorbauungsmittel für vollblütige Perſonen. Wenn bey dieſen der Puls härter und ſtärker ſchlägt, als ſonſt; wenn ſie röther ausſehen, eine Schwere und Trägheit in den Gliedern ſpühren, unruhig ſchlafen, oft aufwachen, zuweilen von Herzklopfen, Ohnmachten, Schwindel, Kopfſchmerzen, Hitze vor der Stirn, oder Naſenbluten befallen werden; oder wenn ſie oft ein Jucken am Leibe fühlen, und ſind doch nicht krätzig: für dieſe iſt ein Aderlaß dienlich. Dagegen giebt es auch Fälle, z. E. faule Fieber, Entkräftung, wo es ſo gut iſt, als ſchlüge man den Patienten mit der Hand todt, wenn man ihm zur Ader läßt. Im Anfange einer hitzigen Krankheit, und wenn es nicht beym Fieber-Froſt, ſondern nach demſelben beym Anfange der Hitze geſchieht, iſt das Aderlaſſen gut: aber wenn die Krankheit ſchon mehrere Tage gedauert hat, iſt es gefährlich und darf nicht ohne Vorwiſſen des Arztes geſchehen. Daher es auch an vielen Orten den Barbierern verboten iſt, in ſolchen Fällen zur Ader zu laſſen. Die Gewohnheit, daß geſunde Leute jährlich ein oder etlichemahl zur Ader laſſen, nachdem ſie in den Calender geguckt haben, ob es gut ſey; ſo auch, daß alle Weiber während der Schwangerſchaft etlichemahl laſſen, iſt gut für die Barbierer, welche jährlich ein paar Groſchen damit verdienen. Es wäre aber beſſer, man gäbe ihnen das Geld lieber umſonſt, als daß man ſich unnöthiger Weiſe das Blut abzapfen läßt. Denn häufiges Blutlaſſen macht alt und ſchwach vor der Zeit, erregt Flüſſe, Waſſerſucht und andere ſchlimme Zufälle. Am wenigſten dient es aber alten, kraftloſen, blaſſen, oder armen Leuten, die wenig Fleiſch eſſen. Solchen iſt jede Aderlaß ein Nagel zum Sarge. Man muß daher nicht eher dazu ſchreiten, als bis es höchſt nöthig iſt; oder bis es der Arzt verordnet. Und eben ſo iſt es auch mit dem Purgiren oder Laxiren beſchaffen. Dieſes muß nicht alle Jahre und zu gewiſſen Zeiten geſchehen: ſondern nicht eher, als wenn der Magen verdorben iſt, oder wenn es der Arzt bey einer Krankheit verſchreibt. Es gilt auch hier, was die h. Schrift ſagt: **Die Starken bedürfen des Arztes nicht, ſondern die Kranken.**"

Aber

Aber nichts für ungut, geſtrenger Herr, ſagte der Müller aus dem Dorfe, der mit anweſend war, ich muß doch alle Jahre meinen Mühlgraben reinigen, und den geſammelten Schlamm herausſchaffen: ſollte es mit dem Menſchen nicht eben ſo ſeyn, daß ſich von dem täglichen Eſſen und Trinken, und von dem vielen Staube, den man bey der Arbeit einſchluckt, allerley Unreinigkeiten anſetzten, die durchs Laxiren weggebracht werden müſſen? —" Da hat er Recht, **Meiſter Jakob**, antwortete ihm der Beamte darauf. Solcher Unrath ſammelt ſich auch wohl bey uns: aber bey einem geſunden Menſchen, der ſich viel bewegt und viel in der freyen Luft iſt, wirft die Natur ſolchen Unrath von ſelbſt hinaus, durch die Naſe, den Speichelauswurf, den Schweiß und durch den Stuhlgang. Er wird nun wohl ſeinen Mühlgraben nicht eher reinigen, bis er merkt, daß er verſchlemmt iſt: und ſo braucht man auch nicht eher zu laxiren, als bis man merkt, daß ſich Unreinigkeiten in uns geſammelt haben. Und dieſes giebt die Natur durch Uebelkeit und einen bittern Geſchmack im Munde des Morgens, durch eine unreine Zunge und Zähne, durch Aufſtoſſen aus dem Magen, viele Winde und Blähungen, Mangel an Eß-Luſt, eine Schwere im Magen, Schläfrigkeit nach dem Eſſen, und durch andere ſolche Zeichen zu erkennen. Wem ſo zu Muthe iſt, der mag wohl einmahl laxiren, und es wird ihm beſſer darauf werden. Kraftloſe, ſchwache Perſonen, oder ſolche, die Fieberhitze haben, oder langwierige Verſtopfungen, dürfen es aber ja nicht thun, ohne erſt den Arzt zu befragen.

34.

Die Kunſt alt zu werden, oder kurze Lebens-Ordnung für Geſunde, für Kranke und für ſolche, mit welchen es wieder beſſer wird.



Denkſt du dein Alter hoch zu bringen:
So halte Maaß in allen Dingen,
Im Eſſen, Trinken, Freud und Leid,
In Arbeit und in Schlafens-Zeit.
Mußt auch in die Natur nicht ſtürmen,
Als wäre ſie von Stahl und Stein!
Durch kluge Mittel ſie beſchirmen,
Lehrt diese Vorſchrift: folgt ihr fein!

Der himmliſche Vater will haben, daß wir eine gewiſſe Zeit auf der Erde leben, und dieſe Zeit über im Denken, Wollen und Thun immer beſſer werden

werden ſollen. Er weiß aber allein, wenn es für uns gut iſt, daß wir ſterben: und wenn dieſe Zeit kommt, nimmt er uns durch Schwachheit des Alters oder eine Krankheit, oder durch einen Unglücksfall zu ſich ins ewige Leben. Weil wir nun dieſe Zeit und Stunde nicht wiſſen: ſo dürfen wir unſer Leben auch nicht abkürzen; ſondern wir müſſen vielmehr ſorgfältig darauf bedacht ſeyn, unſere Geſundheit und unſer Leben ſo lange, als nur möglich, zu erhalten. Willſt du nun in dieſem Stücke deine Pflicht thun, ſo halte

I. Die Lebensordnung in geſunden Tagen, nach den Lehren des Eccleſiaſticus, des weiſen Altvaters Jeſus Sirach, und nach den Exempeln, welche hin und wieder in dieſem Büchlein beſchrieben ſind.

"Mein Kind, ſpricht dieſer weiſe Mann, beſſer iſts, einer ſey arm, und doch geſund und ſtark, dann reich und preßhaften Leibes. Geſundheit des Leibes iſt über allen Schatz. Darum, prüfe und verſuche, was dir geſund iſt: und was dir ungeſund iſt, das genieße nicht. Denn alle Dinge nützen und ſchaden nicht Jedermann. Ueberlade dich nicht mit allerley Speiſe und ſey nicht zu gierig bey köſtlichen Mahlzeiten: denn viel freſſen macht krank, und Völlerey bringt zuletzt das Grimmen. Viele haben ſich zu Tode gefreſſen, (wie Gottfried Klaus in der 15ten Nummer dieſes Büchleins): wer aber im Eſſen und Trinken mäßig iſt, der verlängert ſein Leben. Der Bauch nimmt nun zwar allerley Speiſe zu ſich: doch iſt, wie der Altvater Sirach ſagt, eine Speiſe beſſer, als die andere. Bemühe dich daher, immer ſo gutes Brod zu haben, wie Meiſter Conrad in Zückertshofen, und wenn dein Korn nicht gut iſt, ſo verbeſſere es, wie in der 2ten Nummer dieſes Büchleins gelehrt worden. Sorge für gute Zukoſt, (Zugemüſe) nach der 3ten bis 6ten Nummer, und lerne unten aus Num. 46. bis 49. dich vor ſchädlichen Kräutern und Wurzeln in Acht nehmen: daß es nicht heiße, der Tod iſt im Topf, wie bey den Propheten-Kindern im 4ten Buch von den Königen im 4ten Capitel, 40 V. Bey den Fleiſchſpeiſen habe wohl Achtung auf das, was in Num. 7 ſteht.

Zum Trinken wähle friſches Waſſer, wie Num. 8 beſchrieben iſt, oder Bier nach der Vorſchrift Num. 9. gebraut. Fehlt dir dieſes, ſo wird dir das Brod-Bier Num. 10. nicht übel bekommen. Willſt du dich an Sonn- und Feſttagen auch durch einen Trunk Wein laben: ſo lerne von Nickel Rode in Num. 11. Wein aus Obſt machen, wenn du keinen Weinberg haſt. Der Wein, ſagt Sirach, erquicket wohl des Menſchen Leben, ſo man ihn mäßig trinket: aber die Trunkenheit macht einen tollen Narren noch töller, daß er trotzet und pochet, bis er wohl gedroſchen und verwundet wird, oder wie ein elendes Vieh in der Miſtpfütze crepirt, wie Sauf-Jochen in der 16ten Num. Lerne von der Zaunemannin aus Num. 13. die Speiſen reinlich, ſchmackhaft und geſund zubereiten; lerne von dieſem klugen Weibe Ordnung im Eſſen und Trinken, im Arbeiten und Ruhen, im Schlafen und Wachen halten: beobachte die Geſundheitsregeln, welche auf der Seite 128 und 129 von ihr angemerkt ſind. Vermeide dagegen alle Sauerey und Unreinlichkeit, dergleichen von ihrer Schwägerin gemeldet worden. Halte auf Reinlichkeit in deiner Wohnung und auf friſche geſunde Luft, wie Num. 18. lehret. Vor allen Dingen meide Hurerey und Unzucht; denn Sirach ſagt: die ſich an Huren hängen, werden wild und kriegen Motten und Würmer zu Lohn, und verdorren andern zum merklichen Exempel; wie es dem Hauptmann S... widerfahren. Bemühe dich auch immer ein fröhliches Herz zu haben, und meide alles, was dir unnütze Sorgen, Aergerniß, Verdruß, und Kummer machen könnte. Denn ein fröhlich Herz, ſagt Sirach, iſt des Menſchen Leben, und ſeine Freude iſt ſein langes Leben: Traurigkeit hergegen hat viele Leute getödtet, und bringet doch keinen Nutzen. Eifer und Zorn verkürzen das Leben, und machen alt vor der Zeit. Das meiſte Herzeleid, Mißvergnügen und Unglück kommt aber daher, wenn man Uebels thut; wie ſolches die Exempel des Nicklas Weiſe, Klas Richmann, Michel Wolf und ſeiner drey Kinder, und andere klärlich bezeugen. Darum fürchte Gott, thue Recht und ſcheue niemand, und lerne von Hans Wohlmann ein ruhiges Gemüth und ein gutes Gewiſſen behalten dein Lebenlang. Denn, ſagt der Altvater Sirach, wer ſich mit ſeiner Arbeit nähret, und läſſet ihm genügen, der hat ein

ſein ruhig Leben: das heißt einen Schatz über alle Schätze finden. Thuſt du dieſes ſorgfältig: ſo biſt du ſicher, daß du dein Leben nicht durch eigne Schuld verkürzeſt und deine Geſundheit nicht ſelbſt zerſtöreſt.

II. Die Lebensordnung für Kranke.

Wenn dir nicht recht wohl iſt, wenn du Kopfweh, Bruſtſchmerzen, Leibesſchmerzen, Eckel, Froſt, Hitze, Mattigkeit, Reiſſen in den Gliedern, oder ſonſt etwas Unrechtes an dir ſpüreſt: ſo muſt du in deiner täglichen Lebens-Ordnung inne halten, bis der Fehler wieder gut gemacht iſt, eben ſo, wie der Müller, wenn er merket, daß an der Mühle etwas zerbrochen iſt, mit dem Mahlen inne hält, bis der Schade wieder hergeſtellt iſt; weil ſonſt immer mehr daran zerbrechen würde. Thue alſo keine ſo ſchwere Arbeit, wie ſonſt; hüte dich vor Erkältung; ſuche dein Gemüth durch etwas aufzumuntern; gehe bald, ohne Abendbrod zu eſſen, ins Bett, und bleibe des Morgens etwas länger darinne, die Ausdünſtung oder den gelinden Schweiß abzuwarten. Sperre dich aber nicht ſogleich in die Stube ein: ſondern bewege dich zuweilen in freyer Luft, und ſorge dafür, daß auch in der Stube und Schlafkammer friſche Luft ſey, wie S. 130. und 159. dieſes Büchleins zu leſen iſt.

Vor allen Dingen iß auf eine oder etliche Mahlzeiten wenig, oder nichts. Hüte dich beſonders vor Fleiſch, Fleiſchſuppen, hitzigen Wein- und Bierſuppen, Eyern, Kuchen, ſchweren Mehlſpeiſen und Käſe. Dafür iß lieber etwas Grütze, Gerſten-Graupen, Hafermehl, oder Reiß, mit Waſſer und ein wenig Salz gekocht. Zur Veränderung dienen Kirſchen, Erdbeeren, (Rothbeeren) Johannisbeeren, Himbeeren, (Hohlbeeren) und Maulbeeren, wenn ſie recht reif ſind: und im Winter gekochte Aepfel, oder gedörrte und gekochte Pflaumen (Zwetſchgen) und Kirſchen; nur nicht zu viel auf einmahl. Dieſe Nahrung iſt hinreichend, und wer einem Kranken Fleiſch, Eyer, Kraftſuppen und dergleichen giebt, hift dazu, daß die Krankheit gefährlicher wird, und zieht ihm vielleicht damit den Tod zu. Denn weil der kranke Magen nicht die Kraft hat, ſolche Speiſen ordentlich zu zerkochen, ſo faulen ſie darinn und verderben die Säfte noch mehr. Hitzige Speiſen mit vie-

lerley Gewürz machen das Blut noch hitziger, als es ſchon iſt. Bey kalten Fiebern muß man zwey Stunden vor dem Anfalle gar nichts eſſen, und bey allen heftigen Krankheiten iſt es wohl gethan, den Arzt zu fragen, was man eſſen darf, oder nicht.

Trinken muß man in Krankheiten mehr, als ſonſt; aber kein ſtarkes und kein ſaures oder trübes Bier, keinen Caffee, keinen Wein, noch weniger Brandtwein. Wer bey einer Unpäßlichkeit, da die Kraft des Magens allezeit ſchwach iſt, mit nahrhaften Speiſen und hitzigen Getränken in die Natur ſtürmt, thut eben ſo übel und ſo unklug, als ein Müller, der mehr Waſſer auf die Mühle ſchlagen wollte, wenn etwas daran entzwey iſt. Willſt du alſo bald wieder geſund werden, ſo trinke reines Brunnen-Waſſer, oder friſche Molken. Die Molken ſind ein gar vortrefliches blutreinigendes Getränk, welches Könige und Fürſten zu ihrer Geſundheit brauchen. Sie dürfen aber nicht zu alt ſeyn: ſondern man bereitet ſie alle Tage friſch, indem man den Rahm (Kern) von der Milch abnimmt, ehe ſie ſauer wird, hernach die Milch aufſiedet, und im Aufſieden etliche Löffel voll Weineßig hinein gießet. Im Sommer nimmt man ſtatt des Eſſigs, Johannisbeeren-Saft oder Kirſchſaft. Haſt du keine Molken, ſo koche eine Brodrinde in Waſſer ab, vermiſche ein oder zwey Löffel voll guten Eſſig und etwas Honig damit. Oder miſche Saft von rothen Heidelbeeren, Himbeeren, ſauren Kirſchen oder reifen Pflaumen unter das Waſſer. Von einem ſolchen Getränke trinke den ganzen Tag recht oft: aber nicht zu viel auf einmahl und nicht zu kalt, ſondern laulicht.

Bey heftigen Krankheiten, da man im Bett liegen muß, muß man immer darauf ſehen, daß es in der Stube und Kammer nicht zu hell ſey, und daß dem Kranken des Tages die Sonne und bey Nacht das Licht nicht in die Augen ſcheine: denn dieß vermehrt die Unruhe. Die Luft um ihn her muß friſch, und rein ſeyn. Es dürfen daher nicht viel Menſchen um ihn ſeyn. Man muß wenig reden und kein Geräuſch machen. Wenn er zu Stuhl gegangen, oder das Waſſer gelaſſen hat, muß der Unrath gleich hinaus geſchafft werden. Abends und Morgens muß man ein Fenſter eine Weile aufmachen, damit ſich die Luft erfriſche. Nur darf der Luftzug nicht an den Kranken kommen. Man muß daher

her Stühle um das Bette ſtellen, und Kleider daran hängen, wenn es keine Vorhänge hat, die man zuziehen kann. Im Sommer kann ein Fenſter, das nicht zunahe am Bette iſt, Tag und Nacht offen bleiben. Wenn es ſehr dumpfig in der Kammer iſt, läßt man etwas kochenden Weineſſig in einem kleinen Töpfchen auf Kohlen abdampfen, welches auch wider das Anſtecken der Krankheiten gut iſt. In der heiſſen Sommerszeit iſt es auch gut, den Fußboden der Kammer zuweilen mit Waſſer oder Eſſig anzufeuchten. Im Winter muß die Wärme vom Ofen lange nicht ſo ſtark ſeyn, als ſie ein Geſunder ertragen kann, und das Krankenbett muß weit vom Ofen weg ſtehen. Einen Kranken braucht man nicht mit dicken und ſchweren Federbetten zu ängſtigen: ſondern je leichter, je beſſer; wenn er nur bedeckt iſt. Dagegen muß man ſorgen, daß die Füße immer warm ſind, und ſie durch warme Steine erwärmen, wenn ſie kalt werden wollen.

So lange ein Kranker Kräfte genug hat, muß er alle Tage eine Stunde außer dem Bett ſeyn, wenigſtens eine halbe Stunde: nur muß er nicht heraus gehen, wenn er eben im Schweiß liegt. Iſt aber ein Kranker zu ſehr entkräftet, beſonders von Blutflüſſen, daß er nicht aufſtehen kann: ſo bringt man ihn wenigſtens aus dem Bett in ein ander Lager, damit ſein Bett unterdeſſen gemacht werden kann. Alle Tage muß ihm das Bett zurecht gemacht werden, und wo es möglich iſt, muß er alle zwey, drey Tage friſches Leinenzeug an den Leib und über die Betten bekommen. Die Krankheitsmaterie ſammelt ſich ſonſt darinne, und ſteckt ihn immer wieder aufs neue an. Das Leinenzeug muß aber ganz trocken und durchaus gewärmt ſeyn. Dieſes Verfahren iſt auch bey Fiebern mit Ausſchlag, beſonders in den Pocken oder Kinder-Blattern nöthig. Viele Kranke verderben, blos wegen des Schmutzes, in dem man ſie liegen läßt.

Ein Kranker, der bald geneſen ſoll, muß alle Tage Leibesöfnung haben. Wenn dieſe ausbleibt, muß man ihm mit Klyſtieren dazu helfen. Dieſes iſt eine vortrefliche Erfindung, durch welche ſchon Tauſende beym Leben erhalten worden ſind, und Könige und Fürſten, auch andere kluge Leute nehmen lieber zehn Klyſtiere, als eine Purganz, um ſich Oefnung zu verſchaffen. Denn die Purganz

muß

muß erſt im Magen verdaut werden, und macht gemeiniglich Grimmen und Schneiden, ehe ſie den verhärteten Unrath erweicht. Durch die Klyſtier-Spritze wird aber die erweichende Flüſſigkeit gerade an den Ort gebracht, wo ſie losweichen ſoll, und hilft daher geſchwinder und ohne Schmerzen. Es iſt auch gar keine Gefahr dabey, wie beym Laxiren, und es koſtet nichts, als die Mühe, daß man eine Handvoll Camillenblumen mit einem Nöſel (Seidel) Waſſer kocht, es durchſeihet, einen Löſſel voll Salz hinein thut, oder Honig, und ſolches vermittelſt einer Klyſtierſpritze, oder eines an eine Rindsblaſe gebundenen Klyſtier-Röhrgens, dem Kranken in den Maſtdarm ſpritzet. Dieſes muß aber allezeit je eher je lieber geſchehen, und nicht bis auf die letzte Stunde verſpart werden.

Einen Kranken muß man vor allem Schrecken, Verdruß und Aergerniß verwahren. Man darf ihm daher nicht alles zu Ohren bringen, wenn etwa ein Unglück im Hauſe oder im Dorfe geſchieht, und es nicht eben nothwendig iſt, daß ers wiſſe. Chriſtliche Nachbarn und Nachbarskinder müſſen ſich auch hüten, in der Nähe eines kranken Nachbars Lärmen und Geräuſch zu machen, ihre Hunde bellen zu laſſen und dergleichen. Denn die Ruhe und Stille hilft ſehr viel zur Geneſung. Dagegen muß man ſuchen, dem Kranken allerhand Freude zu machen, nur nicht eine ſehr große zu ſchnell. Beſonders muß man ihm, wenn er auch vorgiebet, daß er gern ſterbe, nicht ſagen, daß keine Hofnung mehr da ſey. Die Furcht vor dem Tode macht die Krankheit ſchlimmer: ſo wie auch die Einbildung, daß man gewiß ſterben werde, ſchon manchen ums Leben gebracht hat, dem noch zu helfen geweſen wäre.

Die Perſonen, welche einen Kranken warten, der eine anſteckende Krankheit hat, müſſen zuweilen etliche Wachholbeeren eſſen, dürfen ſich im Eſſen und Trinken nicht übernehmen, und wer nicht angeſteckt ſeyn will, muß in der Kammer oder Stube, wo der Kranke liegt, nicht eſſen und trinken; auch den Speichel nicht hinunter ſchlucken, ſondern ausſpeien. Er muß auch oft ein friſches Hemd anziehen, wie der Kranke, und ſich fleißig Geſicht und Hände waſchen. Wer den Nachtſtuhl von einem ſolchen Kranken wegträget, muß ihn in freyer Luft erſt eine Zeitlang hinſetzen, und nicht ſogleich ausſchütten, wenn er noch warm iſt und aus-

dünſtet: ſondern warten, bis der meiſte Geruch ſich verlohren hat, ehe er das Gefäß rein macht.

III. Die Lebensordnung, wenn die Krankheit vorbey iſt.

Wenn die Krankheit vorbey iſt, muß man nicht gleich wieder ſo viel und ſolche Speiſe eſſen, wie ein Geſunder. Ein wenig Fleiſchſuppe, ein wenig Fleiſch, ein Ey, dünne Wein- oder Bierſuppen kann man genießen. Wer ſich aber übernimmt, kommt in Gefahr, wieder kränker zu werden. Man muß daher lieber wenig und deſto öfter, auch nicht mehr als Eine Art Speiſe auf einmahl eſſen, und feſte Speiſen recht langſam kauen. Man muß nun weniger trinken, und am liebſten bloßes Waſſer mit ein wenig weiſſen Wein vermiſcht; oder reines gutes Bier, wenn man daran gewöhnt iſt. Bauersleute, welche Pferde haben, thun wohl, wenn ſie eine Stunde vor dem Mittagseſſen ſpatzieren reiten. Dieſe Leibesbewegung hilft viel zur Geſundheit. Wer nicht reiten kann, muß gehen: beydes muß aber vor dem Mittagseſſen geſchehen, nicht darnach. Des Abends muß man ſehr wenig eſſen, bald zu Bette gehen und frühe wieder aufſtehen. 7 bis 8 Stunden, länger muß man nicht im Bette bleiben. Wer 2 bis 3 Tage verſtopft bleibt, muß ein Klyſtier nehmen. Man muß nicht eher wieder ordentlich arbeiten, bis man wieder recht ſtark iſt. Viele fallen darüber aufs neue in ſchwere Krankheiten, daß ſie nach einem Krankenlager nicht eine oder zwey Wochen länger ruhen und Kräfte ſammeln.

Wenn nach einer Krankheit die Schenkel aufſchwellen: ſo iſt dieſes nicht gefährlich, und man darf nichts darwider brauchen, als ein gelindes Reiben und Waſchen mit ein wenig Wein, um die Füße vom Schmerz zu befreyen und die Ausdünſtung daran zu befördern. Es zertheilt ſich von ſelbſt, wenn man Mäßigkeit im Eſſen und Trinken hält und ſich Bewegung macht.

Dieſen Regeln gehorche, wofern der Arzt, den du brauchſt, keine andere Ordnung vorſchreibt. Sie ſind, ſo wie die **Vorſchrift**, welche in der vorigen Nummer ſtehet, von einem chriſtlichen Arzte abgefaßt, der gern allen Bauersleuten umſonſt helfen möchte,

wenn

wenn er könnte. Derſelbe Arzt hat daher auch ein Capitel von allerhand Hausmitteln, womit man ſich in leichten Fällen ſelbſt curiren kann, aufgeſchrieben und wollte es in dieſes Büchlein ſetzen laſſen. Es gieng aber nicht an, weil es ſonſt gar zu dick geworden wäre. Dieſe Hausmittel ſollen daher, nebſt der Vieh-Apothecke und noch andern nützlichen Sachen, welche hier nicht Raum haben, in den 2ten Theil deſſelben gebracht werden. Jener chriſtliche Arzt pflegt ſonſt dieſe Hausmittel den Herren Geiſtlichen bekannt zu machen, wo er einen antrift, der gegen Kranke ſo geſinnet iſt, wie der zu Anfange dieſer Nummer abgebildete Garniſons-Pater, Hr. Siberich, in Thereſienſtadt in Böhmen, ein Kroat von Geburt. Dieſer wagte ſich mit der größten Lebensgefahr in die tiefen Kloake der Feſtung und hohlte einen kranken Soldaten, der in der Fieber-Hitze hinein geſprungen war, mitten aus dem Unflathe heraus: und der Soldat wurde durch die Sorgfalt des leiblichen und den tröſtlichen Zuſpruch eines ſo braven Seelenarztes, wirklich wieder geſund.

35. 36. 37. 38.

Dieſe vier Nummern ſtehen ſchon vorn auf der 17ten bis 29ſten Seite dieſes Büchleins, und können dort nachgeleſen werden.

39.

Der Verfertiger dieſes Büchleins ertrinkt beynahe in der Mulde, und was man hätte thun müſſen, ihn wieder lebendig zu machen. Desgleichen von der Waſſersnoth überhaupt.

Wer andern Lehr und Rath will geben:
Muß ſelbſt am erſten darnach leben.

Unter denen Wohlthaten, welche Gott den Menſchen durch die großen Waſſerflüſſe erzeigt, iſt es auch eine, daß man ſich darinne baden und die Glieder dadurch erfriſchen und ſtärken kann. Ein Vater thut daher wohl, wenn er ſeine Kinder daran gewöhnt. Aber bey dem Baden iſt immer zweyerley Lebensgefahr: 1) daß man dabey erſaufen, 2) daß man ſich Schlagflüſſe, Gicht, Schwindſucht und andere gefährliche Krankheiten dadurch zuziehen kann, wenn man erhitzt iſt, oder ſchwitzt, und ſich auskleidet, und ins Waſſer begiebt, ehe man ſich abgekühlt hat. Für das Erſaufen iſt gut, daß

daß man einen ſichern Ort zum Baden ausſuche, wo keine Löcher und Tümpfel ſind, und wo man nicht vom Strohme ergriffen und fortgeriſſen werden kann. Mir iſt es ſelbſt widerfahren, daß ich im Jahr 1783. im Sommer mich bey Deſſau in der Mulde badete, an einem Orte, wo zwey Arme des Fluſſes zuſammen laufen. Ich bedachte nicht, daß das Waſſer durch den Zuſammenſtoß daſelbſt einen Tümpfel unter ſich gewühlt haben könne. Weil mir nun das Bad wohl that, gieng ich zum Vergnügen ſo weit vom Ufer weg, daß mir das Waſſer bis ans Kinn reichte. Und ſiehe da! auf einmahl wich der Boden unter mir weg, weil es Flugſand war, und ich ſtürzte wohl 10 Ellen tief in den Tümpfel hinab, der wie ein Trichter ausgehöhlt war. Unten hatte das Waſſer keinen Zug, mich etwa ans Ufer zu treiben, und da ich nicht ſchwimmen kann, ſo wußte ich mir nicht zu helfen. Im erſten Schrecken ſchluckte ich auch ſchon viel Waſſer ein, wodurch mein Leib ſchwerer wurde, und mich das ſtillſtehende Waſſer deſto weniger in die Höhe heben konnte. Allein zum Glück erhohlte ich mich bald vom erſten Schrecken, und da fiel mir die Regel ein: Wenn du ins Waſſer fällſt, ſo halte den Mund zu, mache die Bruſt breit, ziehe den Athem an und bewege Hände und Füſſe. Dies that ich: und da hob mich das Waſſer ſacht wieder in die Höhe, daß ich allmählich das Tageslicht wieder ſchimmern ſahe. Die Hofnung, mich zu retten, gab mir nun Kräfte, daß ich mit den Händen ruderte, als ob ich ſchwimmen gelernt hätte, und glücklich ans Land kam. Von der Zeit an viſitire ich allezeit das Fleck, wo ich mich bade, weit umher mit einem langen Stocke, und rathe allen Eltern, daß ſie ihre Kinder niemahls allein, ohne Beyſeyn und Aufſicht erwachſener Perſonen, baden laſſen. Auch rathe ich gern jedem, der Gelegenheit dazu hat, ordentlich ſchwim-

 men

men zu lernen. Dadurch verliert man die Furcht vor dem Waſſer, und wer ſich nicht fürchtet und gutes Muthes bleibt, wenn er hinein fällt, kann ſich leicht wieder heraus helfen. So wäre ich in der eben beſchriebenen Waſſersnoth gewiß umgekommen und hätte dieſes **Noth- und Hülfsbüchlein** nicht herausgeben können; wenn ich mich nicht bald vom erſten Schrecken erhohlt hätte. Denn das Jahr zuvor waren drey Handwerksburſche auf demſelben Platze ertrunken; ſo gefährlich war dieſer Tümpfel.

Mit **Ertrunkenen** iſt es nun eben ſo beſchaffen, wie mit Erfrornen, daß ſie wie todt ausſehen, und ſind es doch nicht allezeit. Es erfordert daher die Chriſtenpflicht, daß man verſuche, ob ſolche wieder zum Leben gebracht werden können: und oft gelingt es; wenn ſie nicht, wie **Herzog Leopold von Braunſchweig**, im Waſſer einen Schlagfluß bekommen haben. Die **Vorſchrift**, wie man mit ihnen umgehet, iſt folgende.

1. Wenn ein Menſch im Waſſer liegt: ſo bringt ihn ſchleunigſt aufs Trockne: aber behutſam, daß er nicht verletzt werde. Es iſt nicht nöthig, daß man es vorher den Gerichten anzeige, oder ſich darum bekümmere, in welcher Gerichtsbarkeit er liege? Es haben vielmehr alle Landesherrſchaften in ganz Deutſchland verordnet, daß man ſolchen Verunglückten ſo bald als möglich helfe, und den Streit über die Grenzen hinter drein ausmache. Ja ſie haben ſogar faſt überall Belohnungen darauf geſetzt, daß man Verunglückten je eher je lieber zu Hülfe kommen ſoll.

2. Stellt einen Ertrunkenen ja nicht auf den Kopf, rollt ihn nicht über Fäſſer und ſtoßt ihn nicht gewaltſam: davon ſtirbt er, wenn er noch nicht todt iſt. Dagegen iſt es gut, ſeine Glieder gelinde zu bewegen.

3. Wird er weit von einem Hauſe aus dem Waſſer gezogen: ſo entkleidet ihn ſogleich, ſchneidet die Kleider ab, wenn ſie nicht leicht heraus gehen, trocknet ihn mit Tüchern ab und wickelt ihn in wollene Decken oder Kleider ein, daß blos das Geſicht frey bleibt. Machet ihm auch gleich den Mund rein von dem Schlamm oder Schaum, der darinne iſt, wel-

ches

ches mit der Fahne einer Feder, mit einem Grashalm, oder was man ſonſt bey der Hand hat, geſchehen kann. Spühlt auch den Mund mit ein wenig Waſſer aus, und legt den Ertrunkenen auf die Seite, daß es wieder herauslaufen kann. Iſt ein Haus nahe, ſo geſchieht dieſes bequemer, wenn er hinein gebracht iſt.

4. Es muß von der Stelle an gleich ein Bote zum nächſten Arzt und Wundarzt laufen und beyde hohlen, und ſie müſſen kommen.

5. Den Ertrunkenen tragt oder fahret ins nächſte zur Wiederbelebung ſchickliche Haus, ſo daß er im Tragen oder Fahren auf Stroh oder Kleidern, dabey auf der linken Seite, mit geradem Halſe und der Kopf etwas höher liegt. Hier bringt ihn in eine Stube, die nicht zu warm iſt und friſche Luft hat; nur daß keine Zugluft an den Ertrunkenen gehet, und leidet nicht mehr Menſchen in der Stube, als zu der Sache nöthig ſind. Iſt obiges Nummer 3. noch nicht geſchehen, ſo thut es nun. Darauf reibt den ganzen Menſchen fleißig mit trockenen und immer wieder friſch gewärmten, auch mit Wacholderbeeren durchräucherten wollenen Lappen.

6. Während deſſen wird ihm ein Bett oder anderes weiches und durchwärmtes Lager zurecht gemacht, welches ſo ſtehen muß, daß man rund herum kommen kann. Darauf legt ihn, und decket ihn mit wollenen Pferdedecken, Mänteln oder andern Decken zu, bis ans Geſicht. Auf die Bruſt, die Beine, Schenkel und den Bauch, zwiſchen den Beinen her, leget noch beſonders gewärmte wollene Tücher, und an die Füße warme Steine oder Wärmflaſchen.

7. Nun reibet die Arme, die Schenkel, auch den Unterleib und in der Gegend der Herzgrube, ſo daß ihr nach der Bruſt hinaufwärts ſtreichet und gelinde nach dem Innern der Bruſt zudrücket. Das Reiben geſchieht mit gewärmten oder durchräucherten Tüchern, und an den Fußſohlen mit einer ſtarken Bürſte, und immer fort unter der Decke, daß kein Glied dabey entblößt wird. Man legt auch den Körper zuweilen auf eine Seite und reibt ſtark den ganzen Rückgrad hinunter. Wo man inne hält mit Reiben, müſſen gewärmte Tücher, Wärmflaſchen oder warme eingewickelte Steine angelegt werden.

8. Hilft das trockene Reiben nicht bald, ſo beſprenget die Reibetücher mit Hirſchhorn-Spiritus, Salmiak-Spiritus oder ſonſt einem ſtarkriechenden Waſſer, auch mit Wein oder Brandtwein; nur muß es ſo geſchehen, daß die Tücher doch immer warm bleiben.

9. Schon während daß etliche Leute mit dem Reiben und Erwärmen beſchäftigt ſind, müſſen andere verſuchen, Luft in die Lunge zu blaſen. Dieß geſchieht durch einen Blaſebalg, den man mit der Röhre in ein Naſenloch ſteckt, und das andere, ſo wie auch den Mund, zuhält. Iſt die Röhre zu dick, ſo befeſtigt einen Federkiel daran, und iſt ſie zu dünn, ſo wickelt ein Läppchen darum. Iſt die Naſe voller Schaum, ſo reinigt ſie mit einer in Oehl getunkten Feder. Iſt kein Blaſebalg zu haben, ſo muß ein ſtarker Mann durch ein Röhrchen die Luft einblaſen. Beym Einblaſen wird zugleich die Kehle gelinde einwärts gedrückt und einer hält die Hand auf den Unterleib, und hat Acht, ob ſich die Bruſt hebt. Geſchieht dieſes, ſo läßt er beym Einblaſen nach, und drückt wieder gelinde nach der Bruſt zu, ſo oft der Einbläſer nachläßt, immer abwechſelnd. Dieſes wird eine Weile fortgeſetzt, wenn es auch ſcheint, als hohlte der Ertrunkene ſelbſt Athem, und er muß immer dabey unter der Decke liegen bleiben.

10. Ferner: ſuchet durch ein Tabaksrauch-Klyſtier die Gedärme zu erwärmen und in Bewegung zu bringen, auf folgende Art. Beſtreichet ein Tabakspfeifen-Rohr oben an der Spitze mit Oehl und ſtecket es zwey Daumen breit hinten in den Maſtdarm hinein, etwas nach dem Kreutze zu. Alsdann rauche einer aus einer andern Pfeife, und nehme die Backen voll Dampf und blaſe ihn, ſo ſtark er kann, dem Menſchen in den Leib hinein. Dieſes muß mehrmals hinter einander geſchehen und auch hierbey muß der Ertrunkene ſo wenig aufgedeckt werden, als es nur angeht. Man kann ihm auch ein ordentliches Klyſtier von einem Nöſel Waſſer mit einem halben Loth Tabak abgekocht und ein paar Loth Salz dazu, beybringen.

11. Kommt das Athemholen nicht bald wieder, ſo kitzelt den Ertrunkenen mit dem Rauhen einer Feder in der Naſe; blaſet ihm ein wenig Schnupftabak hinein; haltet ihm geriebenen Meerrettig (Kreen), oder friſch geſtoſſenen Senf, auch Marum verum unter die Naſe; beſtreicht die Schläfe, die Gegend hinter den Ohren, das Rückgrad, die

ner

Lenden, die Bruſt, das Inwendige der Hände und die Fußſohlen mit Salmiak-Spiritus, Hirſchhorn-Spiritus oder Brandtwein, und reibet dieſe Theile dabey. Will alles dieſes nicht helfen, ſo ſtichelt die Fußſohlen und unter den Nägeln an Händen und Füßen mit Nadeln, tröpfelt brennendes Siegellack auf die Haut und dergleichen.

12. Haben dieſe Proben zwey bis 3 Stunden gedauert, und es zeigt ſich kein Leben, und der Arzt und Wundarzt kommt noch nicht, ſo machet dem Ertrunkenen ein Lager von warmen Miſt in einem warmen Stalle und decket ihn überall mit recht heiſſem Miſt zu, daß nur das Geſicht frey bleibt. Darinne laßt ihn ruhig liegen, bis der Arzt kommt, und ſtellt eine Wache dabey, welche Acht hat, ob er etwa Zeichen des Lebens von ſich giebt.

13. Zeigt ſich bey einer von dieſen Proben ein Zucken im Geſicht, an den Augenliedern, oder in den Gliedern, eine röthere Farbe auf den Lippen und Backen, ein Zittern der Lippen, ein Stöhnen, ein Heben oder ein Laut in der Bruſt, ein ſchwaches und unordentliches Herzklopfen, ein Kollern und Rumpeln in den Gedärmen, oder geht von neuem Schaum aus dem Munde: ſo ſind dieſes Zeichen, daß das Leben wieder kommt.

14. Nun ſetzet das Reiben und Erwärmen (Nr. 7.) und das Lufteinblaſen (Nr. 9) behutſam fort, decket ihn mit durchräucherten und gewärmten Deckbetten zu, leget einen gewärmten in ein Tuch geſchlagenen Ziegelſtein auf die Herzgrube, und warme Flaſchen oder Steine an die Fußſohlen. Für ein ertrunkenes Kind iſt das beſte, wenn ſich zwey geſunde Perſonen in ein warmes Bett legen und das Kind zwiſchen ſich nehmen.

15. Wenn die Wärme und das Athemhohlen allmählich wieder kommt, ſo verſuchet auch, ob das Hinunterſchlingen wieder geht. Gebt dem Kranken ein wenig Thee mit Eſſig, oder Brandtwein mit Waſſer vermiſcht, in den Mund: aber nicht eher etwas friſches, bis das vorige hinunter iſt.

16. Geht das Schlucken, und der Kranke hat noch Schleim in der Luftröhre, daß er röchelt, oder er will ſich brechen: ſo gebt ihm ein paar Taſſen Camillen-Thee mit Honig, und ſucht das Erbrechen zu befördern, indem ihr den Schlund mit dem in Oehl getunkten rauhen Theil einer Feder reitzet und zugleich die Herzgrube reibet, und ihn gelinde in den Rücken klopfet.

17.

17. Fällt er in einen ruhigen Schlaf: ſo laßt ihn ſchlafen, und wenn er erwacht, ſo gebt ihm ein gutes Warmbier.

18. Sobald der Arzt kommt, ſo thut, was dieſer verordnet, und es muß ein Arzt gehohlt werden, wenn auch der Ertrunkene wieder erwacht: weil die ſchlimmſten Zufälle oft erſt nachkommen.

19. Leute, die im Winter ertrinken und zugleich erfrieren, werden erſt wieder aufgethaut, ſo wie es Seite 24 bis 27 dieſes Büchleins gelehret worden.

Bey manchen Flüſſen haben die Fiſcher, Müller und andere Leute den Aberglauben, daß das Waſſer alle Jahre einen Menſchen haben müſſe, der darinne erſaufe: gleichſam als wäre der Fluß ein Götze, der einen Menſchen zum Opfer verlange. So haben insbeſondere einige Halloren in Halle, welche die geſchickteſten Schwimmer in Deutſchland ſind, den falſchen Glauben: die Saale müſſe vor Johannis-Tag einen Menſchen haben, und weigern ſich wohl gar deswegen, einem darinne Verunglückten Hülfe zu leiſten; daß alſo dieſer Glaube eben ſo unchriſtlich, als albern iſt.

Was ſonſt ein großer Strohm, ein Fluß, ja auch ein kleiner Feldbach für eine herrliche Wohlthat Gottes ſey, wird von uns Menſchen nicht genug erkannt, wenn wir uns gleich der Fiſcherey, der Schiffarth, der Mühlen, ja auch des Waſſerkieſes und des Schlammes zu unſerm Nutzen bedienen. Dagegen murren viele gewaltig wider den guten Vater im Himmel, wenn das Waſſer, wie es ſeine Natur mit ſich bringt, einmahl aus den Ufern tritt, und ihre Gebäude, Wieſen und Gärten beſchädigt; da ſie doch ſelbſt Schuld daran ſind, daß ſie dieſelben an gefährlichen Plätzen anlegen. Der Waſſerbau an großen Flüſſen gehört aber für die hohen Obrigkeiten, und Bauersleute können dabey nichts thun, als daß ſie ihre Steuern redlich dazu geben. Bey Ueberſchwemmungen muß jeder ſeinem Nächſten, der in Noth kommt, treulich beyſtehen, und die Einwohner eines Orts müſſen gemeinſchaftlich Hand anlegen. Viele Hände können

bald

bald einen Abzugs-Graben machen, einen Damm aufwerfen, oder ein Loch zuſtopfen: und oft kömmt es nur darauf an, daß der anſchwellenden Fluth zu rechter Zeit und am rechten Orte Luft gemacht, oder ein kleiner Riß zugeſtopft werde, um ein ganzes Dorf zu retten. Es kann daher von großen Nutzen ſeyn, wenn man an jedem Orte bey Zuſammenkünften von jungen und alten Leuten davon ſpricht: was wohl anzufangen ſey, wenn einmahl eine Waſſerfluth, etwa von einem Wolkenbruche kommen ſollte? Man kann ſich viel leichter helfen, wenn man mit einer Gefahr voraus bekannt iſt.

Daß größte Uebel von Ueberſchwemmungen für Menſchen und Vieh kommt aber erſt nach der Gefahr. Von dem ausgetretenen Waſſer bleiben in den Gebäuden und Kellern, ſo auch auf Wieſen und Feldern, Tümpfel, Pfützen und Schlamm zurück, woraus böſe faule Dünſte aufſteigen, und bey Menſchen und Vieh oft ſchlimme Krankheiten verurſachen. Um dieſe Gefahr abzuwenden, muß man das im Felde und auf den Wieſen ſtehen gebliebene Waſſer durch Gräben ableiten, und das Vieh nicht aus ſolchen Pfützen ſaufen laſſen. Die Brunnen müſſen erſt gefegt werden, ehe man wieder daraus trinket, und es iſt beſſer, ſich einſtweilen des Flußwaſſers zu bedienen. Waſſer und Schlamm muß aus den Gebäuden und Kellern, ſo bald als möglich, herausgeſchafft und durch Oefnung der Thüren und Fenſter alles ausgetrocknet werden. Auf die Fußböden in Stuben und Kammern ſtreut man des Abends trocknen Sand, und ſchaft ihn des Morgens wieder hinaus. Wenn das Waſſer zwiſchen den Dielen durchgedrungen iſt, und die Füllung angefeuchtet hat: ſo muß man lieber den Fußboden aufreiſſen, und es damit machen, wie Seite 160. dieſes Büchleins wegen des Schwammes vorgeſchrieben iſt. Man muß die Stuben, Kammern und Keller oft mit Wachholder-Beeren durchräuchern, auch des Tages etliche mahl Eſſig auf glühende Steine tröpfeln, daß er abdampfet. Alles feucht gewordene

dene Geräthe, auch leinen Zeug und Kleider, muß man wohl an der Luft trocknen und durchräuchern, ehe man es gebraucht. Man thut auch wohl, wenn man den ganzen Sommer hindurch lieber auf dem Dachboden ſchläft, als in den feuchten Stuben und Kammern. Im Felde oder auf Wieſen, darf man ſich bald nach einer Ueberſchwemmung ja nicht auf die Erde legen und ſchlafen, und überall muß man den Leib und die Füße wärmer halten, als ſonſt.

40. Wie man Leute, die von Kohlendampf und andern Dünſten erſtickt ſind, wieder lebendig macht. Desgleichen vom Baſilisken und von der Kunſt, Geiſter zu citiren.

Erforſche nur den Grund von jedem Uebel recht:
So wirſt du ſehn, daß Gott, nicht Satan, es dir ſchicket —
Um dich zu beſſern. Dann gebrauch die Mittel recht:
So wirſt du, wenn dirs nützt, gewiß mit Hülf' erquicket.

In der berühmten Stadt Danzig begab ſichs im December des Jahrs 1784, daß 4 Leute des Abends Pfan-

Pfannenkuchen gegeſſen und Brandtwein darauf getrunken hatten. Nun machten ſie vor dem Schlafengehen friſches Feuer in den Ofen, und legten ſich zu Bett, ehe es ganz abgebrannt war. Den andern Morgen ließ ſich von dieſen Leuten niemand ſehen, und als man gegen Mittag ihre Stubenthüre aufbrach, fand man ſie alle vier von dem heißen Ofendunſt jämmerlich erſtickt.

Man gebrauchte nun ſogleich die rechten Mittel, ſolche von Dunſt erſtickte wieder zu beleben, welches folgende ſind.

1. Man öffnet eiligſt Thüren und Fenſter in der Stube oder Kammer, wo einer erſtickt iſt, und bringt den Erſtickten an die freye Luft.

2. Man entkleidet ihn geſchwind, macht vor allen Dingen die Strumpfbänder, Gürtel, Halsbinde, Schnürleib (Schnürbruſt) und alles, was feſt anliegt und drücket, los; legt ihn, wenn es nur nicht bis zum Erſtarren kalt iſt, im Freyen auf den Erdboden hin, mit dem Kopfe etwas höher, und begießt ihn Eimerweis mit kaltem Waſſer. Auch bläſet man ihm Luft ein, wie S. 300. beſchrieben ſteht.

3. Unterdeſſen läuft einer zum Arzt und ein anderer macht eine Bank zurecht, worauf man den Erſtickten ſetzen und ihn dran binden kann.

4. Sitzt er darauf feſt, ſo fährt man fort, ihm ein Glas eiskaltes Waſſer ums andere aus einiger Entfernung ins Geſicht und in die Herzgrube zu ſpritzen. Man legt ihm auch in kaltes Waſſer getunkte Tücher oder Stücken Eis unter die Achſeln und auf die Bruſt.

Dieſe Mittel, die man allezeit zuerſt gebraucht, wollten aber bey dieſen vier Leuten nicht anſchlagen: weil ſie nicht blos betäubt, ſondern wirklich erſtickt waren. Man brachte ſie daher in eine Stube, die nicht eingeheitzt war, und machte die Fenſter darinne auf. Man ſetzte ſie auf eine Bank und hieng ihnen Mäntel um. Die Beine der vier Leute, ſetzte man bis an die Knie in ein laulichtes Fußbad, zu dem nach und nach mehr

warmes Waſſer zugegoſſen wurde. Der Wundarzt ſchlug jedem eine Ader am Halſe. Man hielt ihnen Eſſig und ſtarken Brandtwein unter die Naſe, auch Hirſchhornſpiritus und dergleichen. Man blies ihnen aufs neue Luft in die Lunge, und als einer Zeichen des Lebens von ſich gab, ſpritzte man ihm wieder friſches Waſſer ins Geſicht und fuhr lange damit fort. Auf ſolche Art kamen nach einer halben Stunde zwey von den Leuten wieder zu ſich ſelbſt. Dieſe kleidete man nun wärmer an, führte ſie ein wenig herum, daß ſie in Bewegung kamen, gab ihnen viel Waſſer mit Eſſig und ein wenig Salpeter vermiſcht zu trinken, und ließ ſie hernach einnehmen, was der Doctor verordnete. Mit den andern beyden dauerte es länger. Endlich brachte man ſie durch Tabaksklyſtiere wieder zum Leben. Sie blieben aber alle vier noch etliche Tage krank, und einer davon ſtarb den dritten Tag.

Man hat auch Exempel, daß Leute im Keller erſticken, wenn Bier, junger Wein, oder Aepfel- und Birn-Moſt darinne liegt und in der Gährung iſt. Da geht aus dem Getränke, durch die innerliche Bewegung, eine Art Dunſt-Luft heraus, welche die Lichter auslöſchet und Menſchen und Thiere erſticket. Eben dieſes geſchiehet bey den Beckern und Schmieden, wenn ſie ausgedämpfte Kohlen im Keller aufſchütten. Aus ſolchen Exempeln iſt nun der Aberglaube gekommen, daß gewiſſe Geiſter und Geſpenſter den Leuten die Lichter ausblaſen und ihnen den Hals umdrehen ſollen; welches der liebe Gott gewiß nicht zulaſſen würde. Man kann aber einem ſolchen Unglücke auf folgende Art zuvorkommen. Man laufe nicht gerades Weges in einen Keller hinein, wo gährendes Getränke oder dunſtige Kohlen ſind: ſondern man werfe, ehe man hinunter ſteigt, angezündetes Stroh oder Papier vor ſich hin. Brennt dieſes fort, ſo iſt keine Gefahr vorhanden; löſcht

es aber aus, ſo muß man bey Leibe nicht gerade zu gehen: ſondern erſt den Keller von den böſen Dünſten reinigen. Man legt nähmlich vor die Kellerthür ein Bund Stroh und zündet es an. Die Flamme davon zieht nun die Luft außer dem Keller ſtark an ſich, ſo daß ein Wind entſteht, welcher die Dünſte hinausjagt. Iſt das Bund Stroh verbrannt, ſo macht man die Probe noch einmahl. Es iſt auch gut, etliche Flintenſchüſſe hinein zu thun. Geſchieht aber ein ſolcher Fall, daß ein Menſch, der in einem Keller was zu ſchaffen hat, über die Zeit ausbleibet: ſo muß nicht gerade zu ein anderer hineinlaufen, ihn zu ſuchen: ſondern man muß die gefährliche Luft auf die eben beſchriebene Art erſt aus dem Keller ſchaffen. Auf allen Fall kann man auch eine Kohlenpfanne oder eine Schaufel nehmen, darauf ein helles Feuer von Stroh und Reisholz anzünden und es vor ſich her in den Keller hinein tragen. Die verunglückte Perſon bringt man alsdann ſogleich an die friſche Luft, und macht es ſo mit ihr, wie es oben beſchrieben worden. Eben ſo gefährliche Dünſte ſind in Kellern, Gewölben und tiefen Brunnen, welche lange Zeit nicht geöffnet worden. In ſolche darf man nicht gerade hinein ſteigen: ſondern es iſt beſſer, daß man erſt etliche mahl etwas Schießpulver in eine Scherbe thue, und ein Stückchen brennende Lunte oder Feuerſchwamm auf ſolche Art hinein lege, daß es über eine Weile das Pulver ergreifen kann. Das Gefäß befeſtigt man an einen Strick oder an eine Stange und läßt es vorſichtig in das Gewölbe oder den Brunnen hinunter, ſo daß auch niemand durch das Pulver zu Schaden kommen kann, wenn es abbrennt. Das Losplatzen des Schießpulvers erſchüttert nun die Luft ſo, daß die giftigen Dünſte hinausfahren. Sonſt haben einfältige Leute von ſolchen Kellern und Gewölben den Aberglauben, daß ſich **Baſilisken** darinne aufhalten. Dieſes ſol-

len Thiere ſeyn, welche aus dem Ey eines Hahns, dergleichen er alle ſieben Jahre legen ſoll, von einer Kröte ausgebrütet werden. Man ſagt, ein ſolcher Baſilisk ſähe aus, wie ein welſcher Hahn mit einer großen blauen Naſe und feurigen Augen, und ſey ſo giftig, daß man vom bloſſen Anſehen deſſelben ſterbe. Dagegen könne man ihn nicht anders umbringen als durch einen Spiegel, den man ihm vorhalte: da er vor Aergerniß über ſeine eigne Geſtalt zerplatzte. Dieſe ganze Erzählung iſt ein Kindermährchen. Denn ein Hahn legt nun und nimmermehr kein Ey, weil er keinen Eyerſtock im Leibe hat, und eine Kröte kann keins ausbrüten, weil ſie immer eiskalt iſt. Es liegt aber die Lehre in dieſem Mährchen: daß man einen Hahn nicht länger als ſechs Jahre auf dem Hofe behalten ſoll, weil er alsdann zur Zucht nicht mehr taugt; und daß man ſich nicht ohne Vorſicht in alte Keller und Gewölbe wagen ſoll, wegen der giftigen Dünſte, die darinne ſeyn können.

Der Gebrauch mancher Weiber, ſich über Kohlentöpfen zu erwärmen, iſt auch überaus ſchädlich. Davon hat man ein merkwürdiges Exempel auf der berühmten Univerſität Jena erlebt.

Ein Student daſelbſt, Nahmens **Weber**, welcher gern ohne Mühe reich werden wollte, hatte ſich mit zwey Bauersmännern, die eben nicht klüger waren, als er, vereinigt, einen Schatz zu heben, der in einem vor der Stadt gelegenem Weinberg eines Schneiders ſtehen ſollte. Von den Bauern hieß einer **Gesner**, der andere **Zenner**. Dieſe drey begaben ſich in der heiligen Chriſtnacht im Jahre 1715. in das im Weinberge befindliche Häuschen, und wollten den Geiſt citiren, der den Schatz bewachte. Nach der Meynung des Studenten hieß dieſer Geiſt Och, wie der König zu Baſan, und der ſollte ſeinen Diener,

ner, Nahmens Nathanael ſchicken. **Weber** ſchrieb etliche närriſche Worte an die Thür, und dann ſetzten ſie ſich alle drey nieder, legten **Fauſts Höllenzwang** nebſt gewiſſen Charaktern und vier Beuteln zu den Heckthalern, auch einige Pfennige vor ſich auf den Tiſch. So ſaßen die Narren bis 10 Uhr. Da machte der eine Bauer mit Webers Degen einen Kreis an die Decke welches er alle Viertelſtunden dreymahl wiederhohlte, und **Weber** las die Beſchwörung aus Fauſts Höllenzwang. Es wollte ſich aber kein Geiſt durch dieſe Poſſen bewegen laſſen zu kommen und ihnen den Schatz anzuweiſen. Da es nun ſehr kalt und in dem Häuschen weder Ofen noch Rauchfang (Schlot) war: ſo hatten die Geiſter-Banner ein Feuer von Kohlen angezündet, um ſich daran zu wärmen, und die Fenſterladen und Thüren hatten ſie feſt zugemacht. Die aus den Kohlen aufſteigenden böſen Dünſte konnten ſich alſo nicht verziehen und ſtiegen den drey Leuten in den Kopf, wovon ſie ganz verdüſtert wurden, daß ihnen Hören und Sehen vergieng: bis ſie endlich gar erſtickten. Des andern Tages kam nun der Schneider von ohngefähr in ſein Weinbergshäuschen und fand zu ſeinem groſſen Schrecken die drey todten Männer darinne, welche ganz fürchterlich ausſahen. **Gesner** lag mit herabhängendem Kopfe auf der Bank und **Zenner** unter der Bank, den Kopf zwiſchen den Beinen, und die Zunge gräßlich herausgereckt, auch mit rothen und blauen Flecken im Geſichte: wie es allezeit geſchieht, wenn einer von giftigen Dünſten erſtickt. **Weber** lag auf der Bank hinter dem Tiſche noch halb lebend, aber ſprachlos und hatte eine Verletzung am Arm, und rothe Flecken, Geſchwulſte und Blaſen auf der Bruſt. Nun war in der damahligen Zeit der falſche Glaube, daß der Teufel, dem **Chriſtus der Herr** längſt alle

Macht benommen, auf der Erde noch allerhand Unfug treibe, und den Menſchen, die doch Gott ſo lieb hat, übel mitſpielen dürfe, noch ſehr gemein. Man wollte alſo gern dahinter kommen, ob der Teufel wirklich das Unglück angerichtet habe, und ſtellte drey Wächter, Nahmens **Beyer**, **Krempe** und **Schuhmann**, zu den zwey todten Leichnamen in das Gartenhäuschen. Als nun dieſe froren, machten ſie auch ein tüchtiges Kohlenfeuer, und hielten Thür und Fenſter zu. Es gieng ihnen daher eben ſo, wie den Geiſterbannern. Sie wurden von den Kohlendünſten betäubt und des Morgens fand man ſie halb tod. Sie erhohlten ſich aber wieder, bis auf **Beyern**, welcher bald darauf ſtarb. **Schuhmann** ſagte nun aus: es ſey ihm geweſen, als ob er auf der Bank eine Strecke fortgeſchoben worden wäre; er habe aber nichts geſehen und gehört. Dagegen **Krempe**, um ſich ein Anſehen zu geben, wenn er die Sache recht wunderbar machte, gab vor: er habe den Teufel geſehen, und ein Kratzen an der Thür gehört. Als er nun im Verhör gefragt wurde, wie der Teufel ausgeſehen habe? antwortete er: "der Teufel ſah aus, als hätte er keine Gewalt über mich." Mit dieſer ungeſchickten Antwort wurde er ausgelacht, und als er hernach Nachtwächter geworden, ruften ihm die Spaß-Vögel unter den Studenten, wenn er herum gieng und die Stunden ausrief, aus den Fenſtern zu: He da! Krempe! wie ſieht der Teufel aus? ſo daß er ſein Lebenlang damit gefoppt wurde. Indeſſen iſt aus dieſer wahrhaften Geſchichte deutlich genug zu erſehen, daß man in zugemachten Kammern, wo kein Rauchfang iſt, ſich nicht an Kohlen-Feuer wärmen darf.

41.

Wie man erhenkte oder erwürgte Menſchen wieder lebendig macht.

Es iſt ein Menſch und iſt dein Bruder, der da hängt:
Hilf ihm geſchwind! Der Gott, der alles weislich lenkt,
Will Menſchenlieb und Treu von dir bewieſen ſehen:
Drum ließ er dieſe That vom kranken Mann geſchehen.

In einem Dorfe in **Frankreich**, 7 Stunden hinter **Paris**, lag der Bauer **Chriſtian Robert** am hitzigen Fieber darnieder. Einen ſolchen Kranken muß man niemahls allein laſſen. Es war aber in der Heuerndte: da waren ſeine Frau und Kinder auf die Wieſen gegangen und niemand bey ihm geblieben. Nun überfiel ihn die Hitze, und es kam ihm vor, als ſollte er ſich erhenken. Er ſprang auch wirklich, wie er war, im bloſen Hemde zur Thür hinaus, über den Hof weg, nahm eine Halſter und hieng ſich damit an

einen Balken in der Scheure (Stadel.) Zum guten Glücke wars eben Feyerabend und die Leute kamen vom Felde nach Hauſe. Chriſtians Frau und Kinder kamen alſo auch, und da ſie ihren Vater hängen ſahen, ſchlugen ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen, rauften ſich die Haare aus und ſchrieen: ach! daß ſich Gott im Himmel erbarme! der Vater hat ſich erhenkt. Das Geſchrey kam auch ins Dorf: Nachbar Chriſtian hat ſich erhenkt! Da lief alt und jung zuſammen, ihn zu ſehen: aber keiner that das Werk der Barmherzigkeit an ihm, daß er ihn abgeſchnitten hätte; weil ſie meinten, ſie griffen damit dem Schinder ins Handwerk und würden unehrlich. Endlich kamen der Pfarrherr und der Schulmeiſter des Orts auch dazu und brachten einen fremden Barbier mit, der ſie eben beſucht hatte. Dieſe drey waren klüger, als die ganze Gemeine. Der hochwürdige Herr ſtieg die Leiter hinauf, rief den andern beyden zu, ſie ſollten den Gehenkten halten, daß er nicht auf die Erde falle, und ſchnitt mit ſeinem Taſchenmeſſer die Halfter entzwey. Darauf brachten ſie den armen Chriſtian ins Bett, und machten ihn wieder lebendig. Die Bauern ſtanden dabey und ſperrten vor Verwunderung die Mäuler auf, wie obiges Bild zeiget. Chriſtian wurde aber wieder geſund, und hätte nun gern das Leben für den braven Pfarrherrn und Schulmeiſter gelaſſen, ſo lieb hatte er ſie. Als hernach die Sache vor den König kam, wurde der Pfarrherr und Schulmeiſter von ihm ſehr gelobt und beſchenkt, und die Bauern wurden geſtraft, daß ſie ihren Nachbar nicht ſogleich abgeſchnitten hatten, wie es Gott und der König haben will.

Die Art wie man einen Erhenkten oder Erwürgten wieder lebendig macht, iſt aber folgende:

1) Wer einen Menſchen hängen ſieht, muß ihn den Augenblick losſchneiden. Er mag ſich ſelbſt gehenkt haben, oder es mag von böſen Leuten geſchehen ſeyn: es mag ſeyn Freund oder Feind, bekannt oder unbekannt, Mann oder Weib; ja wenns auch ein Schelm wäre, wenn er nur nicht auf Befehl der Obrigkeit gehenkt iſt, ſo muß man ihn abſchneiden.

2) Beym Abſchneiden muß man Acht haben, daß der Körper nicht hart auf die Erde falle: und wenn er liegt, macht man ihm ſogleich den Strick, das Halstuch, die Hemdeknöpfe Weſtenknöpfe, Strumpfbänder, den Leibgurt und Hoſenbund, oder wenns ein Weibsbild iſt, das Mieder (Bruſtfleck, Schnürleib) und den Rockſchurz los.

3) Riecht nun der Körper nicht ſchon nach Fäulnis und Moder: ſo bringt man ihn auf ein Lager von Stroh und Betten, ſo nahe, als mans haben kann, an einem Orte, wo friſche Luft iſt, nicht in einer dumpfigen oder heiſſen Stube. Man kann ihn dahin tragen oder fahren; nur ſachte, und ſo, daß der Kopf und die Bruſt höher liegen, als die Füße. So legt man ihn auch auf dem Lager, welches ſo geſtellt werden muß, daß man rund herum kommen kann. Hier zieht man ihn vollends nackt aus, und bedeckt ihn mit einer leichten Decke. Man läßt ihn aber nicht lange in einerley Lage: ſondern legt ihn oft von einer Seite auf die andere.

4) Man ſchickt eiligſt nach dem nächſten Arzt und Wundarzt; und unterdeſſen reibt man dem Patienten das Geſicht, den Hals, den Bauch, Rücken, auch Hände und Füſſe alles wie es Seite 299. dieſes Büchleins beſchrieben worden. Auch nimmt man warmes Waſſer mit der Hälfte Eſſig, taucht Tücher ein, drückt ſie ſtark wieder aus, und legt ſie um den Kopf und Hals, nur ſo, daß Naſe und Mund frey bleiben. Wenn die Tücher kalt ſind, macht man ſie wieder warm, und das Reiben geht unterdeſſen immer fort.

5) Man hält dem Todtſcheinenden geſtoßenen Kümmel in Eſſig gemengt unter die Naſe, oder geriebenen Meerettig, Zwiebeln, Marum verum, Salbey: aber ja keinen Schwefel. Auch beſtreicht man ihm die Schläfe mit Eſſig oder Brandtwein.

6) Man weht ihm mit einem Bündel Laub fleißig friſche Luft ins Geſicht, und ſpritzt ihm kaltes Waſſer oder Weineſſig hinein.

7) Kommt der Wundarzt, ſo ſchlägt er ihm die Droſſelader am Halſe, wenn ers verſteht: wo nicht, ſo öfnet er eine Ader am Arm. Viel Blut darf er anfangs nicht weglaſſen; ſondern muß lieber die Ader noch einmal öffnen. Der Arzt und Wundarzt befehlen, was geſchehen ſoll, ſo bald ſie dabey ſind. Bleiben ſie aber über eine halbe Stunde aus, und der Kranke will ſich noch nicht bewegen: ſo bläſet man Luft in ihn, wie S. 300. gelehrt worden. Auch giebt man ihm ein Tabaksklyſtier. Unterdeſſen wird mit Nro. 4. immer forgeſahren, und der Leib, auch Hände und Füße müſſen ſo viel möglich immer dabey zugedeckt bleiben, und unter den Decken gerieben werden. Alles dieſes muß wenigſtens zwey bis drey Stunden lang fortgeſetzt werden: ehe man ſchließen kann, daß der Menſch wirklich todt ſey.

8) Fängt er aber an, ſich zu regen und Athem zu hohlen: ſo weht man ihm viel Wind ins Geſicht und beſpritzt ihn mit kaltem Waſſer, worinn Spiritus oder Eſſig gemiſcht iſt. Man hört nun nach und nach auf zu reiben, deckt ihn etwas wärmer zu, und giebt ihm, wenn er ſchlucken kann, löffelweis warmen Thee von Flieder oder Hollunderblüthen, Salbey, Meliſſe oder Raute (Deumente) mit etwas Honig. Geht das Athemholen noch ſchwer: ſo kann man ihm noch ein Klyſtir von demſelben Thee mit Honig und etwas Salz geben, oder von Milch und etwas Salz, beydes nur lauwarm. Bekommt er nun hinterdrein noch ein Fieber, oder andere Zufälle: ſo muß man den Arzt fragen, und er muß wenigſtens etliche Tage ſich vor heftiger Bewegung, vor Unmäßigkeit im Eſſen, und vor ſtarken Getränken hüten.

Wird ein ſolcher Verunglückter nicht wieder lebendig: ſo begraben ihn die Nachbarn ehrlich, weils ihr Mitnachbar und Bruder geweſen iſt; tröſten ſeine hinterlaſſene Wittwe und Kinder, und denken: wir ſind alle arme Sünder — Gott gebe uns einen ſanften Tod! Will aber ein und der andere Nachbar bey einem ſolchen chriſtlichen Liebeswerke aus Furcht oder Ekel nicht mit Hand anlegen, wenn er dazu kommt, oder gerufen wird: den halten die andern für einen ſchwächlichen Menſchen. Aber, wenns ihm übel geht, helfen ſie ihm doch: denn

Gott

Gott hat es befohlen, daß einer dem andern in der Noth beyſtehe, und wers nicht thut, wenn er kann, iſt kein guter Chriſt.

42.
Vom tollen Hunds-Biß und den beſten Hülfsmitteln dagegen.

Für jede Erden-Noth
Hat uns der liebe Gott
Auch Hülf und Troſt gegeben
Zuletzt kommt noch der Tod,
Und führt aus aller Noth
Uns in ein neues Leben.

In einem wohlbekannten Dorfe hatte der Pfarrherr eine Leſegeſellſchaft von 12 lehrbegierigen jungen Bauersmännern angeſtellt. Dieſe kamen alle Sonntage Nachmittags auf zwey Stunden in ſeiner Wohnung zuſammen, und laſen die Zeitungen und allerhand nützliche Schriften, die er ausſuchte. Jedes Mitglied von

der Geſellſchaft zahlte dafür jährlich einen Gulden: nur der Schulmeiſter war frey dabey; dafür las er den andern ein Stück ums andere vor. Ueber das Geleſene ſprachen ſie hernach unter einander, jeder ſagte ſeine Meynung und der Pfarrherr erklärte dies und jenes, was etwa den Bauersmännern nicht deutlich war. In dieſer Geſellſchaft wurde unter andern einmahl folgendes in der Zeitung geleſen.

M.... den 7ten Febr.

"Hier wurde der Kuhhirte, der das Lob hatte, ein ehrlicher frommer Mann zu ſeyn, und der ſein Amt mit vieler Treue und Gewiſſenhaftigkeit verrichtete, vor einigen Wochen von einem wüthenden Hunde gebiſſen. Er achtete es nicht, und brauchte kein wirkſames Mittel dagegen. Darauf zeigten ſich Anfälle von Raſerey bey ihm: er gieng aber noch dabey herum, und war abwechſelnd ſich ſeines Verſtandes bewußt Den 26ſten Jenner ließ er auf dem Arme zur Ader: aber den Tag darauf, frühe gegen 10 Uhr, brach die völlige Wuth aus. Er bat nun ſeine weinende Frau und Kinder, ja aus dem Hauſe zu gehen, daß er ſie nicht unglücklich mache. Darauf riegelte er die Thür zu, fieng entſetzlich an zu brüllen, riß ſich in der Angſt die Ader auf, ſchrie aber zwiſchen den heftigſten Anfällen immer zu Gott, daß er ſeine Leiden bald endigen möchte. Dies geſchah noch denſelben Tag gegen Abend, da ſtarb er. Der unglückliche Mann, welcher von der lutheriſchen Religion war, verlangte, als er die Annäherung des Todes fühlte, aufs ſehnlichſte, daß ihm ſein Prediger in den letzten Stunden ſeines Lebens noch einigen Troſt zuſprechen möchte. Allein dieſer ſchlug es ihm ab: weil er der Meinung war, daß ſogar der Hauch eines ſolchen Unglücklichen wüthend mache. Dem Kranken that dieſes ſo wehe, daß er ſagte: "Wenn dem "Herrn Pfarrer eine Kuh krank iſt, ſo muß Johannes (ſo "hieß er) gleich da ſeyn: nun ich den Herrn Pfarrer verlan"ge, der ich doch etwas mehr als eine Kuh bin, da muß der "arme Johannes ohne Troſt verderben. Nun Gott wird "mir auch helfen." Ein Candidat, der dieſes hörte, kam darauf ungerufen, betete mit ihm um Erlöſung und ſtärkte ihn durch troſtreichen Zuſpruch. Als nun der Tod endlich

er-

erfolgte, wollte niemand die Hand an den Körper legen, und ihn in den Sarg bringen: weil man fürchtete, dadurch angeſteckt zu werden; ja die Furcht gieng ſo weit, daßman es Jemanden ſchon für eine Verwegenheit auslegte, daß er zum Fenſter hineinſahe. Endlich verſtand ſich ein durchreiſender Matroſe dazu, den Körper zu beerdigen. Da er aber nicht allein damit fertig werden konnte, weigerte ſich der Todtengräber ſo hartnäckig, das geringſte damit zu thun zu haben, daß er es nicht ins Werk hätte richten können; wäre nicht der eigne Sohn des Predigers, ein Student, dazu gekommen, der ſich nicht ſcheute, mit dieſem Matroſen das letzte Werk der Barmherzigkeit an dem Verunglückten auszuüben. — Uebrigens war der Hirt ſelbſt gewiſſermaßen Urſache an ſeinem Unglücke. Er ſah nähmlich ein kleines unbekanntes Hündchen laufen, und merkte die Kennzeichen der Tollheit nicht an ihm: ſondern lief nach, haſchte es mit den Händen und wurde von ihm gebiſſen."

Wie der Schulmeiſter dieſe Geſchichte vorgeleſen hatte, wurde die ganze Geſellſchaft ſehr traurig und nachdenkend darüber. Doch unterbrach endlich der Pfarrherr das Stilſchweigen und ſagte: "es iſt wahr, dieſe Geſchichte iſt ſehr betrübt. Aber deſto mehr wünſche ich, daß mir jeder ſeine Meynung recht offenherzig davon ſage: damit wir das Gute daraus nehmen, welches der himmliſche Vater für uns auch in dieſes große Unglück gelegt hat." Darauf ſagten ſie nach einander ihre Meynung nach der Reihe, wie ſie ſaßen. Einer, Nahmens **Pfeiffer**, fieng an: "Mich lehrt der arme Johannes, daß **man keinen fremden Hund angreifen muß**, und ich will dieſe Lehre meinen Kindern recht einprägen, wenn ich ihnen heute Abend dieſe Geſchichte erzähle." Sein **Nachbar Tobias Bing** ſagte: "ich ſehe daraus, daß unſere hohe Obrigkeit es recht gut meynt, wenn ſie uns ſolche **Verordnungen** giebt, wie die von tollen Hunden. Ich will auch heute noch in die Schenke gehen, und die darinne beſchriebenen Kennzeichen lernen,

nen, woran man ſieht, ob ein Hund toll iſt; wenn nur dieſe Verordnung nicht ſchon von der Tafel abgeriſſen iſt.” Hier nahm der Schulze das Wort und ſagte: ”Gevatter Tobias, die Kennzeichen, welche die Verordnung angiebt, ſind: daß ein Hund, welcher erſt toll werden will, nicht ſäuft, nicht bellt, mit hängenden Ohren und Schwanz herumſchleicht, oder wie ſchlafend herum taumelt, auch fremde Perſonen heimtückiſch anfällt und gegen bekannte nicht ſo freundlich, als ſonſt thut. Wenn ein Hund ſo iſt, ſoll man ihn einſperren und Acht haben, ob es beſſer oder ſchlimmer wird. Wird er nun immer magerer, bekommt rothe triefende Augen, ſperrt den Rachen auf, weiſt die Zähne oder läßt die Zunge aus dem Halſe hängen und hört nicht mehr auf das Zurufen ſeines Herrn: ſo iſt es hohe Zeit, ihn todt zu ſchlagen, und ſoll man einen ſolchen Hund recht tief in die Erde verſcharren, ohne ihn mit bloßen Händen zu berühren, und ſoll alles verbrennen, was ſein Geifer beſchmutzt haben kann.” Der Pfarrherr lobte den Schulzen ſehr, daß er die herrſchaftliche Verordnung ſo wohl inne habe, und ſetzte hinzu; ”es iſt wohl am beſten, man tödtet einen Hund lieber ſogleich, wenn er die erſten Zeichen der Tollheit an ſich hat. Es giebt ja Hunde genug, und das Unglück, das daraus entſtehen kann, iſt ſo entſetzlich, daß ich lieber hundert Hunde todtſchlagen, als mich und andere Menſchen einer ſolchen Gefahr ausſetzen wollte. Beſonders muß ſich der Herr eines ſolchen Hundes in Acht nehmen, daß er ihn ja nicht ſtrafe, wenn der Hund hämiſch und tückiſch gegen ihn ſelbſt thut; weil er da leicht gebiſſen werden kann: ſondern es iſt beſſer, einen ſolchen Hund ſogleich todt zu ſchießen.” Ein Bauer ſagte darauf: ”mich wundert doch, daß der Kuhhirt ſo unglücklich geweſen, da er den Nahmen Johannes geführt, welches ein glücklicher Nahme ſeyn ſoll!” Ihr könnt daraus abnehmen, antwortete der Pfarrherr, daß es ein falſcher

Glau=

Glaube iſt, daß der Nahme einen Menſchen glücklich oder unglücklich mache. Man hat z. E. auch die Meynung, daß einer nicht alt werde, der mit dem Vornahmen Erdmann heiſſet. Aber mein Vater und Großvater haben ſo geheißen, und ſind beyde Gott Lob! zu einem ſchönen Alter gelanget. Mein Großvater hat es auf 76 und mein Vater auf 81 Jahre gebracht." Zuletzt ſagte noch der Schulmeiſter: Ich denke bey der Geſchichte: unſer lieber Pfarrherr hätte den armen Johannes wohl nicht in der Noth verlaſſen, und hätte ihm gern Troſt aus Gottes Wort zugeſprochen, wenn's auch Gefahr gehabt hätte." Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen, erwiederte der Pfarrherr, und ſetzte dazu: aber wir wollen doch den Hrn. Prediger zu M... nicht deswegen für einen harten und unbarmherzigen Mann halten, daß er den Johannes nicht beſuchen wollte. Muth und Herzhaftigkeit ſind eine Gabe Gottes, die nicht Jedermann gegeben iſt, und wenn man einmahl gewiſſe Jahre erreicht hat, kann man dieſe ſchönen Tugenden nicht mehr erlangen. Hätte nun der Hr. Prediger ſich mit Gewalt zwingen wollen, zum Johannes zu gehen: ſo wäre er vielleicht vor Furcht und Angſt krank geworden; da hätte er dann ſein Amt nicht verwalten können, und die ganze Gemeinde hätte darunter gelitten. Daß aber ein junger Seminariſt ſich die Gewalt anthat, das war recht und gut. Denn wer noch jung iſt, kann ſich Muth und Herzhaftigkeit geben, wenn er die Furcht mit Gewalt bezwingt. Es gilt auch hier: **Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet: verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet;** ob ich gleich lieber kein Geiſtlicher geworden wäre, wenn ich nicht die Herzhaftigkeit hätte, zu den gefährlichſten Kranken zu gehen. Jedoch muß ich auch ſagen: daß die Furcht, durch das Angreifen ſolcher Perſonen angeſteckt zu werden, keinen

Grund

Grund hat. Ihr Gift ſteckt blos an, wenn ſie beißen, und der Speichel in die Wunde kommt. Mehrere Aerzte haben ſo gar an der Hundswuth geſtorbene Leichen zerſchnitten, um die Natur dieſer Krankheit zu erforſchen, und es hat ihnen nichts geſchadet: weil ſie vorſichtig damit umgegangen ſind. Daher kann man ſie ohne Gefahr anrühren, um ſie zu begraben, und kann es allenfalls mit Handſchuhen thun, und dieſe hernach mit den Kleidern und Betten verbrennen, in welchen der Verſtorbene geſchwitzt hat.

Der Pfarrherr ſagte hierauf: man weiß eigentlich noch kein ganz gewiſſes Mittel, einem Menſchen, der von einem tollen Hunde gebiſſen worden, zu helfen, als dieſes: daß man den Augenblick, da der Biß geſchehen, in die nächſte Schmiede lauft, und ein glühendes Eiſen auf die Wunde ſetzt; oder daß man auf das verlezte Fleck Schießpulver ſtreuet und es abbrennen läßt, etlichemahl nach einander. Auch kann man, wenn es an einem Orte iſt, wo man ohne Lebensgefahr ſchneiden kann, das gebiſſene Fleck mit einem ſcharfen Meſſer heraus ſchneiden, oder dieſes noch lieber durch einen Wundarzt thun laſſen. Die Wunde wird hernach oft mit ſcharfer Lauge, oder Kalkwaſſer ausgewaſchen, und hat man nicht gleich Lauge, ſo thut man Aſche in lauwarmes Waſſer und reibt ſie damit aus. Nachher muß die Wunde ſo lange wie möglich, wenigſtens bis in die achte Woche, offen und im Schwären erhalten werden, welches ein Wundarzt beſorgen muß. Wenn aber, fuhr er fort, das Gift ſchon ins Blut übergegangen iſt: ſo iſt bis jezt die Wolfskirſche oder Tollkirſche, (welche in dieſem Büchlein weiter hinten abgebildet iſt,) als das beſte Mittel befunden worden.

Man ſammelt die Wurzeln, wenn ſie zwey bis dreyjährig ſind, vor der Blüthe, wäſcht ſie in kaltem Waſſer, puzt die Faſern ab, ſpaltet ſie und trocknet ſie auf einem

einem luftigen Boden. Wenn ſie ganz trocken ſind werden ſie geraſpelt, im Mörſer geſtoßen und geſiebt Dieſes Pulver läßt ſich in einem mit einer feuchten Blaſe zugemachten Glaſe bis ins dritte Jahr gut erhalten. Die Blätter bricht man ebenfalls vor der Blüthe ab, und trocknet ſie auf Weidenflechten auf einem luftigen Boden, und kann ſie in bedeckten Fäßchen zwey Jahre lang gut erhalten. Zwey Gran, (ein Gran iſt ſo viel als ein Gerſtenkorn ſchwer,) von der gepülverten Wurzel, thun ſo viel, als vier Gran von den Blättern. Von jenem giebt man Säuglingen 1 Gran, größern Kindern 3 bis 6 Gran und Erwachſenen 8 bis 12 Gran. Die Cur damit muß aber dem Arzt überlaſſen werden. Jedoch iſt es gut, wenn in jedem Dorfe immer ein Vorrath von dem Wurzelpulver und von den Blättern vorhanden iſt, um es in Nothfällen und auch fürs Vieh zu brauchen.

43.

Von Ottern, Kröten, Spinnen, Bienen, Weſpen und andern Thieren, welche dem Menſchen durch Biſſe oder Stiche ſchaden und beſchwerlich ſind.

Der Thiere Biß und Stich ſoll dich vorſichtig machen:
Die Vorſicht nützt dir dann zu vielen andern Sachen.

Die Ottern, Vipern oder Nattern, welche braungrau ausſehen, mit einem ſchwarzen Streif auf dem Rücken, haben in der obern Kinnlade zwey lange und ſpitzige Zähne, welche inwendig hohl ſind, und unter denſelben ſind Bläschen voller Gift, welches in die Wunde dringt, wenn ſie im Zorn mit dieſen Zähnen beißen. Davon wird der Verwundete bald bleichgelb, ſchwillt in wenig Stunden ſehr auf, bekommt kalte Glieder, heftiges Erbrechen, und was er ausbricht, iſt

alles gelb; endlich folgen Zuckungen und der Tod, wofern nicht bald die rechten Mittel gebraucht werden.

Wenn du alſo in das Bein oder den Arm von einer Otter gebiſſen wirſt: ſo nimm das Strumpfband, oder ſonſt ein Band, oder einen Bindfaden, und binde ſo geſchwind als möglich das verletzte Glied etliche Daumen breit über der Wunde ſo feſt, als du es nur leiden kannſt. Darauf nimm friſche Rinde und Laub von Eſchen oder Hollunder, quetſche es, und belege das Glied unterhalb des Bandes rund um damit, und umwickle es mit einem Tuch, daß es feſt bleibt. Reiſſe lieber ſogleich ein Stück vom Hemd, wenn du kein anderes Tuch haſt. Sind keine Eſchen- oder Hollunderbäume in der Nähe, ſo nimm friſch ausgegrabene Erde und ſchlage ſie um das Glied. Gehe ſogleich nach Hauſe und trinke Thee von Eſchen- oder Hollunder-Rinde, und laß eiligſt den Wundarzt holen, und laß ihm ſagen, daß er flüchtigen Salmiak-Spiritus und Schröpfköpfe mit bringe. Er muß nähmlich das Blut mit Schröpfköpfen aus der Wunde ziehen, und dazu die Wunde größer machen, wenn ſie ſo klein iſt, daß kein Blut fließt. Alsdann muß er Salmiak-Spiritus mit etwas Baumöhl oder Waſſer vermiſcht hinein tröpfeln und eine damit angefeuchtete Beuſche darauf legen. Das ganze Glied wird darauf über ein wenig Kohlenfeuer lange mit Baumöhl gerieben, und die Wunde über die Beuſche her mit gequetſchten Eſchen- oder Hollunderblättern und Rinde verbunden. Innerlich nimm, nach dem Alter, von 3 bis zu 5 Tropfen Salmiak-Spiritus in einem halben Glas Waſſer ein, und wiederhohle dieſes alle 3 Stunden, und noch öfter, wenn ſich die Zufälle verſchlimmern. Iſt kein Wundarzt zu haben, ſo ſtreue man bald etlichemahl Schießpulver auf die Wunde und zünde es an, und trinke von Zeit zu Zeit etliche Löffel voll Baumöhl.

Das

Das Band wird wieder losgemacht, wenn die Wunde ordentlich beſorgt iſt.

Die Ottern beißen aber nicht eher, als wenn man unverſehens auf ſie tritt, oder ſie ſonſt erzürnet. Sie ſind auch weiter nicht giftig, auſſer den beyden Giftzähnen, und man kocht Kraftbrühen aus denſelben für gewiſſe Krankheiten. Die Ringel-Natter oder Waſſerſchlange, welche ein gelbweißes Halsband hat, und ſo auch die Blindſchleiche oder Bruchſchlange, die man mit einem dünnen Stecken in Stücken zerſchlagen kann, beißen nicht und haben kein Gift.

Beſpritzt dich eine Kröte: ſo waſche das Fleck gleich mit Urin oder mit Salzwaſſer, das iſt, Waſſer, worinne ſo viel Salz zergangen iſt, als darinne zergehen will. Hernach koche Hollunderblüthen oder Kamillenblumen in Waſſer, feuchte damit einen Lappen fleißig an, und lege ihn auf die Stelle oder reibe ſie mit Oehl. Sonſt ſind die Kröten eben nicht giftig, außer der Feuchtigkeit, die ſie im Zorn aus ihren Warzen ſpritzen.

Die Spinnen, Kanker, ſind nicht ſo giftig, daß man ſich davor zu fürchten braucht. Wenn dich eine geſtochen hat: ſo bade das verletzte Fleck nur in Milch. Wer eine Spinne unverſehens verſchluckt hat, und ſich davor eckelt, muß ein Brechmittel nehmen, und wenn es gewirkt hat, 4 bis 6 Tropfen Salmiak-Spiritus in Waſſer.

Die Bienen, Immen, ſind ſehr gefährliche Thierchen, wenn man ſie erzürnt. Im Jahr 1770 fuhren fünf Wagen von Noſtiz in der Oberlauſitz mit Hafer nach Bernſtadt. In Biſchdorf, eine halbe Stunde von Bernſtadt, gieng der Weg bey einem Bauerhauſe vorbey, an deſſen Wand ziemlich nahe am Wege, aber doch etwas hoch, acht Bienenſtöcke ſtanden. Der Weg war ſchlecht, und als der erſte Wagen, der 4ſpännig

 war,

war, eben bey dem Bienenhauſe ſtecken blieb: trieb der Fuhrmann die vordern Pferde ſo ſtark an, das eins davon auf den hohen Rand ſprang, und einen Bienenſtock umſtieß. Darüber wurden die Bienen nicht allein in dieſem, ſondern auch in den übrigen Stöcken dergeſtalt erzürnt, daß ſie über das Pferd herfielen und es zerſtachen, daß es umfiel und zwey Stunden darauf krepirte. Der Fuhrmann nahm Zweige und wollte ſie damit verjagen: dadurch reizte er ſie gegen ſich ſelbſt, daß ſie ihn am Kopf, im Geſicht und am ganzen Leibe ſo arg ſtachen, daß er nach **Bernſtadt** gefahren werden mußte. Doch wurde er durch Hülfe des Arztes wieder hergeſtellt. Die übrigen Fuhrleute und Pferde bekamen auch mehrere Stiche und die Bienen ſchwärmten weit und breit herum, und ſtachen, was ihnen in den Weg kam. Darüber büßte der Bauer vier Stöcke ein, die zu Grunde giengen, und man lernt daraus, daß ein Bienenſtand nicht nahe an einem gangbaren Wege ſeyn, und daß man dieſe nützlichen und fleißigen Thierchen nicht in ihrer Wohnung verunruhigen muß. Wider ihren Stich iſt es am beſten, gleich den Stachel aus der Wunde zu ziehen, und friſche feuchte Erde oder warmen Urin aufzulegen, oder Ohrenſchmalz einzureiben. So macht man es auch, wenn man von **Weſpen** oder **Horniſſen** geſtochen wird.

Iſt ein ſolcher Stich inwendig im Halſe, ſo miſche Honig, Oehl und Eſſig in einer Taſſe unter einander und verſchlucke es Löffelweis.

Willſt du von **Mücken**= und **Schnacken**=Stichen keine Beulen haben, ſo reibe die Stelle bald mit Baumöhl.

Wenn dir ein **Ohrwurm** oder ein anderes Ungeziefer ins Ohr kriecht und du empfindeſt plötzlich Schmerzen darinne: ſo lege dich auf die andere Seite und laß dir ein wenig Baumöhl, Brandtwein oder Eſſig, was

am

am geſchwindeſten bey der Hand iſt, ins Ohr gießen, wo das Thier ſteckt, und darauf das Ohr mit Baumwolle, oder ausgezupfter Leinwand zuſtopfen. Der Stöpfel muß aber mit einem Faden umwickelt ſeyn, daß man ihn wieder herausziehen kann. Nach etlichen Stunden mache das Ohr wieder auf, und verſuche den Wurm mit einem Ohrlöffel ſacht heraus zu hohlen.

44. Vom Behexen, Zaubern, Vergiften; auch vom Drachen, den Irrlichtern und Sternſchnuppen.

Solch Narrenſpiel läßt Gott nicht in der Welt geſchehen.
Sagt, wer von euch hat es gehöret und geſehen?
Und doch glaubt ihr ſolch Zeug, das Einfalt ausgeheckt,
Und doch ſonſt nirgends, als in euren Köpfen ſteckt?

Es überfallen die Menſchen zuweilen Krankheiten und Zufälle, von denen man die Urſache nicht ergründen kann, oder die ſehr wunderlich ſind. Auch machen ſich manche Kranke allerhand Einbildungen: wie z. E. einer

einer geglaubt, er ſey von Glas; ein anderer, er habe eine Katze, eine Maus, ein Knaul Zwirn und dergleichen im Leibe. Bey Kindern geſchieht es oft, daß ſie viel eſſen und doch nicht zunehmen: woran meiſtentheils die Würmer ſchuld ſind. Eben ſo verliert auch zuweilen eine Kuh auf einmahl die Milch, wenn ſie ſchädliche Kräuter frißt; oder Pferde fallen plötzlich, wenn ſie von unverſtändigen Knechten verwahrloſet werden. In ſolchen Fällen meynen einfältige Leute: es werde dem kranken Menſchen oder Vieh von böſen Leuten oder Hexen und Zauberern etwas angethan, das iſt, ſolche Leute brächten durch Hülfe des Teufels dieſe Zufälle zu Wege. Nun giebt es liſtige Leute, welche ſich die Gelegenheit zu Nutze machen und ſagen: ſie könnten davor thun, oder die Hexerey wieder vertreiben. Sie geben nähmlich dem Kranken gute Kräuter ein, oder machen nur allerhand Poſſen, welche nicht helfen und nicht ſchaden. Wenn nun unterdeſſen die Natur ſich ſelbſt hilft, ſo heißt es, der oder die hat davor gethan: und ſo kommen ſolche liſtige Leute in den Ruf, als wären ſie Meiſter über die Hexen und den Satan ſelbſt, und laſſen ſich ihre Künſte von den betrogenen Bauersleuten tüchtig bezahlen. Und dieſer Glaube an Hexen, Druden und wie die Dinger heiſſen, thut oft noch großen Schaden; indem ein Menſch den andern darüber verläumdet und daß ſchwere Feindſchaften, Proceſſe, ja wohl Mord und Todſchlag daraus entſtehen. Er ſtammet aber aus dem Heidenthum und Judenthum her, und beruht auf lauter Lügen und Betrug. Es giebt nähmlich gewiſſe Kräuter, welche den Menſchen betäuben, daß er in einen tiefen Schlaf fällt und in dem Schlafe ſo lebhafte Träume hat, als ob alles wahr wäre. Nun gab es vor alten Zeiten Betrüger, welche ſolche Kräuter kannten. Wenn dieſe eine Frau zur Wolluſt verführen, oder ums Geld bringen wollten, und nicht anders an ſie kommen

kon=

konnten: ſo ſchwatzten ſie ihr von der Zauberey vor, wie man dadurch reich werden und alles erlangen und zu Stande bringen könne, was man nur wolle. Bekamen die Weiber Luſt, ſo erzählten ſie ihnen, wie es dabey hergieng: daß man ſich dem Teufel verſchreiben müſſe; daß man alsdann umgetauft werde und dabey einen Pathen bekomme; daß hernach jede Hexe einen Geiſt zum Bräutigam, und jeder Hexenmeiſter ein Geiſtin zur Braut bekomme; daß auf **Walpurgis** die ganze Hexenzunft einen prächtigen Schmaus mit Muſik und Tanz auf dem **Blocksberge** halte, und dergleichen albernes Zeug mehr. Auf Verlangen nannten ſie auch wohl dieſe und jene von den Bekannten eines ſolchen einfältigen Weibes, als wären ſie Hexen. Wenn nun der **Walpurgis-Abend** kam: ſo gaben ſie ihr eine von ſolchen Kräutern, welche machen, daß man lebhaft träumt, verfertigte Salbe, womit ſie ſich ſchmieren mußte. Weil man aber gemeiniglich von ſolchen Dingen träumt, wovon man vorher viel ſpricht: ſo kam der Frau die Teufelshiſtorie im Traume wieder vor. Da dünkte es ihr, ſie ritt auf einem Beſen oder einer Ofengabel durch die Luft, und tanzte auf dem **Blocksberge**, wo der Teufel in Bocksgeſtalt erſchien. Erwachte ſie nun wieder: ſo vermeynte ſie, es ſey alles wahr geweſen, erzählte dieſer und jener Bekanntin, die ſie auf der Teufelshochzeit geſehen haben wollte, wie alles zugegangen ſey, und gab ihr auch von der Hexenſalbe. Die träumte dann auch ſolches albernes Zeug, und glaubte es, und ſo giengs fort, daß manchmal die meiſten Weiber in einem Dorfe für Hexen gehalten wurden, und daß manche es ſelbſt glaubten. Und dieſer falſche Glaube gieng darauf von einem Orte zum andern immer weiter. Weil nun bey dieſem Aberglauben der Nahme Gottes und die heilige Religion oft ſchändlich gemißbraucht wurde: ſo ließen die hohen Obrigkeiten die angeblichen Hexen und Hexen-

 meiſter-

meiſter lebendig verbrennen. Wenn daher eine ſolche unglückliche Perſon in den Verdacht kam, daß ſie eine Hexe ſey, ſo marterte man ſie auf der Tortur ſo lange, bis ſie ſagte: Ja, ſie wäre eine. Dann wurde ſie wieder gemartert, bis ſie ihre Bekanndten angab, die mit ihr auf dem Teufels-Schmaus geweſen ſeyn ſollten. Da nannte denn die arme Gemarterte in der Angſt eine Menge Leute, die ihr eben einfielen. Dieſe wurden auch gefangen genommen und gemartert, bis ſie ſich ſchuldig bekannten, um nur von der Marter durch den Tod erlöſt zu werden: und dann giengs mit ihnen allen auf den Scheiterhaufen. Eine und die andere Frau, welche die Hexenſalbe gebraucht hatte, ſagte auch wohl ohne Marter aus, was die Richter wiſſen wollten, und beſtärkte dieſe in der Einbildung, daß etwas wahres daran ſey. Auf ſolche Art hat man wegen dieſer grundfalſchen und lächerlichen Meynung von Teufelsbündniſſen und Hexen, vor alten Zeiten viele Tauſend unſchuldiger Menſchen gequält und ums Leben gebracht. Nun nehmen aber die Gerichte, Gott ſey Lob und Dank! gar keine Klage wegen Hexerey mehr an: ſondern ſtrafen vielmehr denjenigen, der jemand derſelben beſchuldiget, als einen Verläumder. Denn man weiß ganz gewiß, daß es keine wirkliche Hexen giebt: ob es gleich allerhand geheime natürliche Mittel giebt, Menſchen und Vieh krank zu machen, oder ſonſt Schaden anzurichten.

Die Erzählung vom **feurigen Drachen**, den man auch **Martin** oder **Steppchen** nennt, und der zuweilen zum Schornſtein hinein fliegen und ſeinen guten Freunden Speck, Eyer, Käſe und dergl. bringen ſoll, iſt ein albernes Kinder-Mährchen. Denn die Feuer-Klumpen oder Kugeln, die man bisweilen fliegen ſieht, beſtehen aus fetten Dünſten, die aus der Erde aufſteigen, und ſich in der Luft entzünden. Da ſie nun dem

Luft-

Luftzuge nach gehen, ſo kann es wohl treffen, daß ſie zu einem Schornſteine hinein fahren, wo immer ein Luftzug iſt, und daſelbſt verlöſchen. Eben ſo iſt es auch mit den Irrlichtern, Irrwiſchen (feurigen Männern) oder Tückeboten beſchaffen. Dieß ſind Dünſte, welche ſich nahe an der Erde entzünden. Macht man ihnen entgegen eine Bewegung in der Luft durch Schreyen, Hauen mit der Peitſche oder Laufen; ſo zerſtreuen ſie ſich: flieht man aber vor ihnen; ſo entſteht ein Luftzug von ihnen abwärts, dem ſie nachfolgen müſſen: Und ſo kann ein Furchtſamer leicht darüber aus dem Wege kommen. Die ſogenannten Sternſchnuppen (Sternputzen) ſind keine Abgänge vom Sternenlicht, welche herunter fallen: ſondern eben ſolche fette Dünſte, die ſich oben in unſrer Luft entzünden und wie Schwärmer ſeitwärts niederfahren. Alle dieſe Lufterſcheinungen gehen natürlich zu, und der Teufel hat nichts dabey zu thun: ſondern es ſind von Gott geordnete Veränderungen in der Luft, wie Nebel, Regen und Donnerwetter.

45.
Von Gewittern, und wie man ſich dabey verhalten ſoll.

Gott zürnet nicht mit uns in ſchweren Ungewittern;
Er thut uns wohl dadurch: was ſollten wir denn zittern,
Wenn Stürme brauſen und in ſchöner Pracht
Die Blitze leuchten und der Donner kracht?

Wenn man ein Stück Agtſtein, (Bernſtein), oder Siegellack auf wollenem Zeuge reibt, ſo zieht es leichte Sachen, als Pflaumfedern, kleine Stückchen Papier und dergleichen an ſich, daß ſie darauf zu fliegen und ein Weilchen daran hängen bleiben: und reibt man unterdeſſen ein anderes Stück Siegellack, ſo bläſet dieſes die

die Papierchen von ſich weg, welche das erſte an ſich zog. Dieſes kann jeder ſelbſt probiren. Ein großes Stück Siegellack, auch ganzer Schwefel, Pech, oder Glas, auch ſogar gedörrtes Holz, zieht noch ſtärker an ſich, wenn es gerieben wird, und wenn man es anrührt, fahren kniſternde Feuerfunken heraus. Eben ſolche Funken fahren aus den Haaren einer Katze, der man den Buckel ſtreicht, wie man es im Dunkeln deutlich ſehen kann. Jenes Anziehen und Wegſtoßen und dieſe Funken kommen von einer beſondern Art von Feuer her, welches man das **elektriſche Feuer** nennt. Manche Dinge, z. E. Pech, Siegellack, Schwefel, und Glas, haben davon ſehr viel in ſich: dagegen Eiſen, Kupfer und andere Metalle, auch das Waſſer und die Luft ſehr wenig in ſich haben. Nun hat dieſes **elektriſche Feuer** die beſondere Eigenſchaft, daß wenn viel davon in einem Dinge beyſammen iſt, und ſolches kommt einem andern, worinne wenig oder nichts iſt, nahe: ſo fährt das überflüßige hinüber in das leere; und wenn es dabey einen Sprung thun muß, ſo giebt es ein Flämmchen mit einem Stoß und Knall, wie wenn Schießpulver abgebrannt wird. Ferner geht dieſes Feuer, wenn es in Bewegung iſt, gern aus andern Dingen in ſpitziges Metall hinüber, und läuft ſchnell durch das Metall durch, ſo lange es währt; ſo daß es ſich durch Stangen oder Ketten von Eiſen oder andern Metall leiten läßt, wohin man will. Dieſe Eigenſchaften hat man durch beſondere Maſchinen erkannt, welche dazu erfunden worden, die Natur dieſes Feuers zu erforſchen, und die man **Elektriſir-Maſchinen** nennt. Wer irgend Gelegenheit hat, eine ſolche zu ſehen, der gehe gern ein Paar Stunden darnach: es wird ihn nicht gereuen, ſo wunderbare Kunſtſtücke werden damit gemacht. Der größte Nutze dieſer Maſchinen iſt aber der: daß man durch die damit angeſtellten Proben erfahren hat, daß ein ſolches **elektriſches Feuer**

überall in der ganzen Welt und in allen Dingen vorhanhanden iſt, ob man es gleich nicht ſieht, und daß daſſelbe von Gott dazu erſchaffen iſt, die Fruchtbarkeit der Erde und die Geſundheit der Menſchen und Thiere zu befördern. Man hat auch entdeckt, daß dieſes Feuer, eben ſo wie das Waſſer, immer im Gleichgewicht zu ſchweben ſucht, und dahinwärts ſtröhmt, wo es Raum findet: und dadurch iſt man dahinter gekommen, wie die Gewitter entſtehen und beſchaffen ſind. Das **elektriſche Feuer** ſammelt ſich nähmlich gern in den Wolken: weil die Wolken feuchte Dünſte ſind, die für ſich wenig davon haben. Iſt nun eine Wolke damit angefüllt, ſo bekommt ſie davon die Eigenſchaft, daß ſie andere kleine und leichtere Wolken an ſich zieht. Wenn ihr nun ſolche nahe kommen, ſo fährt das Feuer ſchnell in ſie hinein und giebt eine Flamme und einen Knall, welches wir **Blitz und Donner** nennen. Die Flamme ſpringt dann von einer ſolchen Wolke zur andern: darum ſehen manche Blitze von fern aus, als liefen ſie im Zickzack weiter fort. Das Echo, oder der Wiederhall iſt Urſache, daß der Donner bey jedem Schlage vielmahl ſchallt, als ob in den Wolken etwas fortrollte, da doch allemahl nur ein einziger Knall geſchieht. Die Gewitterwolken ſenken ſich aber auch zuweilen nach der Erde zu, und da fahren die Blitze gerade herunter und **ſchlagen ein**, wie mans nennt. Dieſes thut nähmlich der Blitz, nicht der Donner, welcher ein bloßer Schall iſt, der hinten nach kommt. Das **Einſchlagen** geſchieht auch nicht durch herunter gefallene ſpitzige Steine, dergleichen man zuweilen im Felde findet: denn ſolche Steine ſind von unſern Vorfahren, zu der Zeit, da man Eiſen und Stahl noch nicht kannte, als Aexte und Beile gebraucht, und dazu ſo ſcharf geſchliffen worden. Sondern das Einſchlagen geſchieht, wenn das aus der Wolke heraus fahrende elektriſche Feuer einen Sprung thut nach dem Orte,

wo

wo es ſich hin ergießt. Da giebt es einen Funken und einen Stoß und Knall, wie man man mit der Elektriſir-Maſchine dergleichen hervorbringt: nur mit dem Unterſchiede, daß die Flamme und der Schlag beym Gewitter viel ſtärker iſt; ſowohl wegen der großen Menge des elektriſchen Feuers in der Wolke, als auch weil eine beſondere Art von Luft ſich in den Wolken ſammelt, die ſich entzündet und losplatzt, wie Salpeter oder Schießpulver, ſo daß dadurch Häuſer in Brand geſteckt und zerſchmettert und Menſchen und Thiere getödtet werden können. Die heftige Erſchütterung, welche dabey in der Luft geſchieht und das mit dem Gewitter-Regen in die Erde herabkommende elektriſche Weſen ſelbſt, welches man oft in den Tropfen ordentlich funkeln ſieht, macht aber die Erde fruchtbar und erquicket Vieh und Menſchen; wie Jedermann nach einem Gewitter an ſich ſelbſt ſpühren kann. Wenn daher in mehrern Jahren keine Gewitter wären, würde die Erde bald nichts mehr zur Reife bringen, und ein ungeſunder Wohnplatz für uns werden. Die Gewitter ſind alſo eine Wohlthat von Gott, wie Thau und Regen, und wir ſollten ihm für jedes billig danken; wenn auch einiger Schade dadurch geſchehen wäre. Wer hingegen meynt, der Vater im Himmel zürne mit den Menſchen, und wolle ſie in Furcht jagen oder gar ſtrafen durch die ſchönen Blitze und den prächtigen Donner: der kennt dem Vater im Himmel nicht. Wenn auch einmahl ein Menſch vom Blitz erſchlagen wird, welches doch ſehr ſelten geſchieht: ſo muß man denken, daß die beſte Stunde zum Sterben für dieſen Menſchen eben gekommen war. Und wenn er den Blitz nicht ſelbſt durch Unvorſichtigkeit auf ſich gezogen, und vorher rechtſchaffen und chriſtlich gelebt hat: ſo giebt es faſt keine ſchönere Todesart, als dieſe. Denn man iſt dabey gewiß, daß der Verſtorbene nicht ſelbſt Schuld daran geweſen, und er verſcheidet ohne

Schmer-

Schmerzen ſo ſchnell, daß er nicht weiß, wie ihm geſchieht. Vernünftiger Weiſe ſollte man daher einen ſolchen Tod eher für eine beſondere Gnade Gottes, als für ein Strafgericht halten. Oft ſind aber die vom Blitz getroffenen Perſonen nicht wirklich todt, ſondern nur betäubt. Man muß es daher mit allen eben auf dieſelbe Art machen, wie mit Erſtickten, nach S. 304-311. dieſes Büchleins.

Folgende **Vorſichtsregeln** ſind bey Gewittern zu beobachten, wenn man den Blitz nicht ſelbſt auf ſich locken will.

1) Wenn du im Felde oder unter Weges biſt, und es kommt ein Gewitter, ſo ſuche ja nicht Schutz unter einem Baume. Das elektriſche Feuer fährt allezeit aus der Wolke am liebſten nach hohen Dingen, als Bäumen, Thürmen und hohen Gebäuden, und an dieſen läuft es hinunter, bis in die Erde. Darum iſt es ſehr gefährlich, unter Bäumen zu ſtehen, und man thut beſſer, ſich vom Regen durchnäſſen zu laſſen und etwa 8 Schritte weit von einem Baume ſtehen zu bleiben. Iſt gar kein Baum und ſonſt nichts hohes in der Gegend, und die Gewitterwolke iſt gerade über dir: ſo lege dich platt auf den Boden hin. Biſt du zu Pferde, oder mit einem Wagen im Felde: ſo ſiehe, wie du die Pferde etwa anbindeſt, und ſtelle dich 8 Schritte weit davon, wenn nähmlich das Gewitter ſchon gerade über dir iſt; ſonſt jage lieber nach dem nächſten Dorfe, ehe es ſo nahe kommt.

2) Zu Hauſe ſetze oder ſtelle dich während des Gewitters an keine Wand, keinen Schornſtein, Ofen und dergleichen; auch nicht in die Hausthür: ſondern in die Mitte der Stube, und noch lieber in die Hausflur (in den Tennen, Hausährn.) Die Fenſter laß offen, und wenn der Regen dieſes verwehrt, wenigſtens die Stubenthür: damit du nicht vom Dunſt erſtickeſt, wenn es einſchlagen ſollte. Haſt du viel Metall an dir, z. E. metallene Knöpfe und dergleichen, ſo lege es ab.

3) Mache kein Feuer an: weil der aufſteigende Rauch den Blitz leiten könnte, daß er das Haus träfe.

4) Solche Vorſicht iſt nicht nöthig, und man braucht ſich gar nicht zu fürchten, wenn das Gewitter nicht ſehr nahe iſt. Man kann aber wiſſen, wie weit es entfernt iſt,

wenn

wenn man Acht hat, wie bald der Knall hinter den Bliz drein kommt. Wenn man dazwiſchen noch 6 bis 10 Pulsſchläge zählen kann: ſo iſt der Ort, wo die Gewitterwolke das elektriſche Feuer von ſich giebt, noch eine halbe Stunde entfernt, und es hat keine Gefahr. Geſchieht aber Bliz und Schlag eher hinter einander: ſo iſt Vorſicht nöthig.

Die Gebäude zu verwahren, daß der Bliz keinen Schaden daran thue, hat **Benjamin Franklin** die **Bliz-Ableiter** erfunden. Dieſe beſtehen aus einer eiſernen Stange mit ſcharfen vergoldeten oder kupfernen Spitzen, welche auf dem Forſt des Daches oder auf der Thurm-Spitze aufgerichtet wird. Ans Ende dieſer Stange wird ein kupferner Streif oder Draht angenietet, der auswendig am Gebäude herunter geht, bis in die Erde. Wenn nun eine Gewitter-Wolke eben über dem Hauſe ihr elektriſches Weſen ausgießt: ſo fließt es gleichſam an dem Metall ſacht herunter bis in die Erde, und thut dem Gebäude keinen Schaden. Mehr als hundert Exempel haben es klärlich dargethan, daß ſich dieſes ſo verhält, und es ſind ſchon ſehr viele Thürme, Kirchen und Schlöſſer mit ſolchen Bliz-Ableitern verſehen; ja der **Durchlauchtige Churfürſt von Sachſen** hat ſogar verordnet, daß künftig kein neues Haus ohne Ableiter gebaut werden ſoll, und er iſt ſo gnädig, daß er den Unterthanen einen Zuſchuß aus ſeiner Bau-Kaſſe dazu giebt. Dieſe Erfindung iſt ein gar ſchönes Exempel davon, daß es auf der Erde **immer beſſer** mit den Menſchen wird und werden muß, wenn ſie ihren Verſtand immer mehr gebrauchen. Vor hundert Jahren hätte man noch nicht geglaubt, daß es möglich wäre, den Schaden der Gewitter abzuwenden, und nur das Gute anzunehmen, das uns Gott durch ſie erweiſet.

Ein Bauernhaus, welches hoch liegt, vor dem Blitze zu verwahren, iſt es wohl am beſten, nahe dabey

bey einen hohen Baum zu pflanzen, der weit darüber hinaus ragt. Dieſer thut faſt dieſelben Dienſte, wie ein metallener Ableiter. Unſere guten Vorfahren haben daher wohl gethan, daß ſie in den Dörfern hier und da ſo ſchöne Linden angepflanzt haben: ob ſie gleich noch nicht wußten, daß dieſe Bäume die umſtehenden Häuſer vor dem Blitze ſichern.

Das ſogenannte **Wetterleuchten** iſt ein ſchwacher Blitz, ohne Schlag und Knall. Es kommt aber von eben dem **elektriſchen Feuer**, wie die rechten Gewitter. Vermuthlich bringt dieſes Feuer im Winter auch das ſchöne **Nordlicht** zu Wege; indem es die Dünſte in der obern Luft, welche zu Eis-Staub gefrieren, in Bewegung bringt, daß das Sternen- und Mondenlicht in den kleinen Eis-Spiegeln gefärbt erſcheint, wie es beym Regenbogen mit dem Sonnenlicht in den Regentropfen geſchiehet. Ein ſolches **Nordlicht** bedeutet nichts weiter, als daß Gott, der es gemacht hat, alles ſehr ſchön und herrlich einrichtet.

46.
Von Abwendung der Hungersnoth, nebſt einigen Rathſchlägen, wie man ſich in Mißjahren helfen ſoll.

Im Ueberfluß denk an die Noth!
Und kommt ſie doch; ſo trau auf Gott!
Er nährt dich auch wohl ohne Brod.

Der liebe Gott hat uns nicht dazu erſchaffen, daß wir alle Tage **gut** eſſen und trinken ſollen: ſondern er giebt uns täglich Speiſe und Trank, damit wir **leben**, und ſo lange wir leben, **immer beſſer werden** mögen. Und eben deswegen läßt er auch zuweilen Mißjahre und Theurung kommen. Denn in ſolchen Fällen ſinnen wir fleißig nach, wie ſich jeder

helfen will, dieß macht uns klüger; wer etwas übrig hat, theilt es ſeinem armen Nächſten mit, dadurch werden wir gutthätiger, und in der Noth betet jeder gern zu Gott, das macht uns frömmer. Gott meynts daher auch in Mißjahren gut mit uns. Hier folgen einige Rathſchläge, wie man ſich in ſolchen helfen kann.

Das beſte Mittel, der Hungersnoth zuvorzukommen, iſt dieſes: daß jeder Hausvater ſich, wie **Wilhelm Denker**, befleißige, immer auf Ein Jahr und drüber Vorrath zu haben. In Dörfern, die in waldigen Gegenden liegen und nicht genug Getraide zeugen, hält dieſes freylich ſchwer: aber **Noth macht klug.** Als in **Beckmannshauſen** die große Theurung im Jahr 1771. und das darauf entſtandene Sterben 1772. überſtanden war, ſprachen die Einwohner oft unter einander davon: ob man nicht für die Zukunft einem ſolchen Unglücke vorbauen könne? Ein Vorſteher überlegte dieſes recht und kam auf den Gedanken: daß man wohl einen Theil der Kirchen-Capitalien dazu anwenden könne, Getraide aufzuſchütten; indem der Vortheil vom Verkauf die Zinſen reichlich abwerfen würde. Er ſprach mit mehrern davon, und der Vorſchlag gefiel ihnen nicht übel. "Aber, ſagte einer, wo ſoll denn der Getraide-Vorrath bleiben, da wir keinen Kornboden im Dorfe haben, wo Raum dazu wäre?" Der Vorſteher antwortete darauf: dieſer Schwierigkeit iſt abzuhelfen. Auf unſrer Kirche läßt ſich leicht ein Kornboden anlegen, dergleichen weit und breit keiner zu finden iſt; zumahl da ſie ſo hoch und luftig liegt. "Ey ſchämt euch! ſchrien alle: das geht nun und nimmermehr nicht an, daß man das Gotteshaus zu einem Kornboden mache!" Der Vorſteher ließ ſich aber dadurch nicht irren, ſondern fuhr fort: Ihr lieben Leute wißt doch, daß vor zwey Jahren der

Storch auf das Kirchdach geniſtet hatte, und wir ſahen unſre Freude daran, wie er ſeine Jungen auffütterte? Auch verwehren wirs ja den Schwalben nicht, wenn ſie ihre Neſter an der Kirchmauer herum kleben, und Schutz vor Wind und Wetter da ſuchen. Warum ſollte es nun nicht recht ſeyn, den Kirchboden, der zum Gottesdienſt nicht gebraucht wird, dazu anzuwenden, daß wir uns und unſre Kinder vor Hungersnoth ſchützen? Hat doch Chriſtus der Herr ſelbſt ſeine h. Apoſtel auch am Sabbath lieber Aehren ausraufen, als hungern laſſen, und hat in der Wüſte fünf Brodte ſo geſegnet, daß 4000 Mann davon ſatt worden ſind: weil er nicht haben wollte, daß die Leute Hunger litten! Ich denke der liebe Gott wird es gewiß gern ſehen, wenn wir unten in der Kirche zu ihm beten, und oben drauf liegt gleich der Fruchtſegen, der uns vor Noth ſchützt. Wenn es denn zuweilen im Frühjahr gefährlich um die Saat ausſieht, ſo brauchen wir nicht zu verzagen, und wenn einmahl ein Hagelwetter unſer Bischen Feld verheert: ſo können wir deſto aufrichtiger ſagen: **Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Nahme des Herrn ſey gelobet!** Dieſe Rede des Vorſtehers gieng den übrigen Leuten ſo zu Herzen, daß ſie die Hände dabey falteten und meynten: ja es gienge von Gottes wegen wohl an, daß ſie oben auf der Kirche ein **Gemeines Noth-Magazin** anlegten; wenn nur die **Hochfürſtl. geiſtl. Regierung** und der Herr **Amtmann** nichts dagegen hätten. Sie ſprachen darauf mit dem Pfarrherrn von der Sache, und gaben endlich den Vorſchlag bey ihrer Obrigkeit ein. Dieſe bewilligte ihn und machte eine ſolche Verordnung darüber, daß das Kirchen-Vermögen nicht dabey in Gefahr kommen konnte. So kam die Sache zu Stande und die Kirche profitirte dabey; indem der Schulmeiſter, unter Aufſicht der Kirchen-

Vorſteher, gegen ein kleines Accidenz den Einkauf und Verkauf beſorgte, und als ein geſchickter Rechenmeiſter accurat ausrechnete: wie theuer die Kirche verkaufen müſſe, um die Zinſen von ihrem Capital, ſo wie auch den Verluſt, der durchs Eintrocknen an der Frucht geſchiehet, heraus zu bringen.

In Mißjahren ſieht man offenbar, wie nützlich es iſt, nach Nro. 3. 4. 5. und 12. dieſes Büchleins, ſich nicht blos an den Getraidebau zu halten, ſondern auch Obſt und vielerley Garten-Gewächſe zu ziehen; damit man, wenn eins ausfällt, ſich am andern erhohlen könne. Wer alſo klug ſeyn will, der thue es!

Gemeiniglich gerathen die Sommerfrüchte deſto beſſer, wenn die Winterſaat verdirbt. Es kommt daher viel darauf an, daß man bey Zeiten umpflüge, und ſich nicht etwa durch das mittelmäßige Anſehen der Saat verführen laſſe, zu lange damit zu zaudern. Wer klug iſt, lernt die Art, wie eine hofnungsvolle Saat beſchaffen ſeyn muß, dadurch erkennen, daß er von Zeit zu Zeit ein Getraide-Pflänzchen ausziehet, und betrachtet, wie es nach und nach wurzelt und ſich beſtaudet. Wann er dieſes recht verſteht, kann er im Frühjahr bald und ſicher wiſſen, ob Hofnung zu einer guten Erndte da ſey, oder nicht, und kann ſich darnach richten.

Eben ſo kann der Schade eines Hagelwetters in der erſten Hälfte des Sommers noch zum Theil erſetzt werden, wenn man ſich ſogleich nach der Beſichtigung entſchließt, umzupflügen, und nachdem die Zeit iſt, noch Gerſte, Flachs, Rüben, und dergleichen zu beſtellen. Oft verſäumt man dieſes durch bloßes Zaudern, oder weil man die Beſchaffenheit der niedergeſchlagenen Halme nicht verſteht, ob ſie ſich wohl wieder aufrichten können, oder ob noch ſo viele unverletzt ſind, daß es vortheilhafter iſt, ſie ſtehen zu laſſen, als umzupflügen.

Wenn zuweilen in der Erndtezeit ſo anhaltendes Regenwetter einfällt, daß man das Getraide nicht vom Felde wegbringen kann, ſo erfordert die Noth, es ſo zu machen, wie ein kluger Landwirth in der **Oberpfalz** im Jahre 1771 gethan hat. Dieſer gieng in den Zwiſchenſtunden, wo der Regen nachließ, mit einer hinlänglichen Anzahl von Leuten auf den Acker, ließ das Getraide ſchneiden und auf einer hölzernen Bank die Aehren mit einem ſcharfen Beil oder Hackemeſſer abhauen, ſo daß ſie auf ein darunter ausgebreitetes Tuch fielen. Die Bank und das Tuch wurde den Schnittern nachgetragen, ſo wie ſie im Acker fortrückten. Die abgehauenen Aehren that man in Körbe, Fäſſer oder andere Gefäße, und fuhr ſie nach Hauſe. Hier wurden ſie auf Böden, Tennen und an andern Orten, wo die Luft durchſtreichen konnte, dünn ausgebreitet und oft gewendet, bis ſie trocken wurden. Das auf dem Felde gebliebene Stroh wurde bey beſſerm Wetter, wenn es abgetrocknet war, nachgehohlt, und gieng freylich ein Theil davon verloren.

Manche Aecker haben eine ſolche Lage an Flüſſen und Bächen, daß ſie bey einer großen Dürre, wobey das Getraide in Gefahr kommt, gewäſſert werden können, wie die Wieſen. Wer einen ſolchen Acker hat, der thue es!

Entſteht nun durch einen, oder mehrere der hier beſchriebenen Unglücksfälle wirklich Theurung und Mangel an Brodkorn: ſo muß man doch nicht verzagen, ſondern überlegen, was man anſtatt des Brodes für Nahrungsmittel zu ſich nehmen könne, um das Leben zu erhalten; bis es wieder Brod giebt. Eine ſolche Speiſe iſt z. E. der **Reis**. An einem Pfund Reis können ſich acht Perſonen ſatt eſſen, wenn man es mit 8 Pfund Waſſer anſetzt, es bey gelindem Feuer vier Stunden,

oder noch länger kocht, nnd wenn der Reis quillt, immer noch mehr Waſſer nachgießt.

Wie man ein gutes Kartoffelbrod bereitet, ſteht in dieſem Büchlein Seite 74. In der größten Noth kann man auch Quecken-Wurzeln rein abwaſchen, im Schatten trocknen und klein ſchneiden, wie Korn, hernach im Ofen oder an der Sonne dörren und einen Theil unter drey Theile Korn vermahlen, welches ein geſundes Brod giebt. Vor alten Zeiten, da die Obrigkeiten noch nicht ſo gute Anſtalten machten, als jezt, hat man bey Theurung an manchen Orten feinen Sand, der ſo fein und weiß wie Mehl iſt, unter das Brod gebacken, wovon ſchlimme Krankheiten entſtanden ſind.

Als Gemüſe kann man in theuern Zeiten ohne Gefahr kochen: Junge Brenn-Neſſel-Blätter, Scorzoner Wurzel, Bocksbart oder Haſelwurzel, Cichorien oder Wegwarten, Kümmel-Wurzel, Rapunzeln, Gänſepappel oder Malven-Kraut, Wieſen-Spargel, Sauerampfer und einige andere. Man muß nur kein Kraut verſuchen, daß man nicht als ein unſchädliches kennt.

47.

Von giftigen Wurzeln.

Schwarzes Bilſenkraut.

Iß nichts, daß du nicht kennſt, wenns noch ſo ſüße ſchmeckt:
Weil oft der bittre Tod in ſüßen Wurzeln ſteckt.

In einem Kloſter zu Rheinau im Elſas wurde vor 150 Jahren an einem Abend ein Salat von Wegwartwurzeln oder Cichorien für die Mönche gemacht. Unter dieſe waren aus Verſehen etliche Wurzeln vom ſchwarzen Bilſenkraut genommen worden.

den. Als nun der Pater Küchenmeiſter den Salat auf die Tafel brachte, aßen alle, welche in der Geſellſchaft ſpeiſeten, begierig von den dicken und fetten Wurzeln, dergleichen ſie zuvor nicht geſehen hatten. Weil aber eine große Schüſſel aufgetragen war, ſo blieb auch den Schülern und Schneidern im Kloſter etwas übrig. Bald nach dem Abendeſſen fiengen nun einige Mönche an, über Schwindel im Kopfe, andere über Trockenheit im Munde, andere über Bauchgrimmen und Schmerzen in den Gliedern zu klagen. Einer wollte ſich durch Gurgeln helfen: aber die Zunge war ihm wie gebraten und das Gurgeln half nichts. Nachts um zwölf Uhr, als man ſie zum Gebet weckte, war einer ſchon ſo von Sinnen gekommen, daß man ihm kaum noch die heil. letzte Oehlung und General-Abſolution geben konnte. Die in den Chor gekommen waren, konnten kaum die Augen öfnen, oder leſen. Einer unter ihnen, der vor ſich beten wollte, hielt, als er das Buch öfnete, die Buchſtaben für belebt, und glaubte einen Haufen Ameiſen zu ſehen, welche alle durch einander liefen. Der arme Schneidermeiſter, der den andern Morgen wieder arbeiten wollte, war blinder als ſein Stuhl. Er konnte die Nadel weder einfädeln, noch einen Stich machen, und wenn man ihm einfädelte, ſtach er ſich in die Finger und Knie. Mit dieſen Uebeln kämpften einige bis an den Morgen. Nun wurde ein Arzt gehohlt, und weil dieſer erfuhr, daß die Kranken **Bilſenwurzeln** genoſſen hätten: ſo gab er ihnen Gegengift, wodurch ſie wieder hergeſtellt wurden, bis auf einen, der das Geſicht verlor. Dieſes **ſchwarze Bilſenkraut** nennt man auch **Bilſenſamen, Dollkraut, Schlafkraut, Zigeunerkraut, Rindswurzel, Saubohnen, Teufelsaugen** (hyoſciamus niger L.) — an einem Orte ſo, am andern anders. Es blühet im Julius und Auguſt und ſieht ſo aus, wie es oben vorgeſtellet iſt.

Die

Die Blume iſt blasgelb mit zarten dunkelrothen Adern durchzogen. Das Kraut wird eine Elle hoch, hat überall haarige, auch etwas kleberige Blätter, einen ſtinkenden Geruch und eine lange, dicke, runzelige, auswendig braune und inwendig weiſſe, fette Wurzel. Es wächſt allenthalben im Schutt auf Bauſtellen, Kirchhöfen, an Wegen und Gräben in den Dörfern und auf dem Felde.

Bey Allmannshofen in Schwaben, trieb man 1670 das Vieh zur Tränke. Dieſes trat ſtark auf das Ufer und brachte die Wurzeln des **Waſſerſchierlings** oder **Wüthrichs** hervor. Faſt zu gleicher Zeit giengen zwey Knaben und ſechs Mädchen kurz vor dem Mittagseſſen da vorbey ſpazieren. Sie ſahen die Wurzeln und hielten ſie für gelbe Paſtinakwurzeln (welſchen Peterlein). Sie aßen daher mit großer Begierde davon; aber die ſüße Speiſe bekam ihnen übel. **Jacob Mäder**, ein ſechsjähriger Knabe kam fröhlich nach Hauſe: bald aber klagte er über Magenſchmerzen, fiel ohne ein Wort zu reden, zu Boden, und ließ ſeinen Harn (Urin) mit großer Gewalt Mannshoch ſpringen. Er bekam ein fürchterliches Anſehen, verlor den Gebrauch ſeiner Sinne, bekam Zuckungen im ganzen Leibe, hatte einen hartnäckigen Kinnbackenzwang, knirſchte mit den Zähnen, verdrehte die Augen. Aus ſeinen Ohren strömte Blut und in der Gegend des Herzgrübchens fühlte man einen Klumpen ſo groß, wie eine Mannsfauſt, der ſtark klopfte, beſonders wenn man die Hand daran hielt. Er ſchluchzte öfters, und that, als wenn er ſich erbrechen wollte: konnte aber, weil der Mund feſt geſchloſſen war, nichts herausbringen. Er warf die Glieder hin und wieder, und verdrehte ſie auf die entſetzlichſte Art. Oft zog er das Haupt nach hinten zu, und krümmte den Rückgrad wie einen Bogen ein. Endlich fiel er in einen ſo tiefen Schlaf, daß er durch

kein Zwicken aufgeweckt werden konnte; bis er gar ſeinen Geiſt aufgab. Dieſe Zufälle dauerten kaum eine halbe Stunde, da ſtarb er, und ſogleich nach dem Tode ſchwoll der Unterleib und das Geſicht ſtark auf, es zeigte ſich um die Augen ein blauer Ring, aus dem Munde floß bis auf die Stunde des Begräbniſſes ein grüner Schaum, der immer wieder von neuem kam, ſo oft ihn auch der betrübte Vater abwiſchte. — Der andere Knabe, der 8 Jahre alt war, ſtarb unter eben ſo ſchlimmen Zufällen, und die übrigen Kinder waren alle ſehr krank, kamen aber mit dem Leben davon: weil ſie die giftigen Wurzeln bald wieder von ſich gaben.

Dieſen **Waſſerſchierling** nennt man auch **giftigen Wüthrich, Parzenkraut, Apotheker-Schierling,** (cicuta viroſa L.) Die Wurzel iſt ſehr groß, inwendig weiß, voller kleiner Höhlungen mit weißlichem Saft angefüllt. Sie riecht faſt wie Paſtinakwurzel: aber ekelhafter, und von außen bemerkt man an ihr fünf und mehr Ringe mit kleinen Grübchen, wie Nadelſtiche. Aus dem Knotenringe brechen lange Haare hervor, die wie ein Judenbart ausſehen und im Waſſer ſchwimmen, oder im Schlamme wurzeln. Sie treibt mehrere Stengel, welche 2 Ellen hoch werden. Die Blätter ſind faſt wie die Peterſilgenblätter. Der weiſſe Blumenſtraus iſt groß, der Saame wie Peterſilgenſaame. Der Geruch iſt aber das ſicherſte Zeichen, woran man dieſes und mehr ähnliche Giftgewächſe von der Peterſilge, dem Körbelkraut, der Paſtinakwurzel (welſche Peterlein) und der gelben Rübe (Möhre) unterſcheidet; woraus zu ſchlieſſen iſt, was es für eine große Wohlthat von Gott ſey, daß wir Naſen haben und riechen können.

Im Jahr 1772 geſchah es zu **Naerden** in Holland, daß ein daſiger Herr, Namens **Nording**, für ſich

ſich und ſeine Tochter und eine Magd Erdäpfel zuberei=ten ließ. Kaum hatten ſie dieſe Speiſe gegeſſen, ſo überfiel ſie alle eine Unpäßlichkeit und weil ſie ſich ſchnell vermehrte, ſo ließ er alsbald einen Arzt, den Doctor **Tron**, kommen. Dieſer merkte, daß ſie Gift ge=geſſen hatten, und gab ihnen Brechmittel. Bey der Jungfer that es die gewünſchte Wirkung und die Magd kam auch davon: Herr **Nording** aber ſtarb um halb 3 Uhr nach Mittag. Der Hund des Hau=ſes half ſich ſelbſt durch Brechen: aber die Katze cre=pirte. Am folgenden Tage fand man nun, daß im Keller neben den Erdäpfeln allerhand Blumengewächſe lagen und unter andern **Mönchskappen** oder **Wolfs=wurzel**, ein Gewächs mit dunkelblauen Blumen, wel=ches auch **Sturmhut** (aconitum napellus L.) heißt, deſſen Wurzeln den Erdäpfeln etwas ähnlich und über=aus giftig ſind. Dergleichen hatte die Magd mit den Erdäpfeln gekocht.

Es giebt nun dergleichen giftige Wurzeln und Rü=ben noch mehr: daher Kinder und Erwachſene von **keiner einzigen** eſſen dürfen, **die ſie nicht kennen.** Insbeſondere muß man ſich aber vor den Wurzeln aller derer unbekannten Kräuter und Stauden in Acht neh=men, welche ſolche Blumenbüſche oder Schirme haben, wie die Peterſilge und das Körbelkraut.

48.

Von den giftigen Gartenkräutern.

Gleißkraut oder kleiner Schierling.

Sieh wohl zu, was du nimmſt! Es ſteht
Oft Gift im ſchönſten Gartenbeet.

Zu Eitelbrunn bey Regensburg riß ein Bauer mit ſeiner Frau Unkraut aus ſeinem Acker, worunter auch Gleiße oder Hundspeterſilge war. Seine zwey Knaben waren dabey, nahmen die Wurzeln, die ſie für Peterſilgen-Wurzeln hielten und aßen da-

davon. Der eine, der 6 Jahr alt war, fieng nun ſogleich an, über Magenweh zu ſchreyen, ſchwoll auf, wurde über den ganzen Leib ſchwarzblau, ſein Athem gieng immer ſchwerer, und um Mitternacht ſtarb er. Der andere von 4 Jahren hatte weniger davon gegeſſen, und brach ſie wieder weg. Aber er wurde doch irre im Kopfe und ſah überall Hunde und Katzen, bis ſein Vater einen klugen Arzt von **Regensburg** holte, der den Knaben wieder geſund machte. Dieſe **Gleiße**, welche auch **kleiner Schierling**, **Gneiß**, **Hundspeterſilge**, **Glanzpeterlein**, **Krötenpeterlein**, **Katzenpeterlein**, **Stinkpeterlein**, **tolle Peterſilge**, **faule Grete** (aethuſa cinapium L.) genennt wird, miſcht ſich oft unter das Körbelkraut und die Peterſilge. Sie hat aber, wie obiges Bild zeiget, unter den Blumenſchirmen auf der einen Seite drey lange ſpitzige herunter hängende Blättchen, und die Blätter glänzen ſtark an der untern Seite, daran kann man ſie von der Peterſilge, dem Körbelkraut, Dill, Fenchel und Möhrenkraut unterſcheiden. Auch darf man nur etwas davon zwiſchen den Fingern reiben, ſo ſtinkt es.

Eben ſo gefährlich iſt auch der **große Schierling**, welcher auch **Blutſchierling**, **Wuthſchierling**, **Tollkörbel** und **Hundspeterſilge** (conium maculatum L.) genannt wird. Deſſen Blätter ſind oben glänzend ſchwarzgrün und feiner gezackt, als die Peterſilge. Der Stängel wird 3 Fuß hoch und hat blutrothe Flecken. Die Blumen haben rothe Punkte. Die Wurzel iſt dick und riecht wie Paſtinaken (welſcher Peterlein.) Man hat Exempel, daß ganze Haushaltungen ums Leben gekommen ſind, welche im Frühjahr grünen Kräuterkohl gegeſſen und aus Verſehen ſolchen Schierling daruntergenommen haben.

Zwey

Wer nun ſolch gefährliches Unkraut in einem Garten ſieht, muß es gleich ausreiſſen, und wer Peterſilge zum Gemüſe putzt, muß ſie ſorgfältig anſehen und beriechen, ob es rechte Peterſilge ſey? damit kein Unglück dadurch geſchehe.

Fremde Gewächſe, Blumen und Früchte in den Luſtgärten großer Herren muß man weder koſten noch beriechen. Es giebt unter denſelben viele, die den Menſchen ſchädlich ſind. So iſt z. E. der **Kirſch-Lorbeerbaum** ſo giftig, daß etliche Tropfen von dem daraus gezogenen Oehl ein Thier tödten. Auch iſt es überhaupt nicht gut, an Blumen, welche einen ſtarken Geruch haben, auch ſogar an Roſen und Mayblumen, viel und ſtark zu riechen; noch weniger dergleichen in den Kammern und Stuben zu haben, wo man ſchläft, oder wo wenig friſche Luft hineinkommt. Die ſtarken Dünſte, welche aus ſolchen Blumen aufſteigen, erregen vielen Leuten heftiges Kopfweh, auch zuweilen Schlagflüſſe und andere gefährliche Zufälle.

49.
Von giftigen Beeren und Kirſchen.

Die Wolfskirſche.

Schwarz Beerchen ſey du noch ſo ſchön!
Kenn ich dich nicht: laß ich dich ſtehn.

Ein zehnjähriger Knabe kam einmahl aus dem Walde nach Hauſe, und erzählte, daß er wilde Kirſchen gefunden und gegeſſen habe. Er ließ ſich das Nachteſſen wohl ſchmecken, und klagte nichts. Aber mitten in der Nacht bekam er einen heftigen Durſt, und konnte das Waſſer, das man ihm zu trinken gab, mit großer Beſchwerlichkeit hinunter bringen. Er fieng an verwirrt zu reden, klagte über Magenkrampf,

und mußte ſich erbrechen. Endlich fiel er in einen tiefen Schlaf. Als es Tag war, zeigte es ſich, daß er ſtockblind war, und man ſah doch keinen Fehler an ſeinen Augen, außer daß der Stern erweitert war, und daß ſie unbeweglich offen ſtanden. Der Arzt fand den Puls ſehr ſchwach, die Gegend unter den Rippen ſehr geſpannt, die Augen offen, und in den Gliedern eine brennende Hitze. Er merkte aus der Erzählung der Eltern, daß das Kind die Beere der **Wolfskirſche** gegeſſen hätte, und gab ihm etwas zum Brechen ein, durch welches viele Beere und Samen weg giengen; ſo daß auch das Kind wieder geſund wurde. Dagegen wollte vor einigen Jahren eine Frau in der Stadt Altdorf in **Franken** Lerchenbeeren zu einer Latwerge einſammlen und kannte ſie nicht. Sie nahm unglücklicher Weiſe **Wolfskirſchen** dafür, kochte die Latwerge und gab ihren beyden Kindern davon; und beyde mußten elendiglich ſterben. Die Blätter ſind aber noch giftiger als die Beere.

Dieſe **Wolfskirſche** nennt man auch **Tollkirſche, Wald-Nachtſchatten, Tollkraut, Tollwurz, Tollbeere, Wuthbeere, Teufelsbeere, Schlafbeere, Schlafkraut, Saukraut, Walkenbaum, Bollwurz** (atropa bella donna L.) und was ſie ſonſt noch für Nahmen haben mag. Sie ſieht ſo aus, wie ſie oben abgebildet iſt, hat im Julius und Auguſt dunkelrothe Blüthen, hernach ſchwarze Beeren, wie kleine Kirſchen. Der Stängel iſt dunkelroth, drey bis vier Fuß hoch, mit einer langen dicken Wurzel.

Solcher Beeren und Früchte, welche giftig ſind, giebt es noch viele andere an Zäunen und Hecken, auch im Walde: daher Kinder **gar keine** eſſen dürfen, als ſolche, die ihnen von ihren Eltern gegeben oder angewieſen werden: und wenn dieſe eine Beere nicht kennen, müſſen ſie die Kinder davor warnen.

50.
Von giftigem Geſäme.

Der Stechapfel.

Der Kräuter Kraft iſt mancherley:
Eins iſt dir Gift, eins Arzeney.

Eins der gefährlichſten Giftgewächſe iſt der hier abgebildete Stechapfel, welcher aus Amerika zu uns gebracht worden. Man nennt ihn auch Dornapfel,

apfel, Rauchapfel, Stachelnuß, Dollkraut, Igelkolben, (datura ſtrammonium L.) Die Blume iſt weiß, und die Frucht braunlicht grau, geſtachelt und hat inwendig zwey Fächer voll ſchwarzer Saamenkörner.

Dieſen Stechapfel pflanzen in Niederſachſen unkundige Bauersleute ſogar in ihre Gärten, indem ſie denſelben mit dem Schwarzkümmel (nigella ſativa L.) verwechſeln, welches ein ganz anderes Gewächs iſt, wie folgendes Bild davon zeuget.

Schwarzkümmel.

Weil nun der Schwarzkümmel ein Magen ſtärkendes, Blähungen treibendes Mittel seyn, auch bey Menſchen und Vieh die Milch vermehren ſoll: ſo geſchieht oft das gröſʒte Unglück, wenn man ſtatt deſſen Stechapfelſamen braucht. So geſchah es im Jahre 1781 im Kirchſpiel Diepholz im Hannöverſchen, daß ein geſunder und ſtarker Bauer des Abends klagte, es ſtäche ihn in der Schulter. Die Magd rieth ihm, Schwarzkümmel einzunehmen, ſo werde es bald vergehen.

gehen. Der Mann nahm alſo des Abends 8 Uhr Stechapfelſaamen, den er für Schwarzkümmel hielt. Davon wurde er des Nachts todtkrank. Man hohlte ein Brechpulver aus der Apotheke; das wirkte nicht. Des Morgens wurde aber der geſchickte Doctor und Landphyſicus Wedekind zu ihm gerufen. Dieſer brauchte alle dienliche Arzeneymittel, den Mann zu retten. Aber das Stechapfelgift war zu ſtark: der Kranke verſchied unter den heftigſten Verzuckungen und Schmerzen; nachdem er das Gift 30 Stunden im Leibe gehabt hatte. Eine Amme in Berlin trank 2 Loth Stechapfelſaamen, den ſie auch für Schwarzkümmel gehalten, in Caffe abgekocht, um die verlorne Milch wieder zu bekommen. Davon bekam ſie heftige Uebelkeiten und ſchneidende Schmerzen im Magen, und obgleich der Arzt alle Mittel anwandte, mußte ſie doch in etlichen Wochen ſterben.

Eben ſo ſchädlich iſt auch der Saame von andern giftigen Gewächſen, als von dem Bilſenkraute, dem Schierling und andern. Desgleichen giebt es auch im Getraide verſchiedne Geſäme, welche giftig ſind und der Geſundheit ſchaden, wenn man das Getraide nicht davon reinigt. Solche ſind z. E. die Bettelläuſe oder der Ackerhahnenfuß (ranunculus arvenſis L.): vor allen aber der Lolch, welcher auch Hämmerlein, Dort, Treſpendort, Sommerlolch, Toberich, Tollkorn, Kuhwaitzen, Schwindelhafer, Lollhafer (lolium temulentum L.) heiß; und die Treſpe (bromus ſecalinus,) welche auf feuchten Aeckern in der Winterfrucht wächſet, iſt faſt eben ſo ſchädlich. So war in Oſtergothland in Schweden im Jahr 1756. wegen des naſſen Frühlings viel Lolch und Treſpe gewachſen. Als nun die Bauersleute dieſes ſchädliche Geſäme mit unter das Brod nahmen, ſo wurden viele, wenn ſie es aßen, wie beſoffen, bekamen

Schwindel, Dunkelheit vor den Augen, Kopfſchmerz, Zittern und Taubheit in den Gliedern, konnten nicht ſchlucken und nicht reden. Der Magen war ihnen wie zugeſchnürt. Sie wollten ſich erbrechen, und konnten nicht. Alsdann folgten kalte Schweiſſe, häufiges Harnen, (Piſſen,) Geſchwulſt, Zuckungen und andere ſchlimme Zufälle; bis einige gar toll davon wurden, oder an plötzlichen Schlagflüſſen ſtarben. Wer ſich alſo nicht ſelbſt oder andere um Geſundheit und Leben bringen und dadurch ſchwere Verantwortung zuziehen will, muß, wenn er viel ſolches Geſäme unter dem Getraide hat, ſolches gar wohl durch ein Treſpenſieb, oder durch fleiſſiges und geſchicktes Wurfen, reinigen, ehe er es mahlet oder verkauft. Die Brantweinbrenner und Bierbrauer, welche ſo gottlos ſind, das Getränke durch dieſen Lolch ſtärkend und berauſchend zu machen, werden in der ewigen Verdammniß dafür büßen; wenn ihre Spitzbüberey nicht ſchon hier an den Tag kommt, und von der Obrigkeit beſtraft wird. Der Saame von dieſem Unkraut dauert drey Jahre lang unter der Erde aus. Darum iſt es ſchwer auszurotten. Und daher kommt auch die Meynung einiger Landleute, daß aus Roggenkorn in gewiſſen Jahren Treſpe werde; wenn ſie reinen Saamen geſäet haben, und doch viele Treſpe bekommen. Es iſt nämlich die in der Erde gebliebene Treſpe, welche erſt aufgeht, wenn es ein naſſes Frühjahr iſt. Das beſte Mittel dagegen iſt, daß man die Winterfrucht frühzeitig beſtelle, keine Treſpe in den Miſt kommen laſſe, und den Samen jedesmahl recht davon reinige, oder fremden Samen kaufe, der rein iſt. Einige kluge Hauswirthe laſſen die Treſpe durch Kinder aus den aufgebundenen Garben herausziehen, und verbrennen ſie auf der Stelle.

51.

Von dem Gift insgemein.

Alles, was Gott ſchafft und thut,
Iſt fürwahr, recht ſchön und gut:
Wenn man nur bedenket wohl,
Wozu jedes nützen ſoll.

Es möchte ſich nun mancher darüber wundern, daß der liebe Gott Kräuter wachſen läßt, welche ſo ſchädlich ſind. Man muß aber wiſſen, daß ſie nur ſchädlich ſind, wenn man ſie iſſet. Sonſt haben ſie ihren guten Nutzen, manche als Arzeney für Menſchen und Vieh, andre zum Färben und Beitzen, andre das Ungeziefer zu vertreiben. Sie haben auch das Gute, daß ſie böſe Dünſte aus der Erde und aus der Luft an ſich ſaugen, welche ſonſt in das Getraide und in die Früchte, die wir eſſen, und durch den Athem und den Schweiß in uns ſelbſt eindringen würden. Bey vielen wiſſen wir nur den Nutzen noch nicht, werden ihn aber erfahren, wenn wir ferner fleißig über die ſchönen und großen Werke Gottes nachdenken, und durch ſorgfältige Proben erforſchen, wozu uns jedes nützen kann. Wenn aber auch manche Gewächſe uns und unſerm Vieh gar nichts nutzten: ſo dienen ſie doch andern Thieren zur Nahrung oder zur Geſundheit; und der liebe Gott muß, als ein guter Vater ſeiner Geſchöpfe, auch für den geringſten Wurm ſorgen, daß er nicht Noth leide, ſo lange er lebt. Uns Menſchen hat er aber Augen, Geruch, Geſchmack und Vernunft dazu gegeben, daß wir unterſcheiden ſollen, was uns zur Nahrung dienet, und uns vor dem hüten, was uns ſchädlich iſt. Er hat auch Lehrer in den Kirchen und

Schulen dazu beſtellet, daß ſie den gemeinen Mann, der wegen ſeiner Arbeit nicht genug Zeit hat, ſich um alles zu bekümmern, in ſolchen Dingen, die ihm nützen oder ſchaden, unterrichten ſollen, und gute Obrigkeiten ſehen darauf, daß keiner ein Lehramt bekomme, der ſolche Sachen nicht fleißig ſtudiert hat.

Da iſt nun bey dem Gift die erſte und vornehmſte Regel: **daß man nichts eſſe, was man nicht kennt.** Die zweyte iſt: **wenn ſich in einer Gegend Kräuter oder Früchte finden, die zur Nahrung dienlich ſcheinen; ſo frage man erſt verſtändige Aerzte und Kräuterkenner darüber, ehe man ſie zur Speiſe braucht.** Wegen dieſer Regel ſtehen in den vorigen Nummern auch lateiniſche Nahmen bey den Giftgewächſen, auf den Fall, wenn ein Gewächs in einer Gegend anders heißt, als es hier genennt iſt. Man zeige alsdann nur den lateiniſchen Nahmen einem Doctor: ſo wird er gewiß ſagen können, welches Kraut gemeint ſey; und ſo iſt es auch mit andern Gewächſen, von denen in dieſem Büchlein geredet wird. Man hat aber auch ziemlich gewiſſe Zeichen, woran man die giftigen Gewächſe erkennt. Z. E. Wenn das Rind- und Schafvieh ein Kraut auf der Weide ſtehen läßt, wie das **Wolfs-** oder **Hundsmilchkraut** oder **Teufelskraut;** noch mehr, wenn es auch unterm trocknen Futter ſolches nicht mit freſſen will; und freſſen auch die Schweine ein Kraut nicht: ſo iſt es gewiß giftig. Die meiſten Giftgewächſe ſehen auch widerlich und garſtig aus. Manche ſind mit einer klebrigen Schmiere überzogen. Die Blumen und Blüthen haben ſchwarzblaue, ſchlecht gelbe, braunliche, oder ſchwarz geäderte Farben. Ihr Geruch iſt ſtinkend oder ſo ſtark, daß er taumlich macht. Jedoch treffen dieſe Zeichen nicht bey allen Giftgewächſen zu, und wenn man davor recht ſicher ſeyn will, muß man ſie der Geſtalt und dem Nahmen nach ken-

kennen. Ueberhaupt thut man aber wohl, ſich vor den Gewächſen zu hüten, welche in ſtehenden Waſſern, Sümpfen, Moräſten und Teichen, oder auch nur an ſehr feuchten Orten wachſen, wo wenig Sonne hinkommt und die Luft keinen freyen Zug hat. Auch die geſundeſten Pflanzen werden ſchädlich, wenn ſie gar zu feucht, oder in einem faulen dumpfigen Boden aufwachſen. Daher beſonders die Schwämme aller Art nur mit großer Vorſicht, von Leuten, die ſie recht kennen, geſammelt werden müſſen, und wenn man ſie kocht, muß man eine oder etliche ganz weiſſe Zwiebeln mit kochen. Verlieren dieſe ihre weiſſe Farbe und werden ſchwärzlich: ſo iſt es ein Zeichen, daß Gift im Topfe ſey, und man muß das ganze Gericht an einen ſichern Ort ſchütten, wo weder Kind noch Vieh dazu kommen kann.

Noch im Jahre 1787, im Monat May vergiftete ſich eine ganze Familie zu **Karlsbad** in **Böhmen** durch eine Art von **Morcheln**, (**Mauerachen**) (Phallus,) welche einen breitern, plattern, in der Mitte eingebognen Hut, ein dickern Stiel und ein feiſteres Anſehen hat, als die eßbaren Morcheln; auch ſtinkt ſie etwas. Von dieſen **Morcheln** aßen 8 Perſonen und bekamen bald darauf Kopfweh, Schwindel, Ohnmachten, Uebelkeit und Gallenruhr. Der Magen und der Unterleib ſchwollen auf und es zeigten ſich alle Wirkungen eines betäubenden Giftes. Ein Kind ſtarb auch daran: aber die übrigen Perſonen wurden gerettet; weil ſie noch zu rechter Zeit bey einem geſchickten Arzt Hülfe ſuchten.

Man verhält ſich aber, wenn ein ſolches Unglück geſchieht, auf folgende Weiſe.

Sobald man es an ſolchen Zufällen, dergleichen in Nummer 47 bis 50 beſchrieben worden, merket, daß Jemand etwas giftiges gegeſſen habe: ſo läßt man ihn ſogleich ſo viel **Buttermilch** trinken, als er nur bekom-

men und hinunter bringen kann. Fehlt es daran, ſo trinke er ſüße Milch, oder, wenn dieſe auch fehlt, lau⸗lich gewärmtes Waſſer, **ſo viel, als er nur bezwingen kann.** Dazwiſchen giebt man ihm etliche Löffel voll gutes friſches Oehl, das nicht ranzig iſt. Hernach wieder viel Buttermilch oder warm Waſſer, und wieder Oehl und ſo fort — bis er ſich übergiebt, und das Gift her⸗ausbricht. Will es nicht gehen, ſo kitzelt man ihn mit der Fahne einer in Oehl getauchten Feder im Halſe, bis er ſich bricht. Auch iſt es gut, Graupen⸗ oder Grützbrühe (Brühe von gerengelter Gerſte) Hafermehl, auch Brühe von abge⸗kochten **Quittenkern** oder von **Käſepappelblumen** (malva rotundifolia) dazwiſchen trinken zu laſſen und Kly⸗ſtiere von Milch zu geben. Iſt es zum Erbrechen gekom⸗men, ſo trinkt er wieder Waſſer mit Zucker oder Honig ver⸗ſüßt, und mit viel Eſſig vermiſcht. Auch iſt es ſehr nöthig, den Kranken, wenn er wie betäubt iſt, friſche Luft zu laſſen, und ihn zuweilen mit kaltem Waſſer oder Weineſſig zu beſpritzen, und ihn an Weineſſig riechen zu laſſen. Unterdeſſen muß man aber ſchon zum näch⸗ſten Arzt geſchickt und dem gemeldet haben, was der Kranke für ein Giftkraut genoſſen hat, wenn man es weiß; damit er verordne, was weiter zu thun ſey? Un⸗ter Wegs darf auch der Bothe nicht ſäumen. Denn kommt die Hülfe des Arztes bald: ſo kann der Kranke noch gerettet werden; wie man davon gar viele Exempel erlebt hat. Ein Arzt muß aber nothwendig zu Hülfe gerufen werden.

Außer den obigen beſchriebenen Gewächſen giebt es auch noch viele andere Dinge, welche giftig, oder ſonſt der Geſundheit und dem Leben des Menſchen und Viehes gefährlich ſind, dahin gehören z. E. Arſenik, Ratten⸗ und **Mäuſepulver, Hüttenrauch, Fliegenſtein, Queckſilber, Kobalt, Operment, Vitriol, Grünſpann, Bleyweiß, Mennige** und andere

Farben,

Farben, Glätte, Bleyzucker, Kalk, Gips, ſcharfe Lauge, ſpaniſche Fliegen, zerſtoſſenes Glas und Kriſtall, ſtarker Spiritus, Scheidewaſſer und dergleichen mehr. Wer ſolche Dinge nicht zu ſeiner Handthierung braucht und damit umzugehen weiß, muß ſie gar nicht im Hauſe leiden. Beſonders hat man ſich mit Ratten und Mäuſegift in Acht zu nehmen, daß man es nicht an Orte ſtelle, wo es unter die Speiſen für Menſchen oder Vieh kommen, oder von Kindern benaſcht werden kann. Es iſt geſchehen, daß ein Hauswirth ſolches in Scherben auf den Boden zwiſchen das Getraide und das Dach geſtellt hatte, und dieſe Scherben wurden von Mäuſen oder Katzen umgeſtoßen und das Gift kam unter das Brod. Davon wurde die ganze Familie auf einmahl todtkrank, und man glaubte, ſie wären behext. Als aber der Arzt kam und merkte, daß ſie Gift bekommen hatten, auch hörte, daß dem Manne kurz zuvor zwey geſunde Pferde und ein Hund plötzlich crepirt waren: ſuchte er überall nach, und fand die Giftſcherben, aus welchen, da ſie umgeſtoßen worden, das Gift zwiſchen den Boden-Dielen herunter in die Krippe gefallen war, wovon man noch Spuren an der Stallwand entdeckte. So wurde auch zu Gohlis bey Leipzig im October 1786 eine ganze Haushaltung vergiftet, und der Hausvater und eine Schweſter von ihm ſtarb daran: weil die Magd, als ihre Frau eine Mehlſpeiſe bereitete und ſie mehr Mehl dazu hohlen ſollte, einen Teller mit Mehl ergriff, unter welches Arſenik für die Mäuſe gemiſcht war. Wer alſo kein Unglück anrichten will, ſehe ſich vor! Geſchieht es aber, daß jemand ohne ſein Wiſſen ſolches Gift bekommt und davon plötzliches Kneipen, Reiſſen und Erbrechen von der grauſamſten Art empfindet: der ſchicke gleich nach einem geſchickten Arzte und trinke unterdeſſen Oehl pfundweis, und dann Milch, Haberſchleim, rohe Eyer —

 bis

bis der Arzt kommt. Je länger dieſer ausbleibt, deſto gefährlicher wird es. Wer ſcharfe Sachen, als Glas, Stahl, Eiſen und dergleichen verſchluckt hat, muß unterdeſſen viel Mehlbrey eſſen.

52.

Feuer-Katechismus für Junge und Alte.

Hört' ihr Leute, laßt euch ſagen:
Die Glocke mag viel oder wenig ſchlagen:
So nehmt in Acht das Feuer und Licht,
Daß unſerm Dorf kein Schade geſchicht,
Und Hab und Gut verbrennet!

Erſtes Hauptſtück.

Was man thun und laſſen ſoll, damit kein Feuer auskomme.

1. Wenn du zu Bett oder aus dem Hauſe weggeheſt: ſo ſieh vorher nach allen Feuerſtätten, ob alles ſicher ſey? Verſchließe die Küchenthür und das Ofenloch, daß

daß keine Katze hineinkommen kann. Sieh nach, ob im Feuerzeuge nichts fehle, und ſetze es an einen gewiſſen und ſichern Ort.

2. Beym Feueraufſchlagen habe Acht, daß Zunder und Schwefel recht ausgelöſcht wird. Thue nicht zu viel Schwefel oder Zunder ins Feuerzeug, und beym Zunder-Einbrennen nimm nur einen kleinen Lappen auf einmahl; thue es auch lieber des Morgens, als des Abends. Machſt du mit Schwamm Feuer: ſo behalte das ganze Stück, von dem du abreiſſeſt, nicht in der Hand beym Aufſchlagen, und ſtecke ein Stückchen, das ſchon gebrannt hat, nicht wieder in die Taſche; laß es auch nicht liegen, ohne es auszulöſchen.

3. Ein brennendes Talglicht (Unſchlitt- oder Gollicht), einen Span, oder Holz-Schleiſſe laß nicht lange allein, und wenn du des Nachts Licht brenneſt so ſetze es in einen irdenen Topf oder Schüſſel, und ſo, daß Hunde, Katzen und Mäuſe nicht dazu kommen können. Ein Hängelicht hänge nicht an Bindfaden, ſondern an Eiſendrath auf, und drehe die Flamme allezeit abwärts von dem Balken, an dem es hängt. Wenn du Holz-Schleiſſen brennſt, ſo ſetze ein Gefäß mit Waſſer darunter, daß die Kohlen hinein fallen können. Am Oehllicht und Talglicht laß die Schnuppen (Tochten oder Putzen) nicht zu groß werden: ſie platzen ſonſt ab und ſpringen leicht an gefährliche Oerter. Bey Abputzen ſiehe zu, wo die Schnuppen hinfallen und tritt ſie aus. Wirf auch die Schnuppen aus der Lichtſcheere (Putzſcheere) nicht zum Fenſter hinaus ins Dorf.

4. Mit einem bloßen Licht gehe nicht in Scheuren (Städel), Ställe, auf den Dachboden oder an andere Orte, wo Flachs, Werrig, Garn, Stroh, Heu, Grummet, Tannen-Reißig, Hobelſpäne, Federn und dergleichen liegen, oder unter Strohdächer und mit Strohwiſchen ausgefütterte Ziegeldächer. Nimm dazu

eine Laterne; aber keine von Papier und keine, wo Scheiben daran fehlen.

5. Muß im Stalle geräuchert werden, ſo ſetze den Kohlentopf in einen naſſen Eimer. Setze auch ſonſt keinen Kohlentopf an einen Ort, wo der Fußboden davon anbrennen, oder wo Hunde, Katzen oder Kinder die Kohlen umſtoßen können.

6. Die Tabackspfeiffe laß nicht beym Rauchen zum Fenſter hinaushängen, und habe Acht, wo du ſie ausklopfeſt. Gehe nicht damit in Scheuren, Ställe, auf Dachböden, in Kammern, wo Flachs, Werrig und dergleichen liegt, auch nicht durchs Dorf, wenn gleich ein Deckel auf der Pfeiffe iſt: denn kleine Funken können durch den Deckel fallen. In den Spuckkaſten (Speykäſtlein) thue Sand; keine Sägeſpäne!

7. Kehre alle Sonnabende den Schlotmantel oder Rauchfang, auch das Ofenloch, wo Feuer gehalten wird, mit einem ſtumpfen Beſen ab.

8. Mache niemahls von Stroh, Spänen, Geniſte, Reiſig, beſonders Tannenreiſig, ein zu großes Feuer auf einmahl an, daß die Flamme nicht aus dem Ofen herausfahre, auch nicht von zu langem Holze. In, um, auf und an den Ofen lege nicht feuchtes Holz zum Trocknen, ſo daß es anbrennen könnte. Stelle auch keinen Stuhl, keine Bank oder anderes hölzernes Geräthe zu nahe daran, und vor dem Feuer-Anmachen ſieh allemahl erſt zu, ob ſo etwas da iſt. Steht der Keſſelheerd an einer Wand, ſo ſieh zuweilen nach, ob die Mäuſe nicht Löcher durchgewühlt haben, daß das Feuer das Holzwerk in der Wand ergreifen könnte. Die Malzdarre laß nicht allein, wenn Feuer unter gemacht iſt.

9. Butter, Speck, Oehl, oder anderes Fett zu braten, mache ganz kleines Feuer, geh nicht davon weg, machs nicht in einem Tiegel, der Riſſe hat, oder außen fetticht iſt, rühre es mit keinem naſſen Löffel um, komme

me nicht mit der Lichtflamme nahe daran, und willſt du Mehl oder Brühe dazu thun, ſo nimm es erſt vom Feuer weg. Entzündet ſich ſolches Fett doch einmal, ſo gieße ja kein Waſſer hinein; ſondern decke geſchwind einen Deckel darauf, oder gieße es in die Aſche. Oehlfirniß, Vogelleim, Pech, Wagenſchmier, mußt du nicht in oder bey Gebäuden, ſondern auf einem freyen Platze ſieden.

10. Die Aſche aus dem Ofen und vom Heerde laß wenigſtens 8 Tage an einem feuerfeſten Orte liegen, ehe du ſie bey Seite bringſt. Thue ſie auch in irdene, nicht in hölzerne Gefäße, und nicht auf den Dachboden, ſondern in den Keller. Schmiedekohlen mußt du nicht ſogleich vom Meiler (Kohlbock) in die Kohlenkammer bringen; ſondern erſt verſichert ſeyn, daß keine glühenden mehr darunter ſind.

11. Ungelöſchten Kalk laß in keiner großen Menge an einem ſolchen Orte liegen, wo es darauf regnen, oder ſonſt Waſſer dazu kommen kann, und wo Stroh, Heu, Reiſig und dergleichen in der Nähe iſt. Feuchtes Heu, Grummet und Getraide panſe (pfropfe) nicht feſt auf einander und lüfte es fleißig, daß es ſich nicht etwa entzünde! Taubenmiſt und anderer trockener Miſt entzündet ſich eben ſo, wenn er dicht auf Haufen liegt. Desgleichen auch getheertes (mit Fiſchthran beſtrichenes) Leinen- und Hanftuch, wie mans auf den Schiffen braucht, Sägeſpähne, Lohe, Flachs und Hanf. Solche Sachen mußt du manchmal lüften, damit kein Brand daher entſtehe. Die Räder am Wagen und Karren, die Pfannen und Zapfen an der Mühl-Welle, auch die Einfaſſung der Säge in Schneidemühlen, desgleichen die Zapfen und Pfannen an den Glocken müſſen zu rechter Zeit geſchmiert werden, daß ſie ſich nicht entzünden.

12. Blödſinnigen, Betrunkenen, Blinden, unvermögenden alten Leuten und unverſtändigen Kindern, und ſchlafſüchtigem Geſinde vertraue weder Feuer, noch Licht, noch Feuerzeug an; laß Kinder niemahs mit Schwamm, Lunten, Schwefel, Brenngläſern, Schießpulver und Schießgewehr ſpielen; lehre ſie von Jugend auf fleißig, was für großes Unglück aus dem kleinſten Feuerfunken entſtehen kann, und gehe ihnen in der Vorſichtigkeit mit gutem Beyſpiel vor!

13. Auf Hochzeiten und andern Schmauſereyen, wo es luſtig und unordentlich zugehet, mußt du eine verſtändige Perſon ausdrücklich dazu beſtellen, daß ſie umhergeht und auf Feuer und Licht Acht hat. Auch iſt es gut, immer Waſſer in Gefäßen vorräthig und eine Handſpritze im Hauſe zu haben.

Zweytes Hauptſtück.

Was man thun ſoll, ein Feuer bald zu löſchen und weniger dadurch zu verlieren.

1. Denke zuweilen daran und ſprich mit deinen Hausgenoſſen davon, was jedes thun müſſe, wenn hier oder da in deinem Hauſe oder in der Nähe Feuer auskäme, und wie und an welchem Platze dieß und jenes zu retten ſey. Sorge dafür, daß jeder der Deinigen im Nothfall einen freyen Ausgang aus der Schlafkammer habe; und die beſten Sachen ſtelle ſo, daß ſie leicht fortgebracht werden können. Schaffe dir nicht zu große und zu ſchwere Hausraths-Stücke an, und mache an alle Schränke und Kaſten Handhaben und Grife von Stricken. An ſchwere Kaſten befeſtige unten kleine Räder, oder breite Leiſten, ſo wie Schlittenkufen gebogen, daß ſie ſich leicht fortziehen laſſen.

2. Vereinige dich mit etlichen andern Hausvätern, daß ihr einander in Feuersnoth zur Fortbringung des Hausgeräthes helfet, und wäre es nicht übel, wenn

ihr euch ordentlich darauf exerciret, einander ausräumen zu helfen, daß jeder voraus wüßte, was er zu thun hat: ſo wie ſich die Kanonier exerciren, Städte in Brand zu ſchießen. Die Kinder richte ab, daß ſie das Vieh losbinden, ſobald Feuer auskommt, und es aus dem ganzen Dorfe an einen gewiſſen Ort zuſammen treiben, und ihrer etliche mit dem Hirten dabey bleiben.

3. Brennt etwas an, das ſchnell in Flamme kommt, als Flachs, Werrig und dergleichen: ſo laß es nicht hinbrennen und laufe nach Waſſer, ſondern nimm den erſten beſten Sack oder was du ſonſt ergreifen kannſt, und dämpfe die Flamme damit aus. Den Spinnrocken, wenn er anbrennt, faſſe geſchwind zwiſchen die Beine und drücke ihn aus.

4. Iſt eine Kohle wohin gefallen, und iſt davon Holzwerk im Fußboden, oder einer Wand ins Glimmen kommen, ſo reiſſe es nicht gleich auf: ſondern wirf feuchten Miſt oder Schlamm auf den Ort, und verſtopfe der Luft die Zugänge; alsdann gieße noch Waſſer auf den Miſt, bis es nicht mehr dampfet.

5. Wenn der Ruß im Ofen anbrennet, ſo nimm geſchwind einen Klumpen Miſt, und ſtopfe damit das Ofenloch zu und auch das Rauchloch. Eben ſo mache es, wenn das Feuer im Backofen, Brauofen oder der Malsdarre ſo ſtark worden iſt, daß die Flamme gefährlich herausſchlägt.

6. Wenn der Ruß im Schlot anbrennt, ſo nimm ein Bündlein Schwefelfaden oder Schwefelhölzer, lege ſie auf eine Scherbe oder ein irdenes Gefäß, zünde ſie an und halte ſie gerade unter den brennenden Schlot. Ein anderer ſteige unterdeſſen aufs Dach und ſtopfe den Schlot oben mit einem Klumpen Miſt oder mit naſſen Säcken zu. Er kann auch einen Klumpen Miſt durch den Schlot herunter ſtoßen mit einer Stange. Wo man ein

ein Feuer erſticken kann, iſt es beſſer, als es mit Waſſer zu löſchen.

7. Vor allen Dingen aber, wenn dir ſo ein Unglück begegnet, ſo ſchreye flugs: Feuer! und laß die Kinder ins Dorf laufen und ſchreyen: damit dir deine Nachbarn zu Hülfe kommen, ehe die Gefahr groß wird.

8. Kommt anderswo im Dorfe Feuer aus: ſo eile du, als Mann, deinem Mitnachbar flugs zu Hülfe; aber nicht mit leeren Händen, ſondern mit einem vollen Waſſer-Eimer. Deine Frau, Kinder und Geſinde müſſen unterdeſſen ſogleich einen Kübel mit Waſſer auf den Boden tragen, Aſche hinein werfen und es umrühren, daß es trübe wird; dazu einen kleinen Eimer, oder eine Handſpritze. Dabey muß eine Perſon auf dem Boden bleiben, und Acht haben, daß ſie die Funken, die etwa herein fliegen, ſogleich auslöſche. Gegen das Feuer zu, iſt es gut, die Fenſterladen zu zu machen und alle Löcher mit feuchtem Miſt zu verſtopfen. Iſts ein Strohdach: ſo mag einer hinauf ſteigen und das ganze Dach mit Waſſer begießen, wozu leimigtes, oder mit Aſche trübe gemachtes Waſſer das beſte iſt. Flachs, Werrig, und dergleichen muß man vom Boden herunter bringen, und die beſten Sachen einſtweilen zuſammen tragen, daß ſie, wenn das Feuer nahe kommen ſollte, geſchwind fortgeſchafft werden können.

9. Beym Löſchen eines großen Feuers kommt viel darauf an, daß man auf den Wind Acht habe, wo er hin bläſet, und daß man man die Spritzen ihm nicht entgegen, ſondern ihm nach richte, und das Waſſer nicht hoch in die Flamme, ſondern an den Ort bringe, von dem ſie aufſteigt.

10. Wenn im Dorfe etwa ein ſchlammichter Teich oder ſonſt viel Schlamm vorhanden iſt: ſo nimm Leute mit Schaufeln und Schiebekarren und Tröge oder Kübel

bel und Fäſſer auf die Karren. Laß dieſe voll weichen naſſen Schlamm laden und ſo nahe zu dem Feuer fahren, als möglich. Alsdann werfet mit Schaufeln den Schlamm ins Feuer, wo es am ſtärkſten brennt, und ſo weit ihr werfen könnt. Eine Schaufel voll Schlamm löſcht mehr aus, als ein großer Eimer Waſſer. Um darinne geſchickt zu werden, könnten die jungen Burſche ſich an Feyertagen eine Luſt damit machen, Schlamm weit und ſicher mit Schaufeln nach einem Ziele zu werfen, wie die Schäfer mit ihrem Schäferſtabe zu werfen verſtehen. Die Mädchen könnten den Schlamm beyfahren, und einen Gewinn darauf ſetzen, wer binnen einer gewiſſen Zeit die meiſten Karren voll brächte: dies wäre ein ſo luſtiges Spiel, als das Kegelſchieben oder Vogelſchießen, und hätte doch großen Nutzen in Feuersnoth.

11. Steht bey einer Feuersbrunſt dein Haus, Scheure (Stadel) oder Stall ſo, daß, wenn es niedergeriſſen würde, der Flamme dadurch Einhalt geſchähe: ſo laß es ohne Verzug niederreiſſen. Deine gnädige Obrigkeit wird dafür ſorgen, daß dir der Schaden erſetzt werde. Durch das Niederreiſſen eines einzigen Gebäudes kann man zuweilen ein ganzes Dorf retten.

12. Hat deinen Nachbar das Unglück betroffen, daß ſein Haus abgebrannt iſt: ſo ſey barmherzig, gieb ihm Dach und Fach in deinem, und hilf ihm, wo du kannſt, daß er wieder aufbaue. Gott wirds dir und deinen Kindern zehnfach vergelten, und der Nachbar wird dir wieder helfen, wenn du in Noth kommſt.

53.

Vom Unkraut, Ungeziefer und anderer Feld- und Garten Noth.

Die Welt gehört uns Menſchen nicht allein:
Viel tauſend Thiere ſollen auch drauf leben,
Und ſich der Güte Gottes freun,
Der ihnen Speis und Trank, wie uns, gegeben.

Unkraut, oder unnützes Kraut, giebt es eigentlich gar nicht. Gott hat dem kleinſten Gräschen eine Kraft gegeben, daß es irgend wozu dient: nur wiſſen wird es noch nicht von allen, und was uns Menſchen nicht dient, iſt doch für das Vieh oder für andere Thiere zur Nahrung dienlich, für welche Gott auch ſorget. Man darf aber ſolche Kräuter, welche dem Getraide im Acker den Platz nehmen und es am Wachsthum hindern, gar wohl ausrotten, wenn man kann. Die beſten Mittel dazu ſind wohl, daß man reinen Samen ſäet, tief pflügt und eggt, gut düngt, und keinen Samen vom Unkraut in den Miſt kom-

kommen läßt; daß man zu rechter Zeit beſtellt, und zwiſchen dem Getraidebau mit Gartengewächſen und Klee abwechſelt, wie **Wilhelm Denker**; endlich daß man das Unkraut, wenn es anfängt zu blühen, **durch Kinder** ausjäten läßt. Vorzüglich muß man ſie das **Klapperkraut**, (welches auch **Klaffer**, **Hahnenkamm**, **Betteläuſe** heiſt,) ferner den **Lolch** oder **Sommertreſpe**, den **Wind**- oder **Flughaber**, das **Kannekraut**, (**Kandelwiſch**, **Katzenſchweif**, **Roßſchwanz**,) die **Wucherblume** oder **gelbe Feldblume**, die **Klatſchroſen** oder **wilden Mohn**- oder **Magſamen**, die **Ralen** oder **Kornraden**, die **blauen Kornblumen**, auch den **Kuhwaitzen** oder **Wachtelwaitzen** ausziehen laſſen. Wider den **Hedrich** oder **Haddrich** iſt es gut, wenn die Gerſte geſäet iſt, 4 bis 6 Tage zu warten, ehe man ſie eineggt. Unterdeſſen kommt der Hedrich, der ſchon im Boden liegt, heraus, und man eggt ihn mit hinweg. Die **Wucherblume** kann allmählich vertilgt werden, wenn man im Herbſt bey warmen Wetter pflügt und eggt, und ſo bald das Unkraut aufgeht, es mit der Egge ausreißt, und ſolches den folgenden Sommer 4 bis 5 mal wiederhohlt. Wider die **Quecken** iſt das beſte, recht tief zu ackern und die ausgezognen Wurzeln zu verbrennen.

Die Thiere, die man **Ungeziefer** nennt, ſind alle auch Gottes Geſchöpfe, und er will, daß es ihnen wohl gehe, ſo lange ſie leben auf Erden. Darum iſt es Sünde, ſie zu quälen: aber es iſt nicht verwehrt, ſie zu tödten, wenn ſie uns Schaden zufügen. Denn manche vermehren ſich ſo ſtark, daß wir nicht vor ihnen leben könnten, wenn ſie alle ihre Zeit ausleben ſollten. Solche Arten ſind zum Exempel:

Der ſchwarze Kornwurm. Dieſer iſt dadurch **vom Kornboden abzuhalten**, daß man in die Giebel-

Wän-

Wände oder Mauern, etwa einen Fuß hoch vom Boden, Löcher oder Oefnungen anbringen läßt, durch welche die Luft über die Kornhaufen ganz durchſtreichen kann. Man verſieht dieſe Zuglöcher mit Vorſetzbrettern, um ſie bey Schneegeſtöber verſchließen zu können. Iſt der Wurm einmal eingeniſtet, ſo iſt folgendes Mittel probat. Man breite, ſobald ſich der Wurm im Frühjahr zeigt, weiſſe leinene Tücher über die Kornhaufen und laſſe ſie über Nacht darauf liegen. Des andern Tages nimmt man ſie ab und ſchüttelt die häufig daran ſitzenden Würmer den Hühnern vor. Dieſes ſetzt man ſo lange fort, bis ſich keine mehr daran ſetzen. Durch dieſe beyden Mittel kann man die Würmer ganz aus dem Dorfe wegſchaffen, wenn ſich alle Einwohner derſelben bedienen. Dabey iſt es aber ſehr nothwendig, den Boden immer rein zu halten, und fleißig die Ritzen und Löcher auszureiben, worinne ſich der Same des Ungeziefers verhalten könnte. Man kann es auch dadurch vertilgen, daß man einen Haufen große **Waldameiſen** auf die Kornhaufen ſchüttet. Dieſe ſuchen den Wurm überall auf und beißen ihn todt.

Die **weiſſe Kornmade**, welche das Korn überſpinnet, iſt eigentlich die Raupe von einem kleinen Schmetterling, mit weiß und ſchwarz gefleckten Flügeln, welcher die **Kornmotte** heißt. Das ſicherſte Mittel ſie zu vertilgen, iſt, in der Zeit vom September bis zum April alle Ritzen und Spalten auf dem Boden fleißig zu ſäubern. Je reiner und trockner das Getraide iſt, und je reiner der Boden gehalten wird, deſto weniger hat man Schaden von dieſem und andern Ungeziefer.

Die **Maykäfer** freſſen nicht nur zuweilen das Laub in ganzen Wäldern und Gärten ab: ſondern ſie legen auch ihre Eyer in die Erde, und aus denſelben kommen die gelben Würmer, die man **Glimen** oder **Engerlinge** nennt, welche die Wurzeln von den Früchten abfreſſen.

freſſen. Dieſe Würmer leben 4 Jahre in der Erde; alsdann werden Maykäfer daraus, welche einen Sommer leben, und wenn ſie ihre Eyer gelegt haben, wieder ſterben. Man kann daher rechnen, daß, wenn es viel Maykäfer giebt, im fünften Jahre darauf, wieder viele kommen werden. Das Mittel ſie auszurotten iſt, ſie im May und Junius des Morgens von den Bäumen abzuſchütteln und zu tödten. Wenn alle Hausväter in einem Dorfe dieſes mit ihren Kindern vornehmen, können ſie in einem Tage hundert Tauſende und in ihnen den Samen von vielen Tauſend mahl Tauſenden zerſtören. Auch kann man beym Pflügen die ausgepflügten Engerlinge aufleſen laſſen und tödten.

Der Reitwurm, (Maulwurfsgrille, Erdwolf, Schrotwurm, Werre, Ackerwerre, Fahrmaus,) welcher zu Anfange dieſer Nummer abgebildet iſt, richtet zuweilen auch großen Schaden an, indem er die Wurzeln der Gewächſe abfrißt, und ganze Aecker durchwühlet. Man tödtet ihn dadurch, daß man etwas Oehl oder in warmen Waſſer aufgelöſte Seife in ſo viel Waſſer tüchtig einrühret, als nöthig iſt, den Acker damit anzufeuchten; je mehr je beſſer. Vor eingegrabenen todten Krebſen weichet er auch. Wer ihn fangen will, gräbt in einem Umfange von etwa 12 Ruthen ins Gevierte, im September 3 oder 4 Gruben, 2 bis 3 Fuß tief und 1 Fuß breit. Dieſe füllt man mit friſchem Pferdemiſt an, bedeckt dieſen mit ohngefähr 6 Zoll Erde und macht es oben wieder eben. Nach dem erſten Thauwetter ſind alle Reitwürmer, welche der Wärme nachgehen, in dieſen Gruben: da kann man ſie herausgraben, und damit machen, was man will.

Wider den Schneckenfraß an der Saat iſt es gut, frühzeitig zu beſtellen und den Acker ſo klar als möglich zu eggen. Wo keine Brache gehalten wird, giebt es deren weniger. Sie zu vertreiben: nimm Miſtlake,

vermiſche ſie mit Waſſer, koche darinne etliche Loth Teufelsdreck, laß es kalt werden, thue noch 3 Quentchen Hirſchhorn-Oehl dazu, und gieße es unter 15 Maas verdünnte Miſtlake. Damit beſprenge die Saat drey Tage nach einander Morgens und Abends. Wer viel Enten hat, kann ſie auf die Saat treiben: ſie freſſen alle Schnecken begierig auf, und werden fett davon.

Die **Heuſchrecken**, welche aus einem Lande ins andere ziehen, ſind eine ſo gefährliche Landplage, daß die Obrigkeit Anſtalten dagegen machen muß. In **Ungarn** und **Siebenbürgen** werden ganze Regimenter Soldaten aufgeboten, den Bauersleuten wider dieſe Feinde beyzuſtehen. Man macht Gräben vor die Felder, treibt die Heuſchrecken hinein, tritt ſie todt und beſchüttet ſie mit Erde. Wenn ſie fliegen, verfolgt man ſie mit Büſchen, ſchlägt ſie nieder und verbrennt ſie. Beym Pflügen ſucht man ihre Eyer auf und verbrennt ſie.

Wider die **Kohl- und Kraut-Raupen**, welche auch den Sommer-Rübſen angreifen, ſoll es gut ſeyn, Krebſe hie und da in die Erde zu legen, deren Geſtank, wenn ſie faulen, allen Raupen und Würmern zuwider iſt. Oder man läßt todte Krebſe in Waſſer verfaulen, und beſprengt die Kohl- oder Krautſtauden damit. Das beſte Mittel wider die Raupen wäre, eine Witterung oder einen Geruch zu machen, welcher die Schmetterlinge oder ſogenannte **Butter-Vögel (Molken-Diebe, Sommervögel)** anlockte, daß ſie häufig darnach flögen, und man ſie in großer Menge fangen und tödten könnte. Denn dieſe legen ihre Eyerchen an die Kräuter und Bäume, manche Art bey Hunderten und Tauſenden. Aus den Eyern werden Raupen, welche eine Zeitlang leben und ihre Haut 3 bis 4 mahl verändern, bis ſie ihre rechte Gröſſe erlangen. Alsdann ſpinnen ſie ſich ein Neſt, oder kriechen in die Erde;

de; einige hängen ſich an Blätter, Zweige, Baumſtämme und andere Orte, und alle bekommen eine andere Geſtalt, ohne Füße und Kopf, mit einer harten Haut überzogen, daß ſie faſt wie eine eingewickelte kleine Kinderpuppe ausſehen. Man nennt ſie alsdann auch **Puppen**, oder **Nympfen**. So bleiben ſie eine Zeitlang, ohne zu freſſen: bewegen ſich aber doch, wenn man ſie anrührt, und endlich kommen aus dieſen Puppen wieder **Schmetterlinge** heraus, welche wieder Eyer legen. Es wäre alſo am beſten, die Schmetterlinge zu tödten, ehe ſie die Eyer legen, und wer weiß, ob nicht über lang oder kurz ein kluger Bauersmann ein Mittel dazu erfindet. Vor der Hand kann man **gefüllte Ritter-Sporn** in einer Linie quer vor das Kraut-Stück ſäen, wie eine Einfaſſung. Dieſe ſchönen Blumen locken alle Schmetterlinge der Gegend an ſich, und ſie bleiben des Nachts gern daran ſitzen. Man laſſe ſie alſo des Abends von Kindern ableſen und zertreten.

Wider den **Froſt-Schmetterling**, deſſen Weibchen nicht fliegen kann, ſondern im Herbſt des Nachts bey Tauſenden auf die Obſtbäume am Stamm hinauf lauft, dient folgendes Mittel. Man legt zu Anfange des Octobers ein etwa handbreites Band von Leinwand oder Stroh um den Stamm, beſchmiert es mit Theer, und erneuert den Theer ſo oft, daß er klebrig bleibt. Darinnen bleiben dieſe Schmetterlinge kleben und man findet ſie täglich hundertweiſe. Von dem ſchädlichen **Stamm-Schmetterling** ſitzt das Weibchen, welches weiſſe ſchwarzgeſtreifte Flügel und einen faſt Fingers dicken Leib hat, oft zu hunderten an den Weiden und an den Zwetſchgen- Aepfel- und andern Obſtbäumen. Dieſe muß man abnehmen und tödten, und ihre Eyer, welche wie ein Klümpchen brauner Pelz ausſehen, von den Bäumen abkratzen und zerſtampfen. Im Frühjahr

jahre muß ein ſorgfältiger Hauswirth von ſeinen Bäu-men die Raupen-Neſter fleißig abnehmen, und für die Raupen, welche nicht in Neſtern beyſammen ſitzen, einen Rauch von Stroh machen, auch etwas Schwefel und Salpeter in die Flamme ſtreuen: davon ſterben ſie, oder fallen herunter, daß man ſie tödten kann.

Der **Brand** im Waitzen wird auch von kleinen Thierchen verurſachet, welche ſo klein ſind, daß man ſie nicht ſehen kann. Dieſe Thierchen werden dadurch ausgebrütet, wenn der Waitzen in der Scheure zum Schwitzen kommt und nicht wieder gehörig austrocknet. Es iſt daher ein ſicheres Mittel wider den Brand, daß man jährigen Samen ſäet, oder daß man den neuen Waitzen gleich nach dem Einfahren driſcht und dünne auf den Boden ſchüttet, auch oft wendet, daß er vor dem Säen recht austrocknet. Wer Zweifel hat, ob ſein Same gut ſey, der nehme einen Kübel mit Waſſer, rühre ein paar Händevoll ungelöſchten Kalk hinein, thue etwas Samenwaitzen in ein Sieb und halte das Sieb in das Kalkwaſſer, bis der Waitzen davon naß iſt. Darauf ſchütte er den Waitzen aus, zum Ab-trocknen.

Die **Pfeifer** im Sommer-Rübſen ſind erſt weiſſe Maden oder Würmer, welche die Körner aus den Schoten heraus freſſen, hernach verwandeln ſie ſich in grau-ſprenglichte Käferchen, von der Geſtalt des ſchwar-zen Kornwurms, aber viel kleiner. Dieſe beißen ein Loch in die Schote und laufen heraus, ſo daß ſie aus-ſieht, wie eine Pfeiffe. Man hat gefunden, daß dieſe Käfer ihre Eyerchen ſchon in die Blüthe legen, welche alſo mit in die Schote kommen, wo der Wurm aus-kriecht und ſeine Nahrung bereit findet. Ein Mittel darwider ſind hier und da gelegte todte Krebſe oder ver-faultes Krebswaſſer, womit der Rübſen beſprengt wer-den muß, wenn er anfängt zu blühen.

Die

Die **Erdflöhe** weichen, wenn man die Pflanzen mit Waſſer beſprengt, unter welches etwa der 8te Theil Heringslake, oder 2 Achtel Sauerkraut-Brühe gemiſcht iſt. Auch hilft es, die Pflanzen des Morgens, ehe der Thau trocknet, mit ganz klarem Staub von der Gaſſe zu beſtreuen.

Die **Feldmäuſe** vermehren ſich ſo ſtark, daß aus Einem Paare, wenn man nur 4 auf jede Brut rechnet, binnen Einem Jahre 172 werden. Es iſt daher nothwendig, wenn man deren im Herbſt viel bemerkt, daß ganze Dorfſchaften eine ſolche Jagd wider ſie anſtellen, als wider die Heuſchrecken. Kein Acker darf alsdann nach dem **Ruhren** (der dritten Fahre, Pflugart) noch gedüngt werden: weil die Mäuſe in den warmen Neſtern, die ihnen der friſche Miſt giebt, leichter überwintern. Die Kleefelder dürfen nicht mit Miſt überſtreut werden. Die Stoppelfelder müſſen ſo ſchnell als möglich geſtürzt werden und hinter jedem Pfluge muß eine Perſon mit dem Beſen hergehen, und die herausſpringenden Mäuſe todtſchlagen. Dabey kann man auch Hunde mitnehmen, die entwiſchten zu fangen. Hier und da muß man Bögen von Weiden oder Haſelgerten aufſtecken, auf welche ſich die Raubvögel ſetzen und den Mäuſen auflauern können. Nach der Saat muß das Feld, Acker für Acker von Zeit zu Zeit beſichtiget, und wo ſich Mausflecken finden, wieder ſolche Bögen geſteckt und die Löcher zugeſtampft werden. Auch gräbt man irdene glaſürte Töpfe oder Häfen, von 3 bis 4 Maas, welche auf ein Drittel mit Waſſer angefüllt ſind, bis ein Queerfinger tief über den Rand in die Erde, und gießt alle 3 Tage friſches Waſſer hinein. In ſolchen Töpfen fangen ſich alle Nächte 4 bis 6 Mäuſe, wenn es viele giebt. Alſo je mehr Töpfe, deſto beſſer!

Die **Hamſter** vermehren ſich auch in manchen Jahren ſo ſehr, daß ganze Dorfſchaften und Gemeinheiten

unter Aufſicht der Vorgeſetzten wider ſie zu Felde ziehen müſſen. Man gräbt ſie aus, um ihren eingetragenen Vorrath zu gewinnen, oder wenn ihrer zu viel ſind, führt man groſſe Fäſſer mit Waſſer auf die Aecker und gießt ſo viel in die Löcher, bis ſie herauskommen, da ſchlägt man ſie todt, ißt den Braten, wenn man will, und verkauft die Felle an die Kürſchner. Auch gräbt man große Falltöpfe, wie gegen die Mäuſe, in ihren Weg.

Der **Wild-Schaden** iſt eine Plage des Landmanns in waldigten Gegenden, wider die er **nichts** unternehmen kann, als **Wachen** und **Bitten.** — Vor alten Zeiten waren die Wälder außer den Hirſchen, Rehen und wilden Schweinen, auch voller reißenden Thiere, welche Menſchen und Vieh angriffen. Die Füchſe hohlten die Hühner aus dem Hühnerhauſe, und Bären und Wölfe kamen des Winters bis in die Dörfer und fraßen die Kinder aus der Wiege; wie es jetzt noch in **Polen** Exempel davon giebt. Darum iſt es gut, daß die Fürſten und andere Obrigkeiten Jäger halten: weil der Bauersmann ſeine Wirthſchaft ſtehen laſſen müßte, wenn er ſich und ſein Vieh ſelbſt dagegen ſchützen ſollte. Damit aber die Jäger ſich im Schießen üben können, darf man das Wild nicht ganz ausrotten, und die Jäger abdanken: ſonſt würden die Bären, Wölfe und Luchſe und Füchſe bald wieder überhand nehmen. Auch iſt das Wildpret eine geſunde Speiſe und die Felle davon dienen zu mancherley Gebrauch. Einen kleinen Schaden kann man alſo davon billig mit Gedult tragen, Iſt aber der Schade groß: ſo laſſet ihn von unpartheyiſchen Leuten beſichtigen und taxiren. Alsdann laſſet die hier folgende Bittſchrift, nebſt der Specification des Schadens, ſauber abſchreiben, und übergebt ſie eurem gnädigen Fürſten, in ſeine eignen Hände.

Durch-

Durchlauchtigſter Fürſt,

Gnädigſter Fürſt und Herr!

"Eure Hochfürſtl. Durchl. ſind unſer lieber gnädiger Landesvater, und wir ſind Höchſt Dero gehorſame Kinder und getreue Unterthanen. Nun bauen wir im Schweiß des Angeſichts die Erde; und wenn wir den Saamen hinein geſäet haben, und der liebe Gott unſre Arbeit geſegnet hat: ſo kommt das Wild und frißt uns den Segen Gottes hinweg, und zertritt den Lohn unſres Schweißes mit den Füßen. Was die Haſen thun, wollen wir nicht einmahl erwähnen: aber aus der angefügten Specification iſt zu erſehen, wie hoch ſich der Schade belauft, den uns die Hirſche und Rehe bis jetzt zugefüget haben; und kommen erſt die wilden Schweine, ſo geht es noch ärger. Wollen wir nun nicht gar alles verlieren: ſo müſſen wir, wenn wir des Tages Laſt getragen haben, die Nächte hindurch wachen, um das Wild zu verſcheuchen. Und da haben wirs ja noch ſchlimmer, als unſer Vieh. Dieß hat doch Ruhe nach der Arbeit: aber wir armen Menſchen haben keine Ruhe, weder Tag noch Nacht. Denn verſehen wirs nur einmahl, daß ſo ein Rudel Hirſche in ein Stück kommt: ſo iſt die Arbeit und Hofnung des ganzen Jahres in Einer Nacht zerſtöret. Wir flehen daher Eure Hochfürſtl. Durchl. fußfällig um Erbarmung und Hülfe in dieſer großen Noth, daß Höchſt-Dieſelben doch in Gnaden geruhen möchten, einen Theil des Wildes wegſchießen und das übrige durch einen Wild-Zaun in den Wald ſperren zu laſſen. Wir dürfen und können ja nicht mehr Vieh halten, als unſre Felder und Wieſen ernähren können: darum iſt es wohl billig, daß Höchſtdero Jäger auch nicht mehr Wild halten, als der Wald ernähren kann. Denn daß es nicht Eurer Hochfürſtl. Durchl. eigne höchſte Willensmeynung ſey, daß uns das Wild auffreſſe, wiſſen wir gar wohl; haben auch erfahren, daß Höchſtdenenſelben der Bericht gemacht worden, als wäre nicht viel Wild vorhanden, und als dürfte bald kein Wildpretsbraten mehr für Höchſtdero Tafel zu finden ſeyn. Wir bitten aber in Unterthänigkeit, nur einen von Dero getreuen Räthen aus der hohen Landes-Regierung, der kein Jagdliebhaber iſt, zur Beſichtigung anher zu ſchicken, und ihm

gnädigſt zu befehlen, daß er eine Nacht mit uns vor dem Walde wache: ſo werden Eure Hochfürſtl. Durchlaucht ſchon anders berichtet werden, und Mitleiden mit uns armen Leuten haben. Gott verleihe Höchſtdenenſelben langes Leben und gute Geſundheit für dieſe hohe Gnade! Wir ſind dafür bis in den Tod und das Grab

Eurer Hochfürſtl. Durchlaucht

unſers gnädigſten Landesvaters

unterthänigſte Kinder und getreue Unterthanen,

die Einwohner zu N. N.

Erfolgt nun auf dieſe Bitte keine gnädige Antwort, ſo denket nicht ſogleich, der Landesvater bekümmere ſich nicht um eure Noth: ſondern bittet noch ein, zwey, drey mahl, daß er ſich eurer erbarme! Er wird es endlich gewiß thun.

54.
Was Bauersleute in Kriegsnoth, auch bey Streitigkeiten und Proceſſen zu beobachten haben.

In Krieges-Händel meng dich nicht!
Vergieb, was dir zu Leid geſchicht.
Statt Haders um das Mein und Dein,
Laß lieber auf Vergleich dich ein.

Daß es auf Erden immer beſſer wird, ſieht man unter andern auch an der Art, wie man heut zu Tage Krieg führt. Die Haare ſtehen einem zu Berge, wenn man in der Geſchichte lieſt, wie es im 30jährigen Kriege hergieng, oder wie die Franzoſen noch vor hundert Jahren in der Pfalz hauſeten. Da wurde den Bauern vom Feind alles genommen, was ſie hatten, ihre Weiber und Töchter verunehret, und ganze Dörfer in Aſchenhauſen verwandelt. Alle Feldarbeit hatte ein Ende, die Leute flüchteten ſich in die

Wäl-

Wälder, und wenn es wieder Friede wurde, ſo waren Tauſende nicht im Stande, ihre Haushaltung wieder anzufangen. Aber heut zu Tage, wenn die großen Herren Krieg mit einander haben, pflegt der Feind Bauersleuten, die ſich friedlich verhalten, weniger Leids zu thun, als ihnen vor Zeiten der Freund zufügte. Es kommt alſo nur darauf an, daß Bauersleute ſich in Kriegsnoth klüglich verhalten, und ſich nicht ſelbſt Unglück zuziehen: ſo können ſie zuweilen, wegen der dabey ſteigenden Fruchtpreiſe, ſogar Vortheil davon haben. Ein alter Bauersmann, der in ſeiner Jugend Soldat geweſen, gab neulich ſeinen heranwachſenden Söhnen folgende Lehren darüber.

"Kinder, ſagte er, ihr werdet nun groß, und ich ſterbe bald! Es ſind eurer ſo viel, daß ihr von eurem Erbtheil nicht leben könnt. Ihr müßt dienen. Du Thomas, biſt der größte und ſtärkſte; ich dächte: du würdeſt Soldat, und du auch Joſeph, wenn du aus der Schule kommſt. Dienet eurem Vaterlande: dem ſeyd ihr euer Blut und Leben ſchuldig. Und wenn der Feind unſer Deutſches Reich antaſtet, oder ein großer Potentat unſern Fürſten, Grafen, Herren und freyen Reichsſtädten das Ihrige nehmen und ſie unters Joch bringen will: ſo waget euern letzten Blutstropfen daran. Denn darauf beruht auch die Wohlfahrt des Bauernſtandes in Deutſchland, daß das Reich bey ſeiner Ordnung und Freyheit erhalten werde. Aber daß ihr bey Leibe nicht in fremde Dienſte geht und für einen ſchnöden Sold Menſchenblut vergießet! Gott bewahre euch vor ſolcher Miſſethat! Du Jacob und Fritz, wenn ihr einmal eine Haushaltung habt, und es wird Krieg: ſo fraget verſtändige Leute: ob unſer Land wohl mit darein verwickelt werden und feindliche Einquartierung bekommen könne? Hält man dieſes für wahrſcheinlich: ſo eilet mit der Beſtellung ſo ſehr ihr

könnt;

könnt; baut recht viel Kartoffeln, Möhren, Rüben, Unter- und Ober-Kohlraben und dergleichen, daß ihr etwas zu eſſen habt, wenn etwa das Getraide verdorben wird. Vom Heu und Stroh ſchneidet ſo viel, wie möglich, zu Heckerling: weil ſich dieſer nicht ſo leicht weg fураſchiren läßt, und weniger Raum einnimmt. Schlachtet mehr ins Haus, als ſonſt: damit ihr etwas habet, den Feind zu begütigen. Kommt er nun wirklich ins Land: ſo ſeyd nicht mürriſch gegen die Soldaten, ſondern recht freundlich. Gebet ihnen willig, was ihr habt: ſucht ihnen zu Gefallen zu leben; wartet und pfleget ihrer, wenn ſie krank oder verwundet ſind: ſo werden ſie aus Feinden Freunde, und ſchonen euch, wo ſie können. Denn es ſind auch Chriſten, und haben oft gar große Noth auszuſtehen. Seyd dabey vorſichtig im Reden und Thun, daß ſie keinen Argwohn gegen euch ſchöpfen. Vor allen Dingen aber laßt euch weder von Feind noch Freund zu Verräthern oder Spionen gebrauchen. Ich lag im 7jährigen Kriege einmahl 14 Tage bey einem Bauer im Quartier, der ein wohlhabender und braver Mann war. Wir wurden die beſten Freunde. Er hatte eine Tochter, die mir gefiel, und als ich ihm erzählte, daß ich auch vom Bauernſtande ſey und ein kleines Gütchen zu Hauſe habe: verſprach er mir die Tochter zur Ehe, wenn es Friede würde und ich meinen Abſchied erhielt. Wir weinten wie die Kinder, als wir von einander ſcheiden mußten. Nun ſtellt euch vor! 14 Tage darauf wurde von unſern Huſaren ein Spion gefangen, und das war dieſer ehrbare und brave Mann. Er hatte ſich durch das Verſprechen einer Summe Geldes, womit er ſeinen Kriegsſchaden zu erſetzen gedachte, vom Feinde verführen laſſen, uns auszukundſchaften, unter dem Vorwand, als ob er mich beſuchen wollte. Ich bat knieend beym General um ſein Leben; aber es half nichts; er mußte hängen. Die Tochter ließ ſich darauf,

weil

weil der Vater weg war, von einem Dragoner verführen. Dieſe Geſchichte mag euch zur Warnung dienen! Laßt euch auch niemals von verwegenen Leuten anreitzen, euch gegen die Feinde zur Wehre zu ſtellen, oder ihnen heimliche Tücke zu beweiſen. Darüber werden oft ganze Dörfer ruinirt und die Bewohner niedergemetzelt. Und es geſchieht ihnen recht daran: denn wer ſich ohne Beruf in den Krieg miſcht, muß ſich auch gefallen laſſen, wenn ihm nach Kriegsmanier mitgeſpielt wird. Eurer hohen Obrigkeit gebt in Krieges zeiten willig, was ſie fordert, und was ihr geben könnt. Sie ſorgt doch, wenn es Friede wird, landesväterlich dafür, daß euch wieder aufgeholfen werde."

So und dergleichen mehr, ſprach der alte erfahrne Mann mit ſeinen Söhnen vom Krieg. Hernach kam er auf die Proceſſe zu reden, und ſagte: ſo gefährlich der Krieg für die Wohlfahrt der Bauersleute iſt: ſo gehen dadurch doch nicht ſo viel Haushaltungen zu Grunde, als durch Hader, Streit und Proceſſe. Und ich fürchte leider! dir Thomas, gehts einmahl ſo, wenn du ein ſolcher Haberecht bleibſt, wie du jetzt biſt. Aber ſagt mir, Kinder, was meynt ihr, was iſt wohl bey jedem Streit oder Proceß für eine Abſicht, warum man ſtreitet? "Um recht zu behalten, antwortete Thomas." Ich dachts wohl, du Streitkopf, daß du ſo antworten würdeſt: aber weißt du nicht mehr, daß unſer Vetter Chriſtoph Hahn in dem Injurien-Prozeß mit ſeinem Gerichtsherrn auch Recht behielt, und daß er darüber doch zu Grunde gieng? Wer weiß beſſern Beſcheid zu geben? "Ich denke, ſagte Joſeph, man ſoll nicht ſtreiten, als nur um Schaden abzuwenden, oder wieder zu dem Seinigen zu gelangen, wenn einem ein anderer zu nahe getreten iſt." Getroffen! rief der Vater: darauf beruht

die ganze Sache. Gott hat uns Menſchen nicht zu Raubthieren gemacht. **Sirach** ſagt recht: **daß die Leute hoffärtig und grimmig ſind, iſt von Gott nicht geſchaffen:** ſondern er will haben, daß wir friedlich bey einander wohnen, und wie ihr ſchon wißt, einer dem andern helfen, **immer beſſer** zu werden. Wenn uns nun einer, der noch nicht weiß, daß er **dazu** auf der Welt iſt, Schaden zufügt, es ſey, worinne es wolle: ſo dürfen wir ihm dieß wohl verwehren. Nehmlich erſt mit guten Worten; wie **Sirach** ſagt: **ſprich deinen Nächſten darum an, ehe du mit ihm pocheſt;** und dann vor der Obrigkeit, welche von Gott dazu geſetzt iſt. Ja, in Nothfällen, wenn einer uns mit gefährlichen Waffen in der Hand angreift, darf man ſich wohl ſeiner Haut wehren, und den Feind, der uns nach dem Leben ſteht, zu Boden ſchlagen, ehe er uns trifft. Wo aber keine ſolche Gefahr iſt, ſo iſt der erſte Rath, den ich euch gebe: **Rächet euch nicht ſelbſt;** denn das iſt der Obrigkeit ihre Sache. Der andere iſt: wenn der euch zugefügte Schade nicht ſo beſchaffen iſt, daß er mit der Zeit immer größer wird: ſo **wartet wenigſtens 4 Wochen,** ehe ihr zum Advocaten oder zur Obrigkeit gehet. Unterdeſſen thut, was **Sirach** ſagt: **ſprich deinen Nächſten darum an, vielleicht hat ers nicht gethan, oder geredt. Denn man lüget gern auf die Leute. Hat ers aber gethan oder geredt, daß ers nicht mehr thue. Es entfährt auch oft einem ein Wort, und er meynts nicht alſo.** Mein dritter Rath iſt: ehe ihr vor Gericht gehet, ſo überleget und fraget verſtändige Leute, die keine Advocaten ſind, **ob eure Klage gerecht ſey,** und **was dabey heraus kommt, wenn ihr gewinnen ſolltet?** Dagegen rechnet die Proceßkoſten, die vergeblichen Wege, das Aergerniß, die größere Feindſchaft, welche daraus entſtehen

ſtehen wird, und dergleichen: und nun überleget wohl, ob es beſſer iſt, zu hadern, oder nicht. Denn wer zwiſchen zwey Dingen nicht **das beſſere** wählet, iſt ein Narr. Vergeſſet auch nicht das chriſtliche Vergnügen mitzurechnen, das man hat, wenn man dem Beleidiger verzeihet. Wir nennen uns **Chriſten**, und ſind in ſolchen Sachen oft gottloſer und dümmer, als die Heiden. Es iſt z. E. eine ausgemachte Sache, daß die rechte **Ehre** darauf beruht, daß einer in allen Stücken **recht** und **klug** handle und von andern dafür gehalten werde. Wenn euch nun einer im Zorn ſchimpft, oder euch einen unſchädlichen Schlag giebt: ſo hat **Er** ja die Schande davon; weil **Er** unrecht und unklug handelt, und nicht **Ihr**! Wenn ihr nun wieder ſchimpft oder ſchlagt, ſo fallet Ihr in gleiche Schande. Klagt ihr aber bey der Obrigkeit, ſo wird er zwar geſtraft: aber Euch hilft das nichts; denn ihr hattet ja von ſeinem Schimpfen keinen Schaden. Dagegen wird euch der Beſtrafte nun noch feinder und lauret darauf, euch wirklich Schaden zu thun. Mich reuet es daher bis dieſe Stunde noch nicht, daß ich ſogleich im erſten Jahre, als ich aus dem Felde kam, da mir **Jacob Winter** im Wirthshauſe eine Ohrfeige gab, nicht wieder ſchlug und auch nicht klagte, ſondern daß ich zu ihm ſagte: es thut mir leid, **Jacob**, daß du ſo unverſtändig biſt, aber ich will dirs vergeben. Bitte nur die Leute alle, daß es keiner verräth, damit du nicht in Strafe kommſt. Einer hetzte mich an, daß ich mich als ein Soldat nicht beſchimpfen laſſen ſollte. Zu dem ſagte ich: **Chriſtus** der Herr hat ja befohlen: **Liebet eure Feinde; ſegnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen; bitter für die, ſo euch beleidigen und verfolgen?** Und ich ſollte nicht einmahl dem guten **Jacob** ſo einen Fehler vergeben, den er in der

Hitze

Hitze begangen hat? So auch das Jahr darauf hatte der Schmied, der unter den Oeſtreichern gedient hat, ausgeſprengt: ich hätte beym Regiment geſtohlen und mir wäre der Galgen auf den Buckel gebrannt, und dies Gerede war im ganzen Dorfe herum gegangen. Ich ſchwieg ſtill, und bat den Hauptmann von meiner Compagnie in einem Briefe: er ſolle mir doch ein Atteſtat ſchicken, wie ich mich aufgeführet und was ich für Regimentsſtrafen bekommen hätte? Dieſes that der gute Herr. Bey der nächſten Zuſammenkunft der Gemeine, trat ich nun auf, und ſagte: Meine lieben Freunde! Es geht ein ſchlimmes Gerede von mir, wegen meiner Aufführung beym Regimente. Damit ihr nun wiſſet, daß es lauter Lügen ſind, ſo ſey er doch ſo gut, Herr Schulze, und leſe dieſes der Gemeine vor. Wie nun der Schulze das ſchöne Atteſtat und den Brief vom Herrn Hauptmann geleſen hatte, und die Leute alle aufhorchten, ſo ſagte ich: ſeht, lieben Leute, ſo groß Unrecht kann einem ehrlichen Manne durch böſe Mäuler geſchehen. Ich weiß nun wohl, wer der Verläumder iſt, und habe Zeugen, daß ich ihn gar leicht ins Zuchthaus bringen könnte. Aber der Mann iſt arm und hat eine kranke Frau mit zwey kleinen Kindern; die fielen der Gemeine zur Laſt, wenn der Vater weg wäre. Seyd ihr alſo überführt, daß das Gerede falſch iſt und haltet mich für einen ehrlichen Mann: ſo will ichs ihm vergeben und nicht klagen. Was das für ein Aufſehen machte, und wie mich die Leute verehrten, daß ich ſo chriſtlich handeln wollte, kann ich euch nicht beſchreiben. Der Schmied war außer ſich und konnte ſich nicht halten. Er kam vor der ganzen Gemeine auf mich zu und bat mich heulend und ſchluchzend um Vergebung, daß er aus Dummheit und Neid ſo geredt hätte, und ſeit dem hat er mir alles mögliche zu Gefallen gethan. Als es der Herr Pfarrer Geiß, tröſte ihn

Gott! erfuhr, hielt er bald darauf über den Text: **Selig ſind die Friedſamen** ꝛc. eine ſolche Predigt vom Proceſſiren, und wie ſchön es ſey, Beleidigungen zu vergeben, daß alle Menſchen gerührt wurden. Von der Zeit an, ehren und lieben mich nun, wie ihr ſelbſt wißt, alle Menſchen im Dorfe, ob ich gleich nicht reich bin; und wenn ein Streit entſteht, ſo nehmen ſie mich oft zum Schiedsrichter, ſo daß die Advocaten gar wenig hier verdienen. So machts auch, Kinder, wenn euch etwas zu Leid geſchieht. Bekommt ihr Streit über das Mein und Dein, ſo fragt verſtändige Leute, welche die Rechte verſtehen: ob ihr Recht habet zu ſtreiten und ganz gewiß gewinnen müſſet? Habt ihr Unrecht, ſo klaget nicht: daß ihr nicht noch Koſten und Strafgelder hinten nach werfet. Und habt ihr Recht, ſo ſtellet es eurem Gegner liebreich vor, und rathet ihm, auch einen verſtändigen Mann zu fragen, der nicht von Proceſſen lebt. Will er nicht hören: ſo rechtet. Iſt aber das Recht zweifelhaft: ſo vergleicht euch, mit Hülfe eines verſtändigen Mannes. **Ein magerer Vergleich iſt beſſer, als ein fetter Proceß.** Damit ihr keine Zänker und Störer werdet, und euch nicht unnöthige Händel zuziehet, ſo leſet fleißig was im **Eccleſiaſticus** Cap. 5, V. 11 — 18. Cap. 6, V. 1 — 5. Cap. 7, V. 1 — 7. Cap. 8. Cap. 19, V. 6 — 18. Cap. 28, V. 10 — 30. ſteht, und thut darnach; und du beſonders, **Thomas**!

55.

Von der Noth des Viehes, und wie man ſich gegen daſſelbe zu verhalten habe.

Nutzen magſt du wohl dein Vieh,
Aber plag' und quäl' es nie!
Muß dein Pferd Noth leiden:
Kann es nicht arbeiten.
Wenig Milch und wenig Miſt
Giebt die Kuh, die wenig frißt.

Das Vieh iſt der beſte Freund des Bauersmannes. Alle ſeine Arbeit am Acker iſt vergebens, wenn ihm dieſes keinen Dünger macht. Der Pflug geht nicht, wenn ihn Pferde und Ochſen nicht ziehen. Schmalhans regiert in der Küche, wenn die Kuh keine Milch, Butter und Käſe, die Schweine kein Fleiſch, Speck und Wurſt liefern, und womit wollte man ſich kleiden, wenn die Schafe keine Wolle gäben? Es iſt daher billig, daß man das Vieh wohl abwarte, und daß man es nicht ohne Noth plage und martere. Gott

 hat

hat es geſchaffen, daß es ihm wohl gehe, im Eſſen, Trinken und Ruhe, und uns Menſchen hat er Vernunft gegeben, daß wir es gebrauchen und ihm für ſeinen Nutzen wohl thun ſollen, ſo lange es lebet. Wer alſo ſeinen Ochſen ohne Urſache ſchlägt, iſt unvernünftiger, als der Ochs, und könnte der Ochs reden, ſo würde er ſich umdrehen und ſprechen: "du undankbarer Schlingel! Ich ernähre dich, und du ſchlägſt mich. Wart ich will dir deinen Lohn geben — "und würde den Undankbaren mit ſeinen Hörnern anſpießen. Keine Obrigkeit könnte den Ochſen darum ſtrafen, daß er ſich ſeiner Haut wehret. Das Vieh trägt aber unſre Grauſamkeit mit Geduld: weil wir es von Jugend auf zahm machen, und es ſeufzet im Stillen, wenn du es quäleſt. Allein Gott im Himmel hört ſein Seufzen, er zählt die Striemen, die du ihm ſchlägſt, und ſtraft die Ungerechtigkeit, die du ihm beweiſeſt. Es iſt auch gewiß: je lieber einer ſein Vieh hat, und je ſorgfältiger er es abwartet, deſto beſſer gedeihet es und deſto mehr Nutzen bringt es ihm. Sey daher ſo klug und beobachte folgende Regeln, die von einem verſtändigen Landwirthe aufgeſetzt ſind.

Der Stall muß gut gepflaſtert und ein wenig abhängig für Pferde und Rindvieh ſeyn, daß ſie mit den Vorderfüßen etwas höher ſtehen. Es iſt gut, wenn man die Decke ſo einrichtet, daß man ſie im Sommer wegnehmen, und den Stall erhöhen, im Winter aber mit Stroh oder Heu belegen kann, daß er niedriger und wärmer wird. Pferde- und Schaf-Ställe müſſen ordentliche Fenſter haben: denn in dunklen Ställen werden die Pferde ſcheu, und die Schafe gedeihen nicht ſo gut.

Reinlichkeit und friſche Luft iſt fürs Vieh, wie für die Menſchen, ein Geſundheitsmittel. Auch die Schweine gedeihen nicht in einem unreinen und feuchten

Stalle.

Stalle. Streue fleißig, miſte fleißig aus; ſtriegle und reibe alle Morgen die Ochſen und Kühe, wie die Pferde; öffne täglich den Stall eine Stunde, damit friſche Luft hineinkommt. Räuchre mit Eſſig oder Wachholderbeeren, wenn ſtinkende Dünſte darinnen ſind. Jeder Stall muß oben Luftlöcher haben, wo die Dünſte hinausziehen können.

Füttre dein Vieh reichlich mit gutem Futter ter und zu rechter Zeit. Was du ihm nicht giebſt, kann es dir nicht wieder geben. Aber ſchütte ihm nicht alles auf einmahl vor. Jedes Futter theile bey Pferden und Kühen in 3 gleiche Theile. Beym 2ten Theil des Morgen-Futters wird geſtriegelt und geputzt, und beym 3ten werden die Kühe gemolken, die Pferde angeſchirret. Je reiner das Futter und Krippe und Trog iſt, deſto beſſer.

Damit dein Vieh, wenn die Heu- und Grummet-Erndte verunglückt, nicht in Hungersnoth gerathe, ſo verlaß dich nicht nicht allein auf die Wieſen: ſondern baue dabey, wie Wilhelm Denker, auch viel und vielerley gute Futterkräuter und Gemüſe, um allenfalls davon dein Vieh zu erhalten. Setze dich mit der Fütterung in Vorrath, wie mit dem Getraide, und halte nicht mehr Vieh, als du recht tüchtig ausfüttern kannſt. Wenn du viel Futter haſt, ſo füttere doch nicht mehr, als wenn du nur eben genug haſt. Denn die Menge macht das Vieh nicht gedeihen: ſondern die gute Ordnung und Pflege. In trocknen Sommern, wo wenig Gras wächſt, hat es deſto mehr Nahrungskraft, und du kannſt davon dem Viehe ohne Schaden weniger geben. Sieht es um die Heu-Erndte ſchlecht aus; ſo rechne nicht auf das unſichere Grummet. Beſäe geſchwind ein Stück Brachfeld mit gemiſchtem Futter. In zwey Monaten dient dies ſchon zur grünen Fütterung, und das Stück wird darum keine ſchlechtere Winter-

frucht geben, weil es die Wurzeln des Gemiſches düngen. Säe Johannis Korn, wozu man gemeinen Roggen nimmt, zu Ende des Junius auf ein fettes gut zubereitetes Feld. Iſt dieſes etwa über eine Viertel-Elle gewachſen, ſo mähe es zur Fütterung ab, und im Herbſt noch ein mahl. Die Korn-Erndte wird dadurch nicht ſchlechter. In warmen Gegenden kann man, wenn die Winter-Gerſte oder Winter-Rübſen (Reps) heimgebracht iſt, noch weiſſe Rüben auf denſelben Acker ſäen, oder Runkelrüben darauf pflanzen. Rechne dann im Herbſt accurat aus, wie weit dein Futter-Vorrath reicht, und rechne allezeit auf einen langen Winter. Reicht es nun nicht zu: ſo kaufe ſogleich im Herbſt Futter, oder verkaufe ein oder etliche Stücke Vieh; ehe die Noth kommt und daß Futter theurer, das Vieh aber wohlfeiler macht.

Wenn ein Thier den Kopf traurig hängen läßt, kalte und hängende Ohren und trübe Augen hat; wenn das Maul erhitzt und trocken iſt, oder widernatürlich ſchäumet; wenn das Haar auf der Haut rauh und wie aufgebürſtet ſteht, oder ſich leicht ausreiſſen läßt; wenn das Thier Herzklopfen oder Seiten-Schlagen hat; wenn es nicht recht frißt oder ſäuft; wenn es wie träumend und dumm da ſteht; wenn es ſich im Stalle bald niederlegt, bald wieder aufſteht; wenn es im Gehen wanket und fauler iſt, als gewöhnlich: — ein ſolches Thier iſt krank. Mache den Anfang zur Cur damit, daß du es weniger, oder wenn es ſehr ſchwach iſt, gar nicht arbeiten läſſeſt, und ihm kein hartes Futter giebſt. Dann gehe zum beſten Vieh-Arzt, der in der Gegend iſt, nicht zum wohlfeilſten: und kann er das kranke Thier nicht ſelbſt ſehen; ſo beſchreibe ihm alle Umſtände davon ſo accurat, wie die Fragen über kranke Menſchen S. 315. dieſes Büchleins geſtellt ſind.

Pferde geſund zu erhalten, ſammle Samen von der großen Brenneſſel, trockne ihn und reibe ihn zu Pulver: davon menge oft eine Handvoll unter das Futter. Suche auch von einem Jahre zum andern allezeit bis Weyhnachten alten Haber und altes Heu füttern zu können. Für die Füße iſt nichts beſſer, als daß ſie immer reinlich und trocken im Stalle ſtehn, und daß man ſie gegen Abend nach der Arbeit rein abwaſche und mit Strohwiſchen oder Lappen abtrockne. Auch dürfen die Eiſen beym Beſchlagen nicht heiß aufprobirt, oder heiße Aſche in den Fuß geſtreut werden. Davon verdirbt der Huf über lang oder kurz. Hüte dich, ein Pferd, wenn es erhitzt iſt, ins Waſſer zu reiten, oder ſaufen zu laſſen, und übertreibe es nicht in der Arbeit: davon kommen die meiſten Zufälle bey Pferden. Iſt ein Pferd auf ſolche Art verwahrloſet, daß es ſich **verfangen**, oder die **Rähekrankheit** bekommen will: ſo ſetze dich darauf und reite es warm; alsdann reibe es in einem warmen zugemachten Stalle mit Strohwiſchen, bis der Schweiß kommt. Iſt das Thier aber ſchon zu ſteif: ſo behänge es im Stalle mit warmen Decken, und gieb ihm alle 2 Stunden 1 Loth **Hollunder-Muß** (Lattwerge) in warmen Bier ein und reibe es fleißig mit Strohwiſchen und wollenen Lappen, bis die Ausdünſtung wieder kommt. Es iſt auch gut ein **Dampfbad** zu brauchen: indem man ein Gefäß mit kochendem Waſſer ſo unter die ſteifen Glieder ſtellt, daß der Dampf daran ſchlägt, und dabey das Thier mit Decken behängt, daß nur der Kopf frey bleibt.

Wenn ein Pferd ſich nach langem Hunger **überfreſſen**, oder wenn es von der **Wind-Kolik** aufgebläht iſt: ſo gieb ihm vor allen Dingen ein oder etliche Klyſtiere von **Käſe-Pappel-Kraut**, **Kamillen** und **Bingelkraut**, jedes einer Handvoll in 2 Nöſel Waſſer einer Viertelſtunde lang gekocht und ein Paar

Löffel voll Oehl darein gethan. Ueberhaupt thun Klyſtiere in Nothfällen beym Vieh ſo gut, wie bey Menſchen.

Wenn ein Pferd das Stallen übergangen, und nicht ſtallen kann: ſo führe es in einen Schafſtall, und laß es eine Viertelſtunde darinne ſtehen. Auch iſt es gut, ihm Oehl aufs Kreuz zu gießen, und es ſtark einzureiben.

Das Rindvieh geſund zu erhalten iſt es ſehr gut, ihm alle Morgen, wenigſtens über den andern Tag, das erſte Futter mit Salz zu beſtreuen. Iſt ein Verſehen in der Fütterung mit Klee wider die Regeln Seite 265 dieſes Büchleins geſchehen, und das Vieh **läuft auf** oder wird **aufgebläht**: ſo nimm ein Unſchlitt-Licht, etwa von 2 Loth, und ſtecke ihm ſolches ganz, wie es iſt, in den Schlund, das es daſſelbe hinunter ſchluckt. Ein Horn voll recht ſtarke Miſt-Gauche iſt auch gut. Auf beydes muß das Thier herumgeführt werden. Sollte es nicht bald helfen: ſo iſt das einzige Mittel, es in den Wanſt **zu ſtechen**, damit die geſammlete Luft heraus fahren kann. Man tritt auf die linke Seite des Thiers in der Gegend der Lenden. Hier legt man die linke Hand ſo auf den aufgeſchwollenen Bauch, daß der Spitzfinger mit dem Daumen einen Winkel macht, und daß jener oben vor dem Rückgrad und der Daumen hinter der letzten Ribbe liegt. Auf ſolche Art wird man die **Kappe** des Wanſtes, oder die ſogenannte **Hunger-Grube**, (**Hunger-Lücke**) im Winkel der beyden Finger haben, und in dieſe geſchieht der Stich, etwas ſchräg einwärts: entweder mit einem dazu erfundenen beſondern Meſſer, welches ein **Trokar** genannt wird, oder mit einem gewöhnlichen Tiſchmeſſer. Der Stich wird bey erwachſenem Vieh faſt eine Spanne und bey jungem eine halbe Spanne tief gemacht. Iſt es mit einem gewöhnlichen

Meſ-

Meſſer geſchehen, ſo zieht man es nicht ſogleich wieder heraus: ſondern man bewegt es etwas hin und her und ſchiebt darneben eine Röhre von Hollunder oder Blech in die Oeffnung, welche überall viele Löcher hat, und oben durch ein daran befeſtigtes Queerhölzchen gehindert wird, tiefer hinein zu fahren, als das Meſſer. Dieſe Röhre läßt man ſo lange darinne, bis aller Wind herausgefahren und das Thier wieder ſeine natürliche Dicke hat. In die Wunde ſtreicht man alsdann ungeſalzene Butter und darüber etwas Wagenſchmiere, davon ſie wieder zuheilt. Die erſten Tage nach dem Stich giebt man wenig Futter, und klyſtiert das Thier etliche mahl.

Bekommt ein Stück Rindvieh von großer Hitze und Durſt die **Blatter** oder **Plarre**, welches auch die **Peſtblatter** und die **Kröte** genannt wird: ſo ſchneide die bleyfarbige Blaſe, welche an der Zunge oder am Ausgange des Maſtdarms ſitzt, mit einem ſcharfen Meſſer auf, drücke mit einem Lappen das darinne befindliche Blutwaſſer rein aus, und waſche die Wunde mit Eſſig. Mache darauf dem Vieh einige Tage lang das Saufen mit **Vitriolſpiritus** ein wenig ſäuerlich, oder koche ihm einen Trank von **Sauerklee** oder **Sauerrampfer**.

Den Schafen dient zur Geſundheit folgendes Kräuterpulver. Sammle **Quendel, Schafgarbe, Majoran, Thymian, Weinraute, Salbey, Kümmel, Anis** und andere wohlriechende Kräuter, wenn ſie anfangen zu blühen, trockne ſie im Schatten und mache ſie zu Pulver. Davon miſche den Schafen erſt ein wenig, bis ſie es gewohnt werden, und hernach ein Drittel unter das Salz zum Lecken, und gieb ihnen recht oft Salz. Dabey behüte ſie vor ſtehenden Waſſern, verſchlemmten Futter, und heißen dumpfigen Ställen. Wenn ein Schaf von Klee oder anderm weichem Futter, worinn es ſich überfrißt, aufläuft: ſo ſtecke ihm ein Strohband ins Maul und binde es über

dem Kopfe zuſammen, welches die Schäfer **aufzäumen** nennen, und dabey laß es frey herum ſpringen, bis es den Klee heraus wirft.

Schweine dürfen, wenn ſie noch jung ſind, nicht heiß, und nicht zu gut gefüttert werden, müſſen auf dem Stalle immer trocken liegen, und wöchentlich einmahl eine Handvoll Büchen-Aſche unter das Freſſen bekommen. Es darf ihnen nie an Saufen fehlen und im Sommer muß man ſie an heiſſen Tagen nicht austreiben. Wer ſie ſo hält, verliert keines an der Bräune. Wider dieſe Krankheit iſt das beſte Mittel, ſogleich im Anfange dem Thiere etliche mahl Ader zu laſſen. Das **Rankkorn** oder **Gerſtenkorn**, welches die Schweine von großer Hitze und Durſt bekommen, iſt eben die Krankheit, wie die **Blatter** beym Rindvieh, und wird auch ſo kurirt; indem man das Schwein auf den Rücken wirft, ihm das Maul mit einem Stocke aufſperrt, und die Blaſe, welche am Gaumen ſitzt, ausſchneidet.

Wenn Vieh von einem **tollen Hunde** gebiſſen wird: ſo brenne die Wunde ſogleich mit einem glühenden Eiſen. Hernach ſtreue ein wenig **Spaniſch-Fliegen-Pulver** darauf und belege ſie mit einem Pflaſter von Wachs, Unſchlitt und Theer oder Pech zu gleichen Theilen unter einander geſchmolzen. Durch dieſes Pflaſter erhalte die Wunde 3 bis 4 Wochen lang im Schwären; indem du, wenn es nachläßt, wieder ein wenig Spaniſch-Fliegen-Pulver einſtreueſt. Innerlich gieb dem gebiſſenen Thiere fünf Abende nach einander, nach dem letzten Futter, **Wolfskirſchen-Blätter** ein. Einem Pferde erſt 4, 5 und zuletzt 6 Loth, die man klein geſchnitten unter den Haber miſcht; einem Füllen 1 bis 3 Loth. Einer Kuh oder einem Ochſen 1 bis 2 Loth. Schafen, Ziegen und Schweinen ½ bis 1 Loth. Hat man gepülverte Wurzel: ſo giebt man davon jedem nur halb ſo viel.

Von

Von den vielen andern Krankheiten des Viehes wird in Zukunft eine beſondre Anweiſung ans Licht geſtellt werden.

Denn dieſes Noth- und Hülfs-Büchlein
Darf nicht zu lang zu leſen ſeyn;
Damit Du zum Probiren
Die Zeit nicht magſt verlieren!
Das Leſen iſt zwar recht und gut:
Doch beſſer — wer auch darnach thut!
Drum eilt das Werk behende
Allhier zum frohen

Ende.

Vierzehntes Kapitel.

Wie die Einwohner von Mildheim das Noth- und Hülfsbüchlein geleſen, und ſich darnach gerichtet haben.

Das Noth- und Hülfsbüchlein kam nun von Haus zu Haus im Dorfe herum, und wer leſen konnte, las mit Vergnügen darinne. Die Kinder lernten auch die Verschen, welche über den Nummern ſtehen, bald auswendig: aber, wenn es vom Leſen und Wiſſen zum Thun kommen ſollte, hieß es: ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne. Einige alte Leute wollten gar nichts von den darinne enthaltenen Vorſchlägen hören. "Wir ſind ſo alt worden, ſagten ſie, und es iſt unſer Lebelang nicht anders geweſen: es mag auch ſo bleiben! Es war ein alter Feldſcherer da, der ſich dafür ausgab, als verſtände er Latein. Wenn dieſer im Wirthshauſe davon ſprechen hörte, ſo ſagte er oft: ſum, ſus, ſut, verändern thut nicht gut; ſum, es, eſt, wir laſſens wies geweſt. Dieſer Art von Leuten half das Büchlein freylich aus keiner Noth: ſondern diente ihnen blos zum Zeitvertreib. Dagegen gab es wieder andere, die wollten ihre ganze Haus- und Feldwirthſchaft auf einmahl ſo einrichten, wie es darinne beſchrieben iſt, und kehrten alles um, das unterſte zu oberſt, ſo daß ſie großen Schaden davon hatten. Einige probirten dieß und jenes, und machten es nicht recht. Wenn nun das nicht heraus kam, was das Büchlein verſpricht: ſo wurden ſie ungeduldig, und wollten nichts mehr damit zu thun haben. In manchen Haushaltungen wurden Mann und Frau darüber uneinig, wenn eins etwas Nützliches daraus nachthun wollte, und das andere wollte nicht. Wegen des Kleebaues, den einige anfiengen, gab es Händel mit dem Schäfer. Diejenigen, welche die vom Herrn von Mildheim ausgeſetzten Preiſe gern ge-

gewinnen, und daher doch eins und das andere aus dem Büchlein zu Stande bringen wollten, wurden deswegen von andern angefeindet. Kurz, das Büchlein verurſachte einen ſolchen Wirrwarr im Dorfe, daß viele öffentlich ſagten: es ſey wohl mit Recht ein Noth-Buch zu nennen, das den Leuten erſt Noth machte, wenn ſie noch keine hätten, und mit der Hülfe ſey es lauter Lug und Trug.

Dem Herrn Pfarrer **Wohlgemuth** that es nun ſehr leid, daß die gute Abſicht dabey ganz verfehlt werden ſollte. Er entſchloß ſich daher, den Leuten das Verſtändniß durch eine **Predigt über den rechten Gebrauch deſſelben** zu öffnen: und dieſe hatte den erwünſchteſten Nutzen. Er zeigte darinne ſeinen Zuhörern handgreiflich: es ſey gar nicht ſo gemeint, daß **jeder alles** nachthun ſolle, was in dem Büchlein ſteht. Sondern aus den in demſelben enthaltenen Geſchichten ſollten ſie 1) die ſchöne Lehre recht lernen, **daß man mit Verſtand, Geſchicklichkeit und Fleiß alles in der Welt verbeſſern und ſelbſt immer beſſer und dadurch glücklicher werden kann**, wenn man will; 2) ſollten ſie dadurch gereizt werden, ihre Geſchäfte im Felde und zu Hauſe nicht ohne Verſtand **nach der alten Leyer immer überein** zu verrichten, ſondern dabey fleißig **nachzudenken** und zu **überlegen**, wie dieſes und jedes **beſſer** eingerichtet werden könne? 3) Wenn ſie nun im Noth- und Hülfs-Büchlein dieß und jenes fänden, das ſich für ihre Umſtände ſchickte; ſo ſollten ſie es ſo **weit** zur Ausübung bringen, **als es ſich thun ließe**. 4) Sollten ſie daraus die Lehren behalten: bey **Eſſen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Freude und Leid, Ueberfluß und Noth**, ja auch bey der ganzen Landwirthſchaft und bey allen und jeden menſchlichen Dingen ſey **nicht der Leib** die Hauptſache, auf die alles gerichtet ſeyn müſſe, ſondern **die Seele.**

le. Alles, was ihnen in der Welt widerfahre und alles, was ſie thäten, ſolle nach dem Willen Gottes **ihre Seelen beſſer machen**, am Verſtand und am Willen. Und dazu hülfe das Büchlein etwas, wenn ſie **alles**, was darinne ſteht, **überlegten**, und nur das, **was ſich ſchicke**, wirklich **ausübten**. Der ehrwürdige Greis zeigte darauf faſt von jeder Nummer ins beſondere, wie dieſes geſchehen könne, und brachte es dahin, daß nun diejenigen, die erſt am meiſten darwider geweſen waren, faſt die eifrigſten wurden, das Büchlein recht auszukundſchaften, und alles heraus zu ſuchen, was ihnen nützen könnte. In kurzem hörte man nun überall in Geſprächen zwiſchen Mann und Frau, Eltern und Kindern, oder Nachbarn und Freunden, auch bey Zuſammenkünften und im Wirthshauſe die Fragen: wozu nützt die Sache? wie iſt ſie am klügſten einzurichten? wie kann mehr Vortheil daraus gezogen werden? Und die Leute bekümmerten ſich bey allen Dingen um das wie? wenn? wo? warum? wozu? und wodurch? wie **Wilhelm Denker**. Und ſo kamen nach und nach manche Veränderungen zu Stande, die man ſonſt für unmöglich hielt. Wenn nun der Feldſcherer mit ſeinem ſum, ſus, ſut angeſtochen kam: ſo drehten ſie ihm den Vers um und ſagten, es hieße jetzt:

Sum, ſus, ſut,
Verändern thut recht gut;
Sum, es, eſt,
Machs beſſer, als es geweſt!

Fünf-

Funfzehntes Capitel.

Wie der Herr von Mildheim von ſeinen Unterthanen empfangen worden, als er von ſeinen Reiſen zurück kam.

Der Herr von Mildheim blieb volle fünf Jahre abweſend. Als er nun den Tag meldete, da er wieder kommen wollte, welches 14 Tage vor Pfingſten war, machte ſich das ganze Dorf fertig, ihn zu empfangen. Zwölf junge Burſche ritten ihm auf ſchön geputzten Pferden eine Meile weit entgegen. Als er an den erſten Grenzſtein von Mildheim kam, fand er die zwölf älteſten Hausväter und in ihrer Mitte den alten ehrwürdigen Hrn. Pf. Wohlgemuth. Als dieſer den Wagen erblickte, richtete er ſeine Augen und Hände in die Höhe, betete und ſprach: „Gelobet „ſeyſt du, Vater im Himmel, daß du uns unſern Va„ter auf Erden wiedergiebſt! Gelobet ſeyſt du, daß du „uns das Leben gefriſtet, bis wir ihn wiederſehen, den „Verſorger unſrer Wittwen und Waiſen, den Urheber „eines neuen beſſern Lebens im Dorfe. Nimm uns „nun immerhin die Jahre, die wir noch zu leben hätten, „und lege ſie ihm zu, daß er unſre Kinder und Enkel „recht lange glücklich mache!„ So betete er und den zwölf Männern giengen die Augen über, und ſie ſprachen: „Ja, lieber Herr Gott! erhöre unſer Gebet und „laß ihn lange leben!„ Wie nun der Wagen an den Ort kam, wo ſie ſtanden, ließ der Herr v. Mildheim halten, ſprang heraus, küßte den Herrn Pf. und reichte den Männern allen die Hand, wie es Joſeph mit ſeinem Vater Jacob und ſeinen Brüdern machte. Die Freude, die ſie alle hatten, läßt ſich nicht beſchreiben. Es war aber ein ziemlicher Hügel, wo dieſes geſchahe,

von

von dem man faſt das ganze Mildheimer Feld überſehen konnte. Als nun der Herr von Mildheim ſich umſahe, konnte er ſich nicht genug verwundern über die Veränderungen, die er darinne wahrnahm. Das Getraide ſtand auf vielen Bauern-Aeckern ſo ſchön, als auf den herrſchaftlichen. Hier und da blühte ein Kleeſtück aufs ſchönſte im Brachfelde. Der Hügel, auf dem er ſtand, war ſonſt ein unfruchtbarer Steinhaufen geweſen, und jetzt wuchs ſchöner Haber darauf. Ein wüſter Berg über der Kirche war mit jungen Obſtbäumen bepflanzt, und man ſah ſchon von weitem, daß ein großes Ried, von dem ſonſt der dritte Theil unter Waſſer geſtanden hatte, ausgetrocknet war, und gutes Gras trug. Dieß alles freute ihn herzlich, und er ſetzte ſich nicht wieder in den Wagen, ſondern ließ ihn voraus fahren, und gieng mit den zwölf Greiſen und dem Herrn Pfarrer zu Fuße. Unterwegs ließ er ſich erzählen, wie dieſe Verbeſſerungen in den letzten vier Jahren gemacht worden, bis ſie ans Dorf kamen. Hier war am Eingange eine ſchöne Ehrenpforte von Zweigen und Blumenkränzen aufgerichtet, und von derſelben an ſtanden auf der einen Seite die Schulmädchen, hernach die erwachſenen Jungfrauen und dann die Weiber in einer Reihe bis ans Schloß hin. Auf der andern ſtanden eben ſo die Knaben, Junggeſellen und Männer. Die Mädchen und Jungfern hatten alle überein Kamiſöler und Schürzen von blaugeſtreiftem, ſelbſt geſponnenen und gebleichten Linnen, und runde Strohhüte, mit Blumenſträußen geziert. Die Knaben und ledigen Burſche hatten Beinkleider und Kamiſöler von blaugeſtreiftem, ungebleichten Zwillig, wozu viele das Garn auch ſelbſt geſponnen hatten, und runde Filzhüte, mit rothen Bändern. Die Männer und Weiber waren in ihren ordentlichen Sonntagskleidern. An der Ehren-Pforte ſtanden die Muſikanten und blieſen mit Trompeten, ſo bald man den

Herrn

Herrn kommen ſah. Wie er nun unter die Ehrenpforte trat, ſtimmte der Herr Schulmeiſter mit der Jugend ein Danklied an, in welches die Muſik mit der ganzen Gemeine einſtimmte. Die Muſikanten traten vor, daß ſie vor dem Herrn v. Mildheim und den zwölf Aelteſten her giengen, und hinten an ſchloſſen ſich erſt die Kinder, hernach die Erwachſenen von beyden Seiten in ſchöner Ordnung nach einander an, ſo daß ſie alle paarweiſe kamen, immer ein Knabe und ein Mädchen mit einander, und zuletzt jeder Mann mit ſeiner Frau. Auf ſolche Art ſahen die Aeltern alle erſt ihre Kinder vor ſich vorbey kommen, und ſo gieng der ſchöne Zug unter dem Geſange bis in den Schloßhof. Hier machten ſie einen Kreis um den **Herrn von Mildheim**, und der Herr Pfarrer bezeugte ihm die Freude aller Anweſendeu über ſeine glückliche Wiederkunft durch eine kurze Anrede, welche mit einem dreymahligen lauten **Vivat** beſchloſſen wurde. Davon ward der liebe Herr ſo gerührt, daß er ſich der Freudenthränen nicht enthalten konnte, als er ſeinen Dank für die ihm erwieſene Liebe abſtattete. Alles dieſes geſchah in guter Ordnung, und es wurde nicht mit Flinten und Piſtolen dabey geſchoſſen: weil ſich das nur für Soldaten ſchicket, und leicht Unglück vernrſacht.

Nun war das ganze Dorfe neugierig, wann und wie die von dem **Herrn von Mildheim** vor ſeiner Abreiſe verſprochenen Belohnungen würden ausgetheilt werden? Weil er aber beſchloſſen hatte, daß die verſtändigſten Einwohner ſelbſt darüber urtheilen ſollten, wer die Preiſe **verdient** habe: ſo dachte er, es könne nicht ſchaden, wenn er ihnen vorher etwas von ſeiner **Reiſebeſchreibung** bekannt machen ließ. Denn daraus würden ſie richtiger urtheilen lernen, wer die von ihm aufgegebenen Punkte am beſten ausgerichtet habe. Er nahm daher die Abrede mit dem Herrn Pfarrer, daß

dieſer 24 verſtändige Hausväter und eben ſo viel Hausmütter dazu erwählte und ſie am Nachmittag zu ſich kommen ließ. Hier erzählte er ihnen kürzlich, wie der brave **Herr v. Mildheim** den letzten Willen ſeines ſeligen Herrn Vaters accurat erfüllet, und auf ſeinen Reiſen überall aufs ſorgfätigſte erforſcht habe, woran es liege, daß die meiſten Menſchen, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme ſo oft klagen und unzufrieden ſind. "Er hat auch, ſagte er, den wahren Grund davon entdeckt, und wünſcht nun nichts mehr, als daß er nicht allein ſelbſt, ſondern auch alle ſeine Unterthanen für die Zukunft die Urſachen ſolches Mißvergnügens meiden, und mit einander recht glücklich werden möchten. In dieſer Meynung hat er mir aufgetragen, euch von ſeiner **Reiſebeſchreibung**, die er an jedem Orte aufgeſetzt hat, diejenigen Stücke bekannt zu machen, aus welchem am deutlichſten zu ſehen iſt, worauf es dabey ankömmt. Ich will euch dieſe Stücke nach einander vorleſen. Der Ort, wo jedes geſchrieben iſt, ſteht allezeit dabey.

Sechszehntes Kapitel.

Auszug aus der Reiſebeſchreibung des Herrn von Mildheim.

Wien.

Ich habe nun Könige und Fürſten geſehen, habe erfahren, wie ſie leben, und ſehne mich nach meinem Dorfe zurück. Als Knabe dachte ich: die großen Herren lebten alle Tage herrlich und in Freuden, hätten keine Arbeit zu verrichten, keine Beſchwerlichkeiten des Lebens zu ertragen, keine Sorgen für ſich und die Ihrigen: ſondern es fiel ihnen alles, was ihr Herz wünſchte, ohne Mühe zu; ſie brauchten nur zu befehlen, ſo ſtünd es da, und zu winken, ſo geſchähe ihr Verlangen. So ſtellte ich mir das Leben der Könige,

Fürſten, Grafen und ihrer vornehmen Miniſter, Räthe, Offiziere und Hofleute vor, und wußte mir kein größers Glück zu wünſchen, als daß ich auch ein ſo großer Herr werden möchte. Nun habe ich es alles in der Nähe geſehen, und wünſche mir dieſes Glück nicht mehr. Ein weiſer und guter Regent arbeitet vielleicht mehr und läßt es ſich ſaurer werden, als mancher arme Bauer in ſeinen Landen: und ſeine Arbeit iſt ſchwerer und mühſeliger, als alles, was bey der Landwirthſchaft zu thun vorfällt. Ein Hausvater braucht nur Ein Wirthſchaftsweſen im Kopfe zu haben, und nur für ſeine Frau, Kinder und Geſinde zu ſorgen: aber ein Regent muß dafür ſorgen, daß viele tauſend Haushaltungen unter ſeiner Regierung zufrieden leben können. Der Bürger und Bauer braucht nur mit ſeinen Nachbarn einig zu leben, und Treue und Redlichkeit im Handel und Wandel zu halten, ſo hat er Ruhe: aber ein Regent muß darauf bedacht ſeyn, mit allen andern Königen und Fürſten der Erde in gutem Vernehmen zu ſtehen, um Frieden zu haben, und muß auch immer geübte Soldaten und eine Menge Kriegsgeräthſchaften in Bereitſchaft halten, um ſein Land vertheidigen zu können. Alle dieſe und tauſend andere Geſchäfte kann er unmöglich an allen Orten ſelbſt verrichten: ſondern er muß viele hundert Räthe und Diener halten, die immer einer unter dem andern ſtehen, und einer dem andern Rechenſchaft geben; bis zuletzt alle Sachen durch die Miniſter oder Geheimen Räthe an ihn ſelbſt kommen. Die vielen Diener, ſo wie auch die Offiziere und Soldaten wollen aber alle, jeder nach ſeinem Stande, von ihren Dienſten leben, und müſſen hinlängliche Beſoldungen bekommen. Zur Unterhaltung der Straßen, Brücken, Canäle, Feſtungen, herrſchaftlichen Gebäude, Armenhäuſer, Spitäler und dergleichen werden auch große Geldſummen erfordert. Geſchieht irgendwo ein Schade durch Waſſerfluthen, Feuersbrünſte, Viehſterben, Mißwachs und dergleichen: ſo ſoll der Regent alles wieder gut machen; da ſtrecken alle die leeren Hände nach ihm aus. Entſteht ein Krieg: ſo muß er Tonnen Goldes auf einmahl auszahlen, und muß daher ſchon in Friedenszeiten auf Spargeld bedacht ſeyn. Er muß alſo ſuchen zu allen dieſen ſchweren Ausgaben immer genug einzunehmen, und hat zugleich die Sorge, daß die Unterthanen durch die Ausga-

ben nicht gedrückt werden, und nicht Urſache haben dürfen, zu klagen. Denn dazu ſind viele ſehr geneigt: weil ſie nicht überlegen, daß der Regent für ſeine Perſon gar wenig von ſeinen Einkünften behält: ſondern daß er das meiſte zu den Landes-Ausgaben wieder anwendet, wodurch es bald wieder in die Beutel derjenigen, welche die Abgaben bezahlt haben, und insbeſondere der Landleute zurückfließt. Denn alle, welche von der Herrſchaft Beſoldungen oder ſonſt Geld empfangen, geben das meiſte wieder für Eſſen, Trinken und Kleidung aus, und dieſes kommt zuletzt an den Bauer, für Getraide, Schlachtvieh, Butter, Käſe, Eyer, Wolle, und Flachs. Wollte aber ein Fürſt alle Abgaben erlaſſen, ſo könnte er ſeine Diener, Soldaten und Arbeitsleute nicht beſolden; dieſe könnten alsdenn nichts kaufen: und ſo müßte der Bauer ſein Getraide und andere Waaren, die er zu Markt bringt, behalten und müßte alles entbehren, was er nicht ohne Geld bekommen kann. Die Räthe und alle Diener würden alsdann auch keine Dienſte mehr thun wollen, und da würde alle Zucht und Ordnung aufhören. Der Stärkere würde dem Schwächern das Seinige nehmen; der Wollüſtige würde ungehindert ſeines Nächſten Weib und Tochter ſchänden; der Zornige würde ungeſtraft wüthen und morden; der Liſtige würde den Einfältigen vor ſehenden Augen betrügen. Jeder würde ſich dann ſelbſt Recht zu ſchaffen ſuchen, und ſo würden Zänkereyen, Schlägereyen, Mordthaten und Mordbrennereyen überhand nehmen, daß niemand ſeines Lebens und Eigenthums ſicher wäre, und die Menſchen würden ſich allmählich aufreiben, und die ſchöne Erde zu einer wüſten Einöde machen. Dieſes ſchreckliche Unglück würde geſchehen, wenn keine Regenten wären, oder wenn ſie ſich keine Abgaben von den Unterthanen bezahlen lieſſen. Die Unterthanen haben alſo ſelbſt den größten Vortheil von den Abgaben, und der Herr hat, gleichſam als Haushalter, nur die Sorgen davon, und wer nur ein wenig nachdenkt, wird begreifen, welche ſchwere Sorgen alles dieſes machen muß. Bey ſo vielen und großen Geſchäften kann es nicht ohne Verdrüßlichkeiten abgehen. Da laufen Berichte ein von Unglücksfällen, welche ganze Gegenden zurückſetzen, daß ſie die Abgaben nicht bezahlen können. Waſſerfluthen zerſtören Dämme und Brücken, daß Tonnen Goldes auf ein-

mahl

mahl zur Wiederherſtellung aufgewendet werden müſſen. Treuloſe Einnehmer betrügen die herrſchaftlichen Caſſen, oder drücken die Unterthanen. Gottloſe Beamte beugen das Recht. Schlimme Unterthanen übertreten die Geſetze, ſchlagen, raufen und morden einander aus Zorn und Feindſchaft, bringen Contrebande ein, machen Bankrut, betrügen und verläumden ihren Nächſten. Mütter ermorden ihre Kinder, Kinder ihre Eltern. Räuber und Diebe machen das Land unſicher. Wittwen und Waiſen ſchreyen um Verſorgung; jeder, der in Noth iſt, verlangt Hülfe. Solche und tauſend andere verdrüßliche Dinge fallen täglich vor.

Paris. Die Miniſter, Räthe, Offiziere und andere vornehme Diener der Könige und Fürſten haben jeder einen Theil von den ſchweren Regierungsgeſchäften zu verwalten. Weil es nun viel Geld koſtet, die Wiſſenſchaften, welche zu ſolchen Geſchäften gehören, zu erlernen: ſo müſſen vornehme und reiche Leute zu ſolchen Stellen genommen werden, und der Regent muß ihnen viel Beſoldung geben; damit ſie ſtandesmäßig leben können und nicht für ihre Nothdurft zu ſorgen brauchen, und darüber die Landesgeſchäfte verſäumen. Sie müſſen auch viele Leute zur Aufwartung halten, damit ſie alles geſchwind verrichten können, und müſſen in großen Palläſten wohnen und einen anſtändigen Staat führen; weil ſie den Regenten vorſtellen, und damit die Unterthanen ihnen deſto mehr Gehorſam beweiſen. Aber Arbeit und Sorgen haben ſie genug, und meiſtens ſolche Arbeit, die viel Kopfbrechens und Studirens erfordert. Geſchieht ein Unrecht, oder geht eine Sache ſchief: ſo müſſen ſie dafür haften. Sie werden eben ſo, wie der König, von Leuten, die etwas zu ſuchen haben, überlaufen und mit Bittſchriften überhäuft, und können ſie nicht helfen, ſo giebt man ihnen die Schuld. Oft werden ſie auch beym Regenten unſchuldiger Weiſe angeſchwärzt und verläumdet. Denn, wenn ſie nach den Rechten ſprechen, ſo muß doch immer ein Theil verlieren und der ſchreyt hernach über Ungerechtigkeit. Solchen Leiden ſind die vornehmen Räthe und Diener auch unter einem gerechten und weiſen Regenten ausgeſetzt: weil ein ſolcher Herr nicht allwiſſend iſt, und durch falſche Berichte hintergangen werden kann. Mich würde daher die Ehre, um Könige und Fürſten zu ſeyn, nicht reitzen, nach ſo beſchwerlichen und gefährlichen Stellen zu ſtreben.

Aber das viele Gute, welches redliche und geſchickte Män-
ner in ſolchen Aemtern den Dörfern, Städten und gan-
zen Ländern thun können, iſt wohl werth, daß man et-
was leide; und ich habe an vielen Exempeln geſehen, daß
ein Diener des Landes, er ſey Miniſter, Amtmann oder
Schreiber, General oder Corporal, bey allen Arbeiten und
Verdrüßlichkeiten doch vergnügt und glücklich leben kann:
wenn er redlich, geſchickt und klug iſt, und ſein Amt von
Tag zu Tage immer beſſer zu verwalten, dadurch immer
mehr Gutes zu ſtiften, und ſelbſt immer beſſer zu wer-
den ſucht.

Wirzburg. Wozu dient es wohl, daß die Gelehrten den
ganzen Tag über den Büchern oder am Schreibepult ſitzen,
davon ſie hypochondriſch werden, daß ihnen weder Eſſen
noch Trinken ſchmeckt? — So fragte ich als Knabe meinen
Informator, und er gab mir zur Antwort: ſie thäten es,
um ſich einen großen Nahmen in der Welt zu machen, Geld
durch ihre Schriften zu verdienen, oder durch ihre Gelehr-
ſamkeit zu hohen Aemtern befördert zu werden. Nun habe
ich hier mit einer großen Anzahl wahrhaft gelehrter Män-
ner Bekanntſchaft gemacht, und habe gefunden, daß mein
Herr Informator mich nicht recht berichtet hatte. Unter
den Gelehrten ſind freylich viele, die um des Bauchs wil-
len ſtudiren, ſchreiben, lehren und predigen: ſo wie es
Bauersleute genug giebt, welche blos um des Bauchs wil-
len das Feld bauen. Aber gleichwie brave Bauersleute
bey ihrer Arbeit den Gedanken haben, daß ſie Menſchen und
Vieh dadurch Gutes thun, und daß ſie ſelbſt durch das
Nachdenken dabey immer verſtändiger und zum ewigen Le-
ben geſchickter werden: ſo giebt es auch Gelehrte, welche
ihr gröſtes Vergnügen daran haben, immer mehr zu ler-
nen, den Grund von allen Dingen zu erforſchen, alles aus-
zukundſchaften, was den Menſchen zum leiblichen Wohl und
zur Zufriedenheit des Gemüths dient, oder allerhand nütz-
liche Erfindungen zu machen, wodurch andern das Leben
erleichtert und des Elendes auf Erden weniger wird. Ich
habe gefunden, daß viele Gelehrte dieſe ſchöne Abſicht bey
ihrem Studiren haben, und nicht eben dadurch nach Geld
oder Ehre ſtreben, und dergleichen würdige Männer ver-
dienen damit herzlichen Dank bey Hohen und Niedrigen,
daß ſie, um des gemeinen Nutzens willen, vieler Freuden

des

des Lebens entbehren, und eine ſo ungeſunde Beſchäftigung treiben.

Hamburg. Ich erfahre immer mehr, daß jeder Stand und jedes Gewerbe der Menſchen, ſeine Leiden und Beſchwerden, ſo wie auch ſeine beſondern Annehmlichkeiten und ſeinen Nutzen habe. Der Kaufmann ſchaft Dinge, die in Oſtindien und Weſtindien, in China und Amerika und aller Orten in der Welt zu Hauſe ſind, über Berg und Thal, ja über das weite Meer herbey, daß wir hier zu Lande ſie auch gebrauchen können: und dafür ſchickt er unſer Bauholz, Getraide, Linnen, Lederwerk, Sämereyen und andere Dinge, an denen wir Ueberfluß haben, in fremde Länder. Der Krämer bringt allerley Tücher und Zeuge von allen Farben zuſammen in ſeinen Laden, damit jeder, der ſich einen Rock kaufen will, das Ausſuchen habe. Und ſo ſtellt der Gewürzkrämer und Apotheker hunderterley nützliche Dinge in Schachteln und Büchſen beyſammen, daß man nicht in zehn Häuſer zu laufen und die Zeit zu verderben braucht, wenn man etwas nöthig hat, es ſey was es wolle. Wofür es denn auch recht und billig iſt, daß dieſe Leute einen Gewinn davon haben, da ſie ihr Geld in die Waare ſtecken, und ihre Zeit mit dem Herbeyſchaffen, Abmeſſen und Abwiegen derſelben beym Verkauf zubringen; zumahl da ſie auch Steuern, Zölle, Acciſe, Impoſt und andere Abgaben auf ihren Handel erlegen, und Leute darauf halten müſſen. Es iſt auch wohl nicht unbillig, daß ein Kaufmann an mancher Waare, wenn der Handel gut geht, viel auf einmahl gewinne: weil er auch oft viele tauſend Thaler auf einmahl verlieren kann, wenn die Schiffe untergehen, oder von Seeräubern weggenommen werden; oder wenn die Leute, denen er Waaren auf Borg giebt, bankrut machen. Dieſe beſtändige Furcht macht dem reichſten Handelsmann das Leben ſchwer: denn ſie trifft oft genug ein, und man ſieht deren nicht wenig, welche heute wie Fürſten einhergehen, und morgen in den Schuldthurm kriechen müſſen. Es kann daher kein Kaufmann vergnügt leben, der bey ſeinen Geſchäften blos nach Gewinn ſtrebt: ſondern nur derjenige kann im Glück und Unglück gutes Muths ſeyn, der immer jenes letzte Ziel vor Augen hat: daß er in der Welt Gutes ſtiften und immer beſſer werden ſoll.

Nürnberg. Ich habe nun, als ein Viehhändler verkleidet, in den Wirthshäuſern umher auf die Handwerksleute, die ſich da beym Bierkruge verſammeln, Acht gehabt, und habe aus ihren Geſprächen gemerkt, daß ſie alle auch ihre Noth haben. Der Schuſter klagte, daß das Leder immer theurer würde, und die Leute immer weniger für die Schuhe geben wollten. Der Schneider klagte, daß er ſeinen Kundleuten, beſonders den Weibern und Mädchen, nichts zu Dank machen könnte, und wenn er ſeine Arbeit heim brächte, müßte er oft ohne Bezahlung abziehen. Auch ſchmeckte ihm wegen des beſtändigen Sitzens das Bischen Eſſen nicht recht. Die Töpfer klagten über geſchwollene Füße und kurzen Athem, wegen der Feuchtigkeiten und des ſchmierigen Thons, mit dem ſie handthieren. Die Leineweber klagten über den ungeſunden Staub von der Schlichte und vom Flachs: die Perückenmacher über die ſtinkenden und unſaubern Haare, in denen ſie herum wühlen müßten, und über den Mehlſtaub, den ſie einſchlucken; ſo auch der Steinhauer über den Steinſtaub. Zimmerleute, Ziegeldecker und Maurer beſchwerten ſich darüber, daß ſie ihr Bischen Brod mit täglicher Lebensgefahr erwerben müßten. Und ſo hatten auch die Uebrigen etwas zu klagen: aber alle beſchwerten ſich darüber, daß, wenn einer ſein Leben lang fleißig und ordentlich arbeite, ſo könne er doch ſelten ſo viel vor ſich bringen, daß er im Alter, wenn es mit der Arbeit nicht mehr fort wolle, zu leben habe. Da müßte denn mancher ehrliche Bürger und Meiſter, der ſichs habe ſauer werden laſſen, noch Bettelbrod eſſen, oder Noth leiden. Die Taglöhner ſagten: ſie könnten noch weniger für das Alter zurücklegen; und eine Krankheit oder ein Sterbefall in der Familie könne den fleißigſten und ordentlichſten Mann an den Bettelſtab bringen. Eine ſolche Sprache führten die meiſten. Ich fand aber doch auch hier und da einen, der mit ſeiner Hanthierung zufrieden war: und dieſes waren, wie ich bald merkte, die ordentlichen, fleißigen und verſtändigen; und vor allen andern diejenigen, welche ihre Arbeiten, durch neue Erfindungen, immer mehr zu verbeſſern, und zu verſchönern ſuchten.

Ollingen. Der Monat, den ich hier zugebracht habe, war doch der angenehmſte Aufenthalt auf meiner ganzen Reiſe. Anfangs hielten mich die guten Bauersleute für einen

nen Tagedieb: weil ich ſo lange da blieb, und nichts zu thun hatte. Als wir aber recht bekannt wurden, und ich ihnen viel von meinen Reiſen und Begebenheiten erzählte: begriffen ſie wohl, wie man des Stadt- und Hof-Lebens überdrüßig werden und Ruhe und Geſundheit auf dem Lande ſuchen könne. Sie wurden endlich ſo freundlich und offenherzig gegen mich, wie ich gegen ſie, und ich freute mich recht, dabey zu erfahren, wie das Sprichwort: Liebe macht Gegenliebe, auch zwiſchen Menſchen von verſchiedenen Stande und Alter eintrifft. Ich hatte mit etlichen ehrbaren Hausvätern beſondere Freundſchaft gemacht, die ſich des Abends nach dem Eſſen gemeiniglich unter einer hohen Linde vor dem Wirthshauſe, wo ich wohnte, verſammelten, und bey einer Pfeife Tabak freundſchaftliche Geſpräche hielten. Mit dieſen ſprach ich oft darüber: wie die Menſchen in allen Ständen, vom Kaiſer bis zum Taglöhner, immer nach Zufriedenheit ſtreben, und doch meiſtens mißvergnügt ſind. Sie hörten dann recht begierig zu, wenn ich ihnen erzählte, wie es bey den Großen und Vornehmen hergeht, und wie mancher Herr, der mit einem Stern auf der Bruſt im vergoldeten Wagen ſitzt, was die Zufriedenheit des Gemüths betrifft, gern mit dem Kutſcher tauſchen würde, der ihn fährt. Und bey einem ſolchen Geſpräch kam einer auf den Einfall: Jeder von der Geſellſchaft ſollte ſeinen Lebenslauf erzählen, damit ich auch wüßte, wie es den Bauersleuten gienge. Dieſer Vorſchlag gefiel allen, und mir am meiſten. Der erſte Erzähler war nun Chriſtoph Wahl, einer der wohlhabendſten Einwohner, welcher ſeine Geſchichte auf folgende Art beſchrieb.

"Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, daß ers mit mir immer ſo gut gemeint hat. Ich war einziger Sohn, und mein braver Vater hinterließ mir das Gütchen im beſten Stande. Nur ſtunden noch 500 Gulden vom Großvater her darauf. Aber mit meiner lieben Frau bekam ich einen hübſchen Thaler Geld, daß ich dieſe Schuld abtragen konnte. Nun iſts wahr, ich bin fleißig daran geweſen. Mein Vater hatte mich die Regel gelehrt: Wer vom Pfluge reich werden will, muß ihn ſelbſt anfaſſen. Darum bin ich des Morgens immer zuerſt, und des Abends zuletzt auf den Beinen. Mit den Steuern und Gaben halte ichs ſo. Wie ich anfieng hauszuhalten, legte ich den erſten

Termin voraus parat, und dachte nun ſchon an den zwey-
ten. So hab ichs fortgeſetzt, und es hat mir niemahls ge-
fehlt. Ich habe immer auf den Tag können einhalten; es
hat kein Exequirer meine Schwelle betreten und mein Nah-
me iſt niemahls ins Reſtanten-Regiſter gekommen. Ich
konnte das freylich leicht ausführen: weil mir meine Frau
ſo viel mitbrachte, daß ich Schulden frey war, und noch
ein 50 Thaler in der Hand behielt. Das wandte ich nicht
an Land, ſondern legte es als einen Nothpfennig zurück.
Da brauchte ich nun das Getraide nicht ſogleich von der
Tenne weg los zu ſchlagen. Ich konnte immer eine Erndte
auf dem Boden behalten, bis ich ſahe, wie die folgende
ausfiel, und konnte die beſten Preiſe abwarten. Unterdeſ-
ſen zehrten wir vom Nothpfennig, und wenn ich verkaufte,
legte ich ſo viel, als davon gekommen war, wieder dazu.
Auf ſolche Art brauchte ich niemahls zu borgen, ich brauchte
niemanden zu ſchmeicheln, niemand zu betrügen, und konn-
te immer auf die alte Regel halten: ein Wort ein Wort,
ein Mann ein Mann. Ich konnte auch manchem Nachbar
aus der Noth helfen, daß ich Dank und Segen von ihm
bekam. Fleißige Arbeit und ein ruhiges Gemüth ſind die
beſten Arzneyen: darum bin ich auch mit Frau und Kin-
dern meiſtentheils geſund geweſen, und weiß wenigſtens,
Gott ſey Dank! von keiner ſchweren Krankheit zu ſagen.
So iſt mirs bis auf den heutigen Tag gegangen, und ich
tauſchte mit keinem von den vornehmen Leuten, die lauter
Gold und Seide auf dem Leibe haben, und kein ruhiges Ge-
müth dabey, und die am vollen Tiſche oft nicht eſſen kön-
nen. Mir lacht die liebe Sonne, wenn ich die Augen auf-
thue, ſchon entgegen. Nun guckt mich meine liebe Suſe
an und freut ſich, daß ich noch da bin. Hernach ſpringen
die Kinder, wie die Lämmer, um mich herum. Nun gehts
in den Stall: da freut ſich das Vieh, daß ich komme.
Mein kleiner Brauner macht mir einen Kratzfuß, wie ein
Tanzmeiſter. Nun wird angeſchirrt und dazu gepfiffen:
Wach auf mein Herz und ſinge! Da ſingt die liebe Suſe
im Kuhſtalle auch dazu. Die Hühner gackern darein, der
Hahn kräht, die Kälber blöcken, da iſt lauter Leben. Nun
gehts ins Feld: da ſingt mir die Lerche entgegen, oder die
Wachtel ſchlägt den Tact zur Arbeit, und weil der Braune
das Seinige ordentlich gekriegt hat, ſo zieht er den Pflug,
daß

daß es eine Luſt iſt. Da guck ich denn ſo manchmahl den blauen Himmel an, und denke an den lieben Gott, der alles ſo ſchön eingerichtet hat, daß alle Thiere und Menſchen leben und ſich freuen können, und daß immer eins dem andern hilft; und was ich ſonſt ſo hin und her denke. So verſchwindet mir die Arbeit unter den Händen. Dann läutets Mittag: da gehts links um nach der Krippe und nach der Schüſſel. Da ſteht meine Suſe ſchon fix und fertig, die Arme in die Seite geſtellt, in der Küchenthür. Da giebts einen tüchtigen Schmatz. Die Kleinen klettern an mir hinan und wollen auch ihren Schmatz haben. Der Tiſch iſt gedeckt, und alles ſo rein und ſauber, als wenns geleckt wäre. Knecht und Magd ſind auch bey der Hand. Nun ſchmeckt der Milchbrey oder das Sauerkraut, wie Marzipan: wenn die vielen Hände alle nach der Schüſſel langen und lauter freundliche Geſichter rund herum ſind. Herr! dem gnädigen Fürſten müßt's gut ſchmecken, wenn er mit uns äße. Auf den Abend gehts dann wieder ſo, und wenn Kinder und Geſinde Gott gedanket haben und ſchlafen gegangen ſind: da wird noch ein Viertelſtündchen mit meiner Suſe geheimer Rath gehalten, und alles überlegt, was den andern Tag geſchehen ſoll. Und da muß ich geſtehen, daß meine Suſe oft den beſten Rath weiß. So gehts alle Tage, die Gott werden läßt; nur einen dieß, den andern das. Was meint Er nun, junger Herr! Mit welchen von den Stadtleuten ſoll ich wohl tauſchen? vom Höchſten bis zum Niedrigſten? — "Mit keinem, antwortete ich ihm. Es ſollte Mühe koſten, einen zu finden, der ſo zufrieden wäre, als Er, mein lieber Chriſtoph! Und, was mir noch beſonders dabey gefällt, Er iſt auch nicht hochmüthig auf ſein Glück: ſondern begegnet jedermann freundlich, und erkennet alles für einen Segen des lieben Gottes. Dabey bleib er!

Aber, fieng nun der nächſte in der Reihe, Nahmens Friedrich Reiter, an: daß der gute Herr da nicht etwa denkt, es gienge uns Bauersleuten allen ſo nach Wunſche, wie Euch, Chriſtoph! Ich weiß ein anders Lied zu ſingen; nun kommt das Erzählen an mich. Mein Vater hinterließ mir anderthalb Hufen Land, und meine Frau brachte eine Hufe mit, daß wir leben konnten, wie Freyherren. Nun wars bey meinem Schwiegervater, dem alten Schulzen Tobias,

Gott

Gott hab ihn ſelig! immer hoch her gegangen, und ſeine Kinder waren gewaltig vornehm gewöhnt. Da mußte immer was gutes zu eſſen und zu trinken ſeyn, und immer die ſchönſten Mützen, Wämſer und Röcke auf dem Leibe. Meine Fiecke war hübſch von Geſicht, und das Weibſen gieng mir um den Bart herum, ich hätt ihr das Herz aus dem Leibe gegeben. Da durfte nun keine neue Mode aufkommen: Fiecke mußte ſie zuerſt im Dorfe haben. Die Pachters Töchter hatten nicht ſo ſchmuckere Pantoffeln und Zwickelſtrümpfe wie ſie. Aber wegen des verwünſchten Staats und des Wollebens gieng in der Wirthſchaft alles drunter und drüber, und ehe zwölf Jahr ins Land kamen, ſteckte ich in Schulden bis über die Ohren. Ich ſah nun wohl, daß das Ding nicht mehr ſo fort gehen könnte, wenn ich nicht von Haus und Hof gejagt ſeyn wollte. Ich ſtellte dieſes meiner Frau vor, und ſie ließ ſichs auch gefallen, daß wir fleißiger und ſparſamer wurden: aber es war zu ſpät; der Schulden waren ſchon zu viel. Wenn ich einen Wagen Frucht zu Markte fuhr: ſo wars vorgegeſſen Brod. Da nahmen mir die Krämer daß Geld bald wieder ab, und ich brachte ſelten einen Thaler mit nach Hauſe. Das gute Eſſen und Trinken konnte ſich die Frau bey alle dem nicht abgewöhnen, ob ich gleich alle Tage predigte: Gutſchmecke, macht Bettelſäcke. Zuletzt kam ſie gar auf den vermaledeyten Kaffee und ſchleckerte dann und wann ein Töpfchen voll hinter meinem Rücken. Ich mochte mirs alſo noch ſo ſauer werden laſſen: wir kamen auf keinen grünen Zweig. Da war nichts als Sorgen und Borgen. Die Mahnleute kamen nicht vor der Thür weg, und ich war ſo thöricht, daß ich oft neue Schulden machte, um die Zinſen von den alten zu bezahlen. So mußte alles den Krebsgang gehen, und ich konnte nichts beſſers erwarten, als von Haus und Hof zu kommen. Endlich vor vier Jahren nahm mir der liebe Gott die Frau weg, und nun dachte ich, es würde gar mit mir aus ſeyn. Aber, Was Gott thut, das iſt wohl gethan! Durch den Tod meiner Frau bin ich wieder zum Mann geworden. Eure Hand, Nachbar Chriſtoph! Ihr ſeyd mein Schutzengel geweſen! Auf Eurem Todtenbette wirds Euch Gott noch vergelten, was ihr an mir gethan habt! Seh Er, mein guter Herr! Solche Menſchenfreunde hat er auf allen ſeinen Reiſen wohl wenig angetroffen, als

der Chriſtoph iſt. Wie nun meine Frau unter die Erde gebracht werden ſollte, da fehlte es am beſten. Ich hatte keinen baaren Heller mehr in der Taſche. In dieſer Noth ſprach ich Nachbar Chriſtophen an, und der gute Herzensmann half mir aus der Noth, und dabey ſagte er: Friedrich, der liebe Gott hats gut gemeynt, daß er dir die ſelige Frau genommen hat. Du haſt dich die letzten Jahre her gebeſſert, und es wollte doch nicht recht fort: weil ſie nicht mit anpackte. Nun kannſt du wieder auf die Beine kommen, wenn du fleißig und ordentlich ſeyn willſt. Deine beyden Jungen kommen aus der Schule, die können dir unter die Arme greifen. Schaff nun den Knecht ab. Dein Mädchen iſt auch groß genug, daß ſie der Wirthſchaft kann vorſtehen, und daß du dich nicht auf die Magd zu verlaſſen brauchſt. Wenn ſie etwas nicht weiß, ſo laß ſie nur meine Suſe fragen: die wird ihr recht gern aushelfen. Schreib mir alle deine Schulden und Reſte auf, und was du auf Pfänder ſtehen haſt, oder wo du mehr als 4 Procent Zinſen bezahlen mußt, da will ich dir ſo viel um 4 Procent vorſtrecken. Dazu rathe ich dir, daß du lieber eine halbe Hufe Land verkaufſt, und das übrige damit frey machſt. Hernach ſey brav hinter her, und laß dich keine Arbeit verdrüßen! So denke ich, ſoll noch alles gut werden. So ſagte der liebe Chriſtoph, und, ein **Wort** ein **Wort**, ein **Mann** ein **Mann**: er thats auch, was er geſagt hatte; ſonſt wäre ich ganz verloren geweſen. Nun muß ich aber doch Tag und Nacht ſorgen, wie ich der Schuldenlaſt los werden will, ob mir ſie gleich der liebe Chriſtoph ſo viel leichter gemacht hat. Da iſt **Kunz** oben an der Ecke, der hats in ſeinen jüngern Jahren auch ſo gemacht wie ich, und hat ſich noch dazu aufs Saufen gelegt, und ſeine Kinder zu nichts angehalten: dem iſt nun das Haus über dem Kopfe angeſchlagen, und er kann den Bettelſack ergreifen, wann er will. Mein Glück iſt, daß ich noch gern arbeite, und daß ich die zwey Jungen und das Mädchen habe. Hätte ich die Kinder nicht, ſo wäre mir auch nicht zu helfen. Der Herr wird nun aus meiner Rede wohl ſehen, daß es den Bauersleuten auch gar übel gehen kann; zumahl wenn ſies ſo ein Bischen darnach machen, wie ichs in meinen jüngern Jahren gethan habe." — Da hat er wohl Recht, Friedrich! antwortete ich ihm: **Wie mans treibt, ſo gehts**;

das gilt beym Bauer, wie beym Kaiſer und König. Aber ich ſehe doch an ſeinem Exempel, daß ein Bauer, wenn er in ſeinem Vermögen herunter kommt, ſich faſt noch leichter wieder aufhelfen kann, als die Stadtleute: wenn ers nähmlich mit Verſtand anfängt, und wenn er wohlgerathene Kinder hat, die ihm unter die Arme greifen können. Ey, das hat ſich wohl, ſagte er darauf! Ich laß es gelten, wenn einer einen ſolchen gottesfürchtigen Nachbar hat, wie ich an dem Chriſtoph; ſonſt muß ers wohl bleiben laſſen. Ich machte darauf noch die Anmerkung, daß die beyden guten Leute ſich darinne irrten, wenn ſie meinten: dem Friedrich ſey durch den Tod ſeiner Frau wieder aufgeholfen worden. Es wäre gewiß noch beſſer gegangen, wenn ſie am Leben geblieben wäre und fleißig mit Hand ans Werk gelegt hätte. Friedrich habe es nur nicht verſtanden, ſie zu einer ſolchen Verbeſſerung ihres Gemüths zu bewegen, und darüber hätte er den Pfarrherrn um Rath fragen ſollen. Darauf kam die Reihe zu erzählen an einen alten luſtigen Graukopf, welcher ſo anfieng.

"Meine Mutter ſagte oft: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Wenn aber der junge Herr meine Hiſtorie ja zu wiſſen verlangt: ſo bin ich Toms, der Flurſchütze, und auf 10 Stunden in die Runde heißen mich die Leute den luſtigen Toms. Von meinen Gütern ſteht geſchrieben: Wir haben nichts in die Welt gebracht, werden auch nichts mit hinaus bringen. Meine Frau heißt man die dicke Lieſe, und die hatte eben ſo viel. Gleich und gleich geſellt ſich halt gern. Wir hatten alſo vier Arme und vier Beine, da wir uns freyten; das war unſer hin und her. Damit haben wir getaglöhnert mit einander. Mit Schneiden und Dreſchen verdiente ich das Brod, und mit Backſtein machen, Dach decken, Schutt fahren, Graben, Hacken, Zaun binden, Bothen laufen, wies kam, ſo viel Geld als wir brauchten. Gabs im Winter gar nichts zu thun, ſo ſpann ich mit Lieſen in die Wette. Nachbar Chriſtoph gab mir ein Stückchen Land zu ein Bischen Kartoffeln, Möhren und Rüben um die Hälfte: das gab Winterfutter für uns und die Kuh. Lieſe wußte auch ein für Schweinchen zu ſchaffen. Das gemeine Holz gab die Feurung. Kurz um, wir haben uns alle Tage ſatt gegeſſen, auch den Sonntag ein Pfund Fleiſch im Topf gehabt, ſind keinem Menſchen was ſchuldig geblieben, und haben dem

gnädigen Fürſten zwey Burſche zum Leibregimente geliefert, wie Eichbäume und Kerzen gerade. Der dritte dient als Kutſcher, und das Mädchen ſorgt nun für die Kuh, daß meine Lieſe den ganzen Tag ſpinnen kann. Nun hat mich die ehrbare Gemeine zum Flurſchützen gemacht: da kann ich auch einen Groſchen zurücklegen, für die Zeit, wenn die Beine einmahl den Graukopf nicht mehr tragen wollen. Ja, glaub er mir, Herr, wer auf dem Lande nur arbeiten will, der hats gut. Die Arbeit reißt nicht ab; ein Paar Schuh und Strümpfe halten zehn Jahr, wenn man ſie nur Sonntags anzieht, und ein Kittel auf den Leib iſt bald geſponnen. Er könnte mir wie viel bieten, ich ſollte mit meiner Lieſe in die Stadt ziehen, und vornehm und reich werden. Ich lobe mir mein Dörfchen fein, und mag in keine Stadt hinein!" So erzählte Toms ſeine Geſchichte und pfiff auch noch ein Stückchen dazu. Nun erzählten noch zwey oder drey Nachbarn ihre Lebensläufe, aus welchen allen ich die Lehre abmerkte: Daß es mit dem Bauernſtande eben die Beſchaffenheit habe, wie mit allen andern Ständen. Wie mans da treibt, ſo gehts; und wer ſeine Sachen beſſer macht, dem werden ſie beſſer.

So viel las der Pfarrherr den erwählten Männern und Weibern aus der Reiſebeſchreibung des Herrn von Mildheim vor. Darauf ſagte er zu ihnen: "Ihr guten Leute, ich ſoll euch nun eröffnen, daß unſer lieber Herr haben will, das ihr das Urtheil ſprechet, wer die vor ſeiner Abreiſe ausgeſtellten Preiſe bekommen ſoll. Ueberlegt daher erſt zu Hauſe recht wohl, welche von unſern Miteinwohnern ſie am beſten verdienen, und erinnert euch dabey fleißig an die Geſchichten, die ich euch jetzt vorgeleſen habe. Verſprecht mir aber, es niemanden zu ſagen, wem ihr eure Stimmen geben wollt, bis auf den Sonntag über acht Tage, da das Belohnungsfeſt recht feyerlich gehalten werden ſoll.

Sieben-

Siebenzehntes Capitel.

Ein großes Unglück iſt Urſache, daß die Austheilung der Preiſe verſchoben werden muß.

Wie es nun bekannt wurde, daß am Sonntage nach Chriſti Himmelfahrt die Preiſe ausgetheilt werden, und daß 24 Hausväter und Hausmütter aus der Gemeine ſelbſt darüber urtheilen ſollten: ſo gerieth das ganze Dorf in eine freudig ängſtliche Bewegung, vor Hoffnung und Erwartung, wie es ablaufen würde. Den Mädchen und Burſchen ſchlug das Herz am ſtärkſten dabey, und Hausväter und Mütter, die für ſich nicht hofften, dachten doch, ihre lieben Kinder würden die Ehre haben, daß ſie einen Preis erlangten. Allein, **der Menſch denkts, und Gott lenkts.** Den Freytag in derſelben Woche zog um Mitternacht ein ſchweres Gewitter über das Dorf herauf. Man hörte von weitem an dem Brauſen in der Luft, daß Hagel dabey ſey, und je näher es kam, deſto fürchterlicher brauſte es. Es fielen Hagelkörner, faſt ſo groß wie Hühnereyer, und in ſolcher Menge, daß das Winterfeld und auch ein Theil des Sommerfeldes gänzlich verwüſtet wurde. Das Dorf ſelbſt wurde ſo ſtark davon getroffen, daß die Bäume in den Gärten faſt alle Blätter und Früchte verloren. Dazu ſchlug der Bliz an zwey Orten ein und zündete. Das Feuer gieng auf und wegen des von dem Regenguſſe angeſchwollenen Fluſſes konnte man an vielen Orten nicht zum Löſchen kommen. Ein Mann verbrannte, und eine Frau ertrank mit zwey Kindern im Waſſer. Der Herr von Mildheim machte die beſten Rettungsanſtalten und aus der Nachbarſchaft kamen Sprizen und Leute genug zu Hülfe: aber es brannten doch faſt zwey Drittel vom Dorfe ab, und zwar meiſtens die wohl-

wohlhabendſten Leute. Viele retteten nichts, als was ſie am Leibe trugen. Auch die meiſten Wieſen wurden durch den Hagel und die Waſſerfluth ſo ſehr verdorben, daß wenig Heu zu hoffen war. Die nothwendigſten Anſtalten, welche nun gemacht werden mußten, die Verunglückten einſtweilen in Scheuern und Ställen, und auf den Böden der ſtehen gebliebenen Häuſer unter zu bringen, Brod herbey zu ſchaffen, die Brandſtätten aufzuräumen, das in den Feldern und Wieſen geſammelte Waſſer abzuleiten, die verhagelten Felder umzupflügen — alles dieſes ließ keine Zeit zur Austheilung der Preiſe und zum **Belohnungs=Feſt** übrig; welches daher auf beſſere Zeiten verſchoben wurde. Der Herr Pfarrer **Wohlgemuth** hatte, weil dieſes Feſt eben an dem Sonntage gehalten werden ſollte, da er nach der Stiftung des ſel. Herrn über **Eccleſiaſtes** 1, **V.** 14. predigen mußte, ſeinen Vortrag darauf eingerichtet gehabt, zu zeigen, daß zwar **alles eitel** ſey auf Erden: nur nicht die **Bemühung, alles immer beſſer zu machen, und beſſer zu werden.** Denn dieſe belohne Gott faſt allezeit durch einen glücklichen Fortgang: und dieſes wollte er mit dem eignen Exempel ſeiner meiſten Zuhörer beweiſen. Nun mußte er anſtatt dieſer Lehre eine Troſtrede halten. Aber den Sonnabend Morgens brachte er damit zu, die ertrunkene Frau und Kinder wieder zu beleben, welches ihm nur mit dem älteſten Kinde gelang, und den übrigen Tag und die Nacht hindurch half er die Abgebrannten unter Dach und Fach bringen. Er konnte alſo nicht ordentlich ſtudiren: darum hielt er nur auf dem Gottesacker eine Vermahnung aus dem Herzen, dazwiſchen einige Verſe geſungen wurden. Es kamen auch ſo viele Leute aus den benachbarten Dörfern, das Begräbniß der drey verunglückten Perſonen zu ſehen, daß ſie in der Kirche nicht Raum gehabt hätten.

Achtzehntes Capitel.

Trauer- und Leichen-Vermahnung, welche der Herr Pfarrer Wohlgemuth nach der großen Feuers- und Waſſersnoth auf dem Gottesacker zu Mildheim gehalten, nebſt den dabey geſungenen Liedern.

O Traurigkeit!
O Herzeleid!
O jammervolle Stunden!
Welches Richters ſtrenge Hand
Schlägt mir ſolche Wunden?

Meine Lieben! ich weiß nicht, ob ich heute vor euch reden, oder mit euch weinen ſoll? Dieſer Tag war zu einem Freudenfeſte auserſehen, und es iſt ein Trauertag daraus geworden. Hier, wo ſo viele wohlgebaute Häuſer ſtanden, ſehe ich nichts mehr, als Haufen Schutt und Aſche. Dort ſehe ich über die Aſchenhaufen hin in unſre Felder, und ſehe keinen Halm mehr aufrechts ſtehen. Die Hoffnung der ſchönen Erndte iſt zu Boden geſchlagen, die Arbeit des Jahrs iſt verlohren, die Verbeſſerungen mehrerer Jahre hat ein grauſames Wetter in Einer Nacht zerſtöret. Die wohlhabenden Beſitzer dieſer Häuſer und Felder wollten heute Gott ein Dankfeſt feyern, daß er ihre Mühe und Arbeit ſo reichlich geſegnet: und nun haben ſie kaum ſo viel übrig, daß ſie ihre Blöße decken können. Und drey erblaßte Leichname unſrer Freunde liegen hier bereit für das Grab und die Verweſung, die ſich noch ehegeſtern geſund und friſch zur Ruhe niederlegten. Wer ſollte da nicht mit Salomo ausrufen: **Ich ſahe an alles Thun, das unter der Sonne geſchieht, und ſiehe! es war alles Eitelkeit und Bekümmerniß!** — Barmherziger Gott! Ach! daß ich noch in meinen alten Tagen ſolchen Jammer in meiner lieben Gemeine ſehen ſoll! Ich habe mich in der ganzen Zeit meiner Amtsführung bemühet,

het, ſie immer zufrieden und vergnügt mit deiner weiſen Fügung zu erhalten; habe ſie durch die Erzählung deiner großen Wohlthaten überführt, daß deine Erde kein Jammerthal ſey, und daß du, Allgütiger, uns Menſchen nicht zum Elend, ſondern zur Glückſeligkeit und Freude erſchaffen habeſt: und nun, da ich vielleicht zum letztenmahl vor dieſen guten Leuten rede, muß ich noch das traurige Bekenntniß ablegen: **ich ſahe an alles Thun, das unter der Sonne geſchieht, und ſiehe! es war Eitelkeit, und war Bekümmerniß!**

Es iſt dein Gott,
Der jede Noth
Zu deinem Beſten ſendet.
Trau auf ihn bis in den Tod,
Der all Elend endet!

Vergieb mir, guter Vater, den Schmerz und die Thränen, die mir das Unglück dieſer deiner lieben Kinder auspreſſet! und ihr, Andächtige, ſchämt euch der Betrübniß nicht, in die euer Gemüth durch den großen Verluſt geſtürzt iſt. Beweinet unſre verunglückten Freunde, die wir jetzt zur Erde beſtatten wollen, beweinet eure in Aſchenhaufen verwandelten Wohnungen und eure verheerten Felder! Gott will nicht, daß ſeine Kinder harte gefühlloſe Herzen haben: aber weinet eure Traurigkeit bald aus! Alsdenn forſchet nach den Abſichten, warum uns Gott in dieſe jammervollen Umſtände geſetzt hat, und bemühet euch, ſie zu erfüllen. Sie ſind gewiß eben ſo gütig, als weiſe. Er hat uns bey dieſen Schlägen ſeiner Vaterhand gewiß eben ſo lieb, als wenn er uns alles nach Wunſche ergehen ließe. Ich will euch aber jetzt nur das Nothwendigſte davon ſagen: weil ich ſelbſt vor Betrübniß meine Gedanken nicht recht ſammeln kann.

Wir wiſſen, daß kein Sperling auf die Erde fällt, ohne den Willen Gottes, und weil er allezeit das Beſte will und thut, ſo können wir ſicher ſchließen: es ſey eben

die beſte Zeit zum Sterben für dieſe drey Seelen geweſen, die er durch die Gewalt des Feuers und der Waſſerfluth von der Erde zu ſich in den Himmel genommen hat. Sollten daher noch einige unter euch die Meynung haben, es ſey eine Strafe von Gott, durch Feuer, Waſſer, oder ſonſt einen Unglücksfall ums Leben zu kommen, und dieſe drey Verunglückten wären größere Sünder geweſen, als wir: ſo thut dieſe liebloſe und falſche Meynung von euch. Der ehrbare Meiſter **Johann Andreas Fiſcher**, hat immer einen redlichen und chriſtlichen Lebenswandel geführt, und er ſtarb, als Zimmermann, in ſeinem ſchönſten Beruf, da er eben beſchäftigt war, dem Brande Einhalt zu thun. Die ſelige Frau **Catharina Eliſabetha Schneiderin** hatte, wie ihr alle bezeugen werdet, den Ruhm einer braven Hausfrau und Mutter. Sie verlor auch ihr junges Leben, als ſie eben die größte Muttertreue bewies und mit eigner Lebensgefahr, ihre Kinder retten wollte. Einen ſchönern Tod kann eine Mutter faſt nicht haben. Und der liebe kleine unſchuldige Engel, den die Waſſerfluth in ihren Armen tödtete? Herr, unbegreiflich ſind deine Gerichte und unerforſchlich deine Wege: aber du ſaheſt wohl voraus, daß es beſſer für ihn wäre, ſo jung von der Erde in den Himmel überzugehen; ſonſt hätteſt du unſre Proben, ihn ins Leben zurück zu bringen, an ihm auch gelingen laſſen wie an ſeinem Schweſterchen, daß du, Gnädiger und Barmherziger, dem betrübten Witwer und Vater zum Troſte wieder geſchenkt haſt. Dieſe drey Seelen ſind alſo gewiß bey dir, und ſind glückſeliger, als wenn ſie noch unter uns lebten. Laßt uns nun ihre Leichname zur Erde beſtatten, und uns dabey erinnern, daß man uns vielleicht ſchon heute oder morgen denſelben Weg tragen wird.

Bald iſts vollbracht.
Ins Grabes Nacht
Verſenken dich die Brüder.
Einſt ſiehſt du vor Gottes Thron
Sie vollkommner wieder.

Das Grab umſchließt
Vom wahren Chriſt
Den Staub nur: ſein Geiſt lebet
Ewig glücklich dort, wo ihn
Keine Noth umſchwebet.

Drum laßt uns hier,
So lange wir
Auf dieſer Erde wallen,
Beſſer werden, daß wir Gott
Immer mehr gefallen.

(Während dieſer Verſe wurden die drey Leichen in die Gräber geſenket; hernach fuhr der Herr Pfarrer alſo fort.)

Ihr weinet alle, meine Lieben! Uad ich kann die Thränen faſt auch nicht mehr zurück halten. Aber laßt uns nun doch weiter nachdenken! Sollte uns der allgütige Gott nicht auch etwas Gutes durch dieſe betrübten Todesfälle erzeigt haben? Wir wiſſen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen, und mir ſcheint es in der That, er habe uns dadurch Gelegenheit zu der beſonders ſchönen Tugend geben wollen, **andern beyzuſtehen, wenn man ſelbſt in Noth iſt.** Laßt uns die betrübte, ihres Verſorgers beraubte Wittwe, und den gebeugten Hausvater, der Frau und Kind verloren hat, zuerſt tröſten, ehe wir an unſern eignen Verluſt denken. Wer es kann, ſtehe ihnen bey, wenn ſie vor Traurigkeit nicht wiſſen, wie ſie ſich rathen und helfen ſollen: ſo iſt dieſer Trauerfall unſern Seelen heilſam; die Thränen, die wir vergießen, erweichen unſere Herzen, daß ſie gütiger, liebreicher und Gott wohlgefälliger werden. Euch, ihr beyden Hochbetrübten, hat der Vater im Himmel dieſes ſchwere Leiden zugeſchickt, damit ihr ſtärker werdet in der Gedult, im Vertrauen auf ihn, und in dem Glauben, daß er doch alles wohl macht, wenn auch ſeine Wege unerforſchlich ſind. Nehmet dieſen Glauben vom Grabe eurer nun ſeligen Lieben mit hinweg, ſo wird die Wunde eures Herzens bald aufhören zu bluten; und fanget ſogleich an,

 eure

eure zerſtörten Haushaltungen wieder einzurichten: dieſe eure Geſchäftigkeit wird ſie vollends heilen. Vertrauet auch auf eüre gute Nachbarn und Freunde und bedient euch ihrer Hülfe gern: ſo wird die gegenſeitige Liebe und Dankbarkeit euer Gemüth allmählich wieder aufrichten. Auf ſolche Art werdet ihr die Abſichten Gottes bey dem ſchweren Unglück, das euch betroffen hat, erfüllen und er wird es zu eurem Beſten lenken.

Laßt uns nun noch ein wenig über die gemeine Noth nachdenken, in die unſer ganzes Dorf durch jenes fürchterliche Wetter verſetzt worden iſt. Mehrere unter euch, meine Lieben, haben ſeit einiger Zeit angefangen, ihre Feld- und Hauswirthſchaft immer mehr zu verbeſſern, und ich kann es in Wahrheit bezeugen, dieſe Bemühung hat auch ihrer Seele Vortheil gebracht, ſie ſind merklich verſtändiger dadurch geworden. Nun ſind die Früchte ihres Fleißes zerſtöret, und die Gewalt der Elemente hat keinen Unterſchied gemacht; der Verſtändigſte und Fleiſſigſte hat ſo viel verloren, als der Träge und Unverſtändige. Sollte man daraus nicht ſchließen: die Bemühung beſſer zu werden, und ſeine Sachen beſſer einzurichten, ſey auch eitel und nichtig, und ich hätte euch falſch gelehret, wenn ich euch ſo oft und nachdrücklich daran erinnert habe, daß der Menſch einzig und allein eben darum und dazu erſchaffen ſey? Wenn manchen unter euch, meine Freunde, jetzt beym traurigen Anblick dieſer Aſchenhaufen und dieſer öden und wüſten Felder um uns her, ein ſolcher Zweifel einkommt; ſo wird ihn Gott euch gern vergeben: aber folgt mir doch noch einen Augenblick mit euren Gedanken, ob ſich dieſer Zweifel vielleicht heben laſſe? Seht, wir haben die erfreuliche Hofnung, daß unſre Seelen unſterblich ſind, daß wir nach dem Tode des Leibes ein neues Leben anfangen, und daß wir alle Güter der Seele, als Erkenntniß, Verſtand, Klugheit, Güte, Liebe, Geduld, Standhaftigkeit, in das neue Leben

ben mitnehmen und ſie dort ungeſtört genießen und immerfort vermehren werden. Dieſe Güter ſind alſo nicht eitel: Sturm und Wetter, Feuer und Waſſer, ja ſelbſt der Tod kann ihnen nichts anhaben. Und die Erwerbung, Vermehrung und Verbeſſerung dieſer Seelen-Güter iſt es eigentlich, zu der uns Gott erſchaffen hat. Alle Erden-Güter, als Reichthum, Ehre, Vergnügen, ja ſelbſt die Liebe und Freundſchaft ſind uns nur als Mittel gegeben, durch die wir jene Seelen-Güter erlangen, vermehren und verbeſſern ſollen. Durch den erlittenen großen Verluſt ſind wir aber blos in den zeitlichen Gütern weiter zurück geſetzt: die Vorzüge der Seele, die wir durch unſer bisheriges Nachdenken, und durch unſern Fleiß erlangt haben, bleiben uns. Unſere bisherige Bemühung, uns ſelbſt und alles zu verbeſſern, iſt alſo keinesweges eitel geweſen: wir dürfen nicht Wehe! über ſie ausrufen. Ihre beſten Früchte haben wir noch: die ſind unvergänglich und ewig. Der gütige Vater im Himmel will uns durch dieſe wüſten Brandſtätten und jene leeren Felder nur die Lehre recht einprägen: daß wir das Vergängliche um des Unvergänglichen, das Zeitliche um des Ewigen willen ſuchen, und auf Erden Schätze für den Himmel ſammeln ſollen, die uns kein Dieb rauben, keine Gewalt der Elemente zerſtören kann. Die große Noth, in die wir gerathen ſind, zwingt uns nun gleichwohl, daß wir unſern Verſtand und alle unſere Kräfte anſtrengen, uns wieder heraus zu helfen. Dieſes neue Anſtrengen wird unſern Verſtand noch mehr ſchärfen; das Mitleid des einen mit dem andern und die Sorge, dem Bedrängteſten immer zuerſt zu helfen, wird uns gütiger und liebreicher machen: und ſo werden unſre Seelen durch dieſes Unglück wahrhaftig noch beſſer werden, als ſie zuvor waren. Gott hat uns dadurch in eine neue Schule geführt, wo er uns zu frommen und klugen Kindern erziehet, die er zu Erben ſeiner ewigen Glückſeligkeit einſetzen kann.

Laßt uns daher die Thränen abwiſchen, meine Freunde! Er iſt kein Richter, der uns ſtraft: er iſt ein guter Vater, der unſer wahres Glück ſucht. Laßt uns nicht muthlos auf den Brandſtätten ſtehen und in die verheerten Felder hinaus ſchauen! Ueberlegt heute noch mit Vernunft, was das Nothwendigſte iſt, das zuerſt geſchehen muß; und morgen gehet mit Vertrauen und Gebeth zu Gott muthig an die Arbeit! Suchet auch Hülfe bey den chriſtlich geſinnten Einwohnern der benachbarten Dorfſchaften: ſie werden euch gern nach Vermögen Beyſtand leiſten; ſo wie Ihr guten Leute es ehemals unſern Nachbarn in Wohnhauſen bey ihrem großen Unglück gethan habet. Ich ſehe hier ſchon viele hundert gegenwärtig, denen die Bereitwilligkeit, euch zu helfen, in den thränenvollen Augen ſchwebet. Unſre gnädige Herrſchaft wird auch alles mögliche thun, euch zu unterſtützen. Und ſo könnt ihr zuverſichtlich hoffen, dieſes Unglück bald zu überwinden, ſo daß keine Spur davon zurück bleibt, als die Früchte, die ihr davon für eure Seelen und für die Ewigkeit einerndtet.

Allgütiger Vater im Himmel! Laß mich nur die Freude noch erleben, daß dieſe deine Kinder, deine Liebe auch in ihrem Unglücke erkennen! Daß ſie mit aufrichtigen Herzen ſprechen: **der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Nahme des Herrn ſey gelobt!** Erleuchte ſie mit deinem Geiſte, daß ſie bey der neuen Sorge für das Irdiſche beſtändig ihre unſterbliche Seele und ihr ewiges Wohl vor Augen haben! Stärke ihre Herzen, daß ſie der großen Lehre: **ſeyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt,** nach dem Exempel Chriſti des Herrn auch unter dieſen ſchweren Leiden, bis in den Tod getreu verbleiben! Amen!

Gott ſchickt auf dieſer Erde
Bald Glück, bald Unglück mir:
Damit ich reifer werde
Zum Himmel für und für.
Dieß will ich ſtets bedenken,
Und ihm vertraun, als Chriſt:
Er wird ſchon alles lenken,
Wie mirs am beſten iſt.

In ſeinen Vater-Armen
Iſt ſichrer Schutz und Ruh.
Er will ſich mein erbarmen,
Auch wenn ich Unrecht thu'.
Die Wunden, die er ſchläget,
Heilt er; was er zerbricht,
Baut er auch auf. Er heget
Kein menſchlichs Zorngericht.

Drum will ich herzlich danken
Ihm, auch für meine Noth;
Will nimmer von ihm wanken,
Dem weiſen, guten Gott:
Will, gut zu ſeyn, auch ſtreben,
Und weiſer, immer mehr:
Daß ich im ewgen Leben
Vollkommen ſey, wie Er.

Neunzehntes Capitel.

Beſchluß dieſes Büchleins.

Der **Herr von Mildheim** hatte nun die beſte Gelegenheit, ſeine auf ſeiner fünfjährigen Reiſe geſammelten Einſichten und Erfahrungen zur Wiederherſtellung ſeines Dorfes anzuwenden. Und er that es ſo redlich, daß binnen zwey Jahren alles wieder aufge-

 bauet

bauet war: und die Abgebrannten binnen 6 Jahren alle wieder ſchuldenfrey wurden. Die Art und Weiſe, wie alles dieſes geſchehen iſt; was er für eine ſchöne Bau-Ordnung gemacht; wie er eine gemeine Noth-Caſſe, eine Dorf-Apotheke, ein Krankenhaus für Menſchen und eins fürs Vieh angelegt; wie er eine beſſere Schul- und Kirchenzucht, und eine ganz neue Dorf-Ordnung eingeführt; wie er die Vertheilung der gemeinen Hut und Trift, die Stallfütterung, die Abſchaffung der Hofdienſte oder Frohnen (Robotten), endlich die Vertheilung des größten Theils ſeiner Ländereyen in Bauerngüter zu Stande gebracht, und wie er durch alles dieſes und durch andere nützliche Anſtalten das Dorf Mildheim zu einem rechten Paradieſe und ſeine Einwohner faſt alle glücklich gemacht habe — dieſes kann hier wegen Mangel an Raum nicht erzählt werden. Es ſoll aber alles nebſt dem S. 295. und 395. erwähnten Arzeney-Büchlein für Menſchen und Vieh zu ſeiner Zeit auch beſchrieben und, als der andere Theil dieſes Büchleins, eben ſo wohlfeil ans Licht geſtellt, auch mit einem vollſtändigen Regiſter über beyde Theile verſehen werden: wofern man nähmlich gewahr wird, daß die Bauersleute gern darinne leſen. Auch ſoll in jenem Theil alles verbeſſert werden, was in dieſem von verſtändigen Leuten für mangelhaft oder unrichtig befunden wird: weil es mit den Büchern eben ſo wie mit allen menſchlichen Dingen beſchaffen iſt, daß man ſie

immer beſſer machen muß
bis an das

Ende.

Nach-

Nachricht.

Der Herausgeber dieſes Büchleins ſchreibt auch ſeit 6 Jahren eine Zeitung, welche den Titel führt: Deutſche Zeitung, oder moraliſche Schilderungen der Menſchen, Sitten und Staaten unſrer Zeit. Dieſe Zeitung meldet von Staatsneuigkeiten nur die wichtigſten; nähmlich von Krieg, Frieden, Bündniſſen der großen Herren und von Anſtalten, die ſie zum Glück ihrer Unterthanen machen. Dergleichen ſind z. E. wenn ſie ihnen Freyheiten ertheilen, Abgaben erlaſſen, den Nahrungsſtand verbeſſern, Preiſe für den Landbau und die Handwerke und Künſte ausſetzen, das Schulweſen verbeſſern, den Gottesdienſt erbaulicher einrichten, die Armen verſorgen, ſchädliche Mißbräuche abſchaffen, beſondere landesväterliche Liebe gegen ihre Unterthanen beweiſen. Solche Nachrichten liefert dieſe Zeitung vornehmlich von den Landesherrſchaften in Deutſchland, weswegen ſie auch die deutſche Zeitung heißt. Außerdem erzählt ſie auch viele Geſchichten von guten und ſchlimmen, klugen und dummen, glücklichen und unglücklichen Menſchen und Haushaltungen aus allen Ständen, welche nicht erdichtet, ſondern wirklich geſchehen ſind und dem Herausgeber durch gute Freunde, die er aller Orten darum bittet, in Briefen gemeldet werden. Er erzählt ſie aber immer auf ſolche Art, daß man gute Lehren daraus nehmen kann: deshalb dieſe Zeitung für die Jugend beſonders nützlich iſt. Dabey werden auch in beygefügten Anmerkungen die fremden Wörter und Redensarten erklärt, welche Urſache ſind, daß man in andern Zeitungen vieles nicht verſteht. Ueberhaupt bemüht ſich der Herausgeber die Leſer durch dieſe Zeitung eben ſo, wie durch das Noth- und Hülfsbüchlein, zu bereden, daß ſie durch tägliches beſſer werden und beſſer machen die wahre Zufriedenheit und Ruhe des Gemüths ſuchen ſollen: weil er gewiß weiß, daß ſie auf dieſem Wege zu finden iſt.

Wer nun dieſe Zeitung halten will, beſtellt ſie auf der Poſt oder der Zeitungs-Expedition, die ihm am nächſten iſt. In jeder Woche wird Ein Stück von 1 Bogen geliefert.

Dabey iſt auch meiſtens ein Intelligenz-Blatt, in welches allerhand Nachrichten und Anfragen gegen die Gebühr von 1 Ggr. (4 Kr.) für die Zeile eingerückt werden. Der Preis für den ganzen Jahrgang der Zeitung nebſt dem Intelligenz-Blatt, iſt in Gotha 2 Rthlr. in Golde, oder 3 Gulden 36 Kr. rh. und nur an weit entfernten Orten koſtet ſie etwas mehr. In den Buchhandlungen iſt ſie Vierteljahrweis überall für 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 Kr. zu haben. Der Herausgeber ſelbſt kann einzelne Beſtellungen nicht beſorgen: wer aber die ſchon fertigen Jahrgänge zuſammen haben will, muß ſich an ihn ſelbſt wenden, und es iſt gut, ſie complet zu haben, beſonders für die Jugend; weil in den Anmerkungen zuweilen auf die ſchon da geweſenen Erklärungen zurück gewieſen wird, um nicht eine Sache zweymahl vorzubringen. Wer an ihn ſchreiben will und ſeinen Nahmen nicht weiß, braucht nur auf die Briefe zu ſetzen: **An die Expedition der Deutſchen Zeitung in Gotha.**

Poſtſcript.

Manche Leſer dieſes Buches werden ſich aus den Zeitungen erinnern, daß ich verſprochen hatte, dieſer neuen Auflage auch ein Capitel vom Weinbau beyzufügen. Dieſes Verſprechen habe ich aber dringender Urſache halben nicht erfüllen können, und bitte Sie, mich darum für keinen Lügner zu halten: indem ich von dieſer ſchönen Erfindung des Patriarchen Noah im 2ten Theil dieſes Büchleins handeln werde.

Der Herausgeber.

Staats-Bibliothek Bamberg

In-

Inhalt.

Cap. 1. Was der Herr von Mildheim und der alte Hr. Pfarrer Wohlgemuth von dem menſchlichen Leben halten . . Seite 5
— 2. Wie der Herr von Mildheim geſtorben und begraben worden, und was ſich dabey für ein groſſes Unglück veroffenbaret. . : 9
— 3. Durch Schaden wird man klug. . : 13
— 4. Der Hr. Pf. Wohlgemuth ſpricht mit der verſammelten Gemeinde von Mildheim wegen des erſchrecklichen Unglücks der ſel. Frau von Mildheim. . . . : 15
— 5. Der Herr Pf. lieſt Nro. 35 aus dem Noth- und Hülfsbüchlein . . : 17
— 6. Nro. 36 des Noth- und Hülfsbüchleins : 21
— 7. Der Herr Pf. ließ Nro. 37 und 38. . : 24
— 8. Was ſich mit dem Noth- und Hülfsbüchlein in der Gemeine zu Mildheim weiter begeben. : 31
— 9. Wie der junge Herr von Mildheim darauf bedacht iſt, ſeines Vaters letzten Willen auszurichten. . . . : 33
— 10. Des Herrn Pf. Wohlgemuth Vormittags-Predigt am 2ten heiligen Oſtertage, als am Geburtstage des verſt. Herrn von Mildheim. : 37
— 11. Wie die zwölf älteſten Hausväter mit dem gnädigen Herrn auf dem Schloſſe zu Mittag eſſen. : 46
— 12. Die Nachmittags-Anrede, welche der Herr Pf. am 2ten heil. Oſtertage gehalten. . : 51
— 13. Wie der junge Herr von Mildheim fortgereiſet, und was er für eine Verordnung hinterlaſſen. : 58

Das Noth- und Hülfsbüchlein ſelbſt.

Erſter Theil. Wie Bauersleute vergnügt leben können.

1. Was bey dem Brodbacken zu beobachten. . : 65
2. Wie verdorbenes Getraide zu verbeſſern und geſundes Brod daraus zu backen ſey. . : 70
3. Von den Kartoffeln. . . : 74

4. Von

4. Von dem Zugemüſe und deſſen Aufbewahrung. Seite 78
5. Vom Obſt und deſſen Nutzen. . . ⸗ 82
6. Vom Brenn⸗ und Speiſe⸗Oehl. . . ⸗ 89
7. Was bey dem Fleiſch in Acht zu nehmen. . ⸗ 93
8. Vom Waſſer. . . . ⸗ 102
9. Vom Bierbrauen. . . ⸗ 106
10. Wie man ohne Malzdarre und ohne Pfanne und Keſſel einen guten Haustrunk bereiten könne. ⸗ 114
11. Wie der Schuſter Niklas Rode zu Meyersberg ſeinen Keller mit Wein verſehen, ohne einen Weinberg zu haben. . . . ⸗ 117
12. Vom Eſſig und deſſen großen Nutzen. . ⸗ 121
13. Wie eine geſchickte, reinliche und ordentliche Hausfrau viel dazu hilft, daß ihre Leute geſund bleiben, und ein hohes Alter erlangen. . ⸗ 125
14. Wie bey einer ungeſchickten ſäuiſchen und unordentlichen Hausfrau immer alles kränkelt und elend iſt. ⸗ 131
15. Von der Unmäßigkeit. . . ⸗ 136
16. Vom Brandtwein und deſſen Nutzen und Schaden. ⸗ 141
17. Von der Kleidung. . . ⸗ 147
18. Von der Wohnung und den Hausgeräthſchaften. ⸗ 155
19. Vom Heyrathen. . . ⸗ 164
20. Michel Wolfs Eheſtandsgeſchichte und Kinderzucht. ⸗ 169
21. Was dabey heraus kommt, wenn Bauersmädchen ſich mit vornehmen Herren gemein machen. . ⸗ 175
22. Angſtbrief eines Wollüſtlings und Verführers, auf dem Todtenbette geſchrieben. . . ⸗ 181
23. Was noch ferner für Unheil aus der ſchlechten Kinderzucht Michel Wolfs entſtanden. . . ⸗ 185
24. Herrn Flinks Haus⸗ und Geſinde⸗Ordnung. ⸗ 193
25. Von der Ehre. . . ⸗ 201
26. Von der Gemüthsruhe und dem Gewiſſen. ⸗ 207

Des Noth- und Hülfsbüchleins zweyter Theil. Wie Bauersleute mit Ehren reich werden können.

27. Was Wilhelm Denker für ein Mittel erwählt, zu einem kleinen Gute zu gelangen. . ⸗ 210
28. Auszug aus Wilhelm Denkers Reiſebeſchreibung ⸗ 215
29. Wilhelm Denker macht Bekanntſchaft mit dem klugen Bauer Kleinjogg. . . ⸗ 242

30. Wie

30. Wie er das Heimweh bekommen, ſeinen Abſchied erhalten, und eine eigne Haushaltung angefangen. Seite 248
31. Unterricht vom Klee-Bau. . . . 263
32. Wie Wilhelm Denker ſeinen jährl. Ueberſchuß angelegt und geſparet, ſo daß er allmählich reich geworden. 270

Des Noth- und Hülfsbüchleins dritter Theil. Wie ſich Bauersleute in allerhand Nothfällen helfen können.

33. Von der künſtl. Beſchaffenheit des menſchl. Leibes, wie auch von der großen Kunſt des Arztes und dem gottloſen Betrug der Quackſalber und Marktſchreyer. . 275
34. Die Kunſt alt zu werden, oder kurze Lebensordnung für Geſunde, für Kranke und für ſolche, mit welchen es wieder beſſer wird. . . . 287
35. Was man thun ſoll, daß bey Sterbefällen die Leute nicht eher begraben werden, bis ſie todt ſind . . 17
36. Was man mit Leuten machen ſoll, von denen man nicht gewiß weiß, ob ſie todt ſind. . . . 21
37. Wie man mit Erfrornen umgehen ſoll. . . 24
38. Der erfrorne Sohn des Schinders zu Kalbsdorf wird wieder lebendig. . . . 27
39. Wie man Ertrunkene wieder zum Leben bringt. . 296
40. Wie man Erſtickte rettet, desgleichen von Baſilisken und der Kunſt, Geiſter zu bannen. . . 304
41. Wie man erhenkte oder erwürgte Menſchen wieder lebendig macht. . . . 311
42. Vom tollen Hundsbiß und den beſten Hülfsmitteln dagegen. 315
43. Von Ottern, Spinnen, Bienen und Weſpen Mücken und Ohrwürmern. 321
44. Vom Behexen, und Zaubern, auch vom Drachen, den Irrlichtern und Sternputzen. . . 325
45. Von Gewittern, und wie man ſich dabey verhalten ſoll. 329
46. Von der Hungersnoth. . . . 335
47 Von giftigen Wurzeln 341
48. Von giftigen Gartenkräutern. . . . 346
49. Von giftigen Beeren. . . . 349

50. Von giftigem Geſäme. . . Seite 351
51. Vom Gift insgemein. . . : 355
52. Feuer Katechismus für Junge und Alte. . : 360
53. Vom Unkraut, Ungeziefer und anderer Feld und Gar-
ten-Noth. . . . : 368
54. Was Bauersleute in Kriegsnoth, auch bey Streitig-
keiten und Proceſſen zu beobachten haben. . : 379
55. Von der Noth des Viehes, und wie man ſich gegen
daſſelbe zu verhalten habe. . . : 387

Fortſetzung der Geſchichte von Mildheim.

Cap. 14. Wie die Einwohner von Mildheim das Noth-
und Hülfsbüchlein geleſen und ſich darnach gerichtet. 396
— 15. Wie der Herr von Mildheim von ſeinen Un-
terthanen empfangen worden, als er von ſeinen
Reiſen zurück kam. . . : 399
— 16. Auszug aus der Reiſebeſchreibung des Herrn
von Mildheim. . . : 40
— 17. Ein großes Unglück iſt Urſache daß die Austhei-
lung der Preiſe verſchoben werden muß. : 41
— 18. Trauer und Leichenrede, welche der Herr Pf.
Wohlgemuth nach der großen Feuer- und Waſ-
ſersnoth auf dem Gottes-Acker zu Mildheim ge-
halten. . . . : 418
— 19. Beſchluß dieſes Büchleins. . . : 425
Nachricht von der deutſchen Zeitung. . : 427

Staatsbibliothek Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Rudolf Zacharias,

Noth- und Hülfsbüchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte der Einwohner von Mildheim

Gotha und Wirzburg 1790

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Oec.o.6-a(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11712814-0
VD18 14931303-001